P.O. germ. 593 sd
Heinse
[illegible] p. 361.

Ludwig der Springer
Graf von Thüringen.

Zwey Theile.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweyten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Friedrich der Zweyte fühlt was Adelheid zu fühlen scheint. 289

Zweytes Kapitel. Ein Wochenbesuch. 298

Drittes Kapitel. Aus den Streitigkeiten über den Zehnten erwächst unsern Liebenden ein zweyter Vortheil. 304

Viertes Kapitel. Staatsvortheil begünstigt abermahls Adelheidens Liebe. 314

Fünftes Kapitel. Der Pfalzgraf will mit dem Grafen von Thüringen kämpfen. 321

Sechstes Kapitel. Graf Ludwig, der Vater seines Volks. 332

Siebendes Kapitel. Politischen Inhalts. 348

Achtes Kapitel. Menschen, die von Andern bemitleidet werden, belegt Siegfried mit dem Banne. 354

Neuntes Kapitel. Ludwig der Springer. 365

Zehntes Kapitel. Liebe befreit Ludwigs Unterthanen von ihren Unterdrückern. 382

Seite

Elftes Kapitel. Etwas von den thüringischen Unruhen. 393

Zwölftes Kapitel. Ludwig dankt und vergilt. 404

Dreyzehntes Kapitel. Dem Bruder schmerzt, was der Krieger that. 412

Vierzehntes Kapitel. Worinn der Leser unter Schlachtgetümmel geführt wird. 420

Funfzehntes Kapitel. Ludwig ersetzt den Verlust während des Krieges. 429

Sechszehntes Kapitel. Etwas von dem Fasten am Charfreytage. 436

Siebenzehntes Kapitel. Worinn zwey Lichter erscheinen. 449

Achtzehntes Kapitel. Der Knoblauchskönig. 459

Neunzehntes Kapitel. Den Graf von Thüringen blendet der Glanz einer Krone. 465

Zwanzigstes Kapitel. Markgraf Ekbert. 475

Ein und zwanzigstes Kapitel. Bukko macht noch mehr Kabalen. 483

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Ekbert rächt sich und seine Hoffnung lebt wieder auf. 493

Drey und zwanzigstes Kapitel. Indeß alle Welt sich freuet, trauert Ludwigs jüngster Sohn. 505

Seite

Vier und zwanzigstes Kapitel. Adelheid bauet. 515

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Friedrich erhält einen Befehl von seinem Grosvater. 520

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Wunsch: daß Wahrheit Unwahrheit seyn mögte. 535

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Der Kaiser schafft dem Grafen von Thüringen auch einmal Vortheil. 546

Acht und zwanzigstes Kapitel. Ludwig erinnert seine Gemahlin an ihre mütterlichen Pflichten. 561

Neun und zwanzigstes Kapitel. Enthält einen Zeitraum von neunzehn Jahren. 572

Dreyßigstes Kapitel. Vergebens bittet Ludwig seine Gemahlin: seinem Alter nicht Ruh und Freude zu rauben. 576

Ein und dreyßigstes Kapitel. Bund wider Heinrich den Fünften. 586

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Ein Opfer väterlicher Liebe. 592

Drey und dreyßigstes Kapitel. Heinrich giebt einen zweyten Beweis seiner Wortbrüchigkeit. 600

Seite

Vier und dreyßigstes Kapitel. Ludwig bittet den Kaiser um einen fröhlichen Tag. 610

Fünf und dreyßigstes Kapitel. Graf Heinrich vergißt über eine schöne Dirne seines Vaters. 617

Sechs und dreyßigstes Kapitel. Wiprecht rächt seinen Vater. 627

Sieben und dreyßigstes Kapitel. Ludwig erfüllt seine Gelübde. 635

Erstes Kapitel.

Friedrich der Zweyte fühlt, was Adelheid zu fühlen scheint.

Sieh zu, wer sich erfrecht in meinem Wildbanne zu jagen — befahl Pfalzgraf Friedrich einem seiner Diener, als der Lerm, den Graf Ludwig mit den Seinigen nahe bey Weissenburg machte, in sein Badezimmer drang. Kaum hatte der Diener das Gemach verlassen, da stürzte Adelheid hinein.

Auf, mein Gemahl — rief sie dem badenden Friedrich zu — auf, den Hohn zu rächen, der euch von dem frechen Ludwig wiederfährt!

Es wäre Graf Ludwig — fragte Friedrich — dessen Jagdgeschrey in meinen Ohren tönte? Horch, es kommt noch näher!

Es ist es — antwortete Adelheid — der Freche hat an dem Hohne noch nicht genug, dessen er sich schon gegen euch erkühnte.

Vielleicht — wendete Friedrich ein, der wenig Lust zu haben schien, sein Bad zu verlassen und der Auffoderung seiner Gemahlin nachzukommen — vielleicht hat nur Graf Ludwig sich über die Grenzen seines Gebietes verirrt, ohne dies eben zu wollen.

Wenn Ludwig Schaumburg so wenig verliesse, als ihr eure Burg, so wäre ein solcher Irrthum vielleicht möglich — erwiederte Adelheid unwillig und spottend — Fürwahr, Graf Ludwigs Gedächtniß müßte das ungetreueste seyn, wenn er einen Weg vergessen haben sollte, den er noch vor kurzem so oft machte! Nein, euch zu höhnen war sein Vorsatz und, wahrlich ihr verdientet diesen Hohn, wenn ihr hier noch länger säßet und eures Leibes pflegtet, indeß ein Anderer euch in euren Gerechtsamen stört, und euer Eigenthum freventlich verwüstet. Seyd ihr ein Mann, Herr Pfalzgraf, so steigt heraus aus eurer weichlichen Leibespflege und eilt hinaus, den frechen Jäger zu bestrafen. Ich gehe jetzt, eure Diener zu versammeln, folgt ihr mir nicht bald nach: so stelle ich mich an ihre Spitze und versuche, ob ich ein Mann werden kann, da ihr ein Weib geworden seyd.

Adelheid, was denkt ihr von mir — rief Friedrich, der jetzt von seiner Gemahlin in Feuer gesetzt, hastig dem Bade entstieg — Befehlt meinen Leuten, daß sie sich eilend rüsten und mein Roß bereit halten, damit ich es in wenig Augenblicken besteigen kann.

Adelheid gieng und weniger langsam, als sie gefürchtet hatte, folgte ihr Friedrich nach. Die Seinigen erwarteten ihn schon und Friedrich gürtete ohne Säumen sein Schwerd um, und schwang sich mühsam auf sein Roß. Nicht fern von dem Schlosse, stieß er schon auf den unbefugten Jäger, den er über sein widerrechtliches Beginnen hart zur Rede setzte. Ludwig vertheidigte sich, doch waren seine Worte weniger gewählt, sich zu entschuldigen, als Friedrichs Zorn noch mehr zu entflammen. Bis zur Wuth entbrannt, zog Friedrich sein Schlachtschwerd, um damit die erlittene Schmach zu rächen, Ludwig aber wehrte den Streich, welcher ihn treffen sollte, ohne Mühe ab.

Tod und Verderben über den, der unsern verehrten Gebieter anzugreifen wagt — stürzten sich jetzt die Ritter Reinhard, Dietrich und Ulrich auf den Pfalzgrafen loß, und ehe dieser noch von den Seinigen unterstützt werden konnte, war seine Brust schon von Ritter Rein-

hards Jagdspiese durchbohrt. Seinen Fall zu rächen, verhinderte jene das Schrecken, in das er sie gestürzt hatte. Ihn, wo möglich, noch zu retten, schien ihr einziger Wunsch zu seyn.

Verwegener, was thatest du — rief Ludwig mit strafendem Blicke dem Ritter Reinhard zu!

Was meine Pflicht: euer Leben zu schützen und für euch mein Leben zu wagen; mir befahl — erwiederte Reinhard.

O hättest du diesen Schutz für nöthigere Fälle gespart — erwiederte Ludwig — hier hätte ich seiner nicht bedurft. Fern war es von mir, mit dem Pfalzgrafen kämpfen zu wollen, entwaffnen wollte ich ihn blos. Euer, Ritter Reinhard, ist die Schuld, wenn die Pfalzgräfin von Sachsen ihren Gemahl verliert — Er wendete sich hierauf zu Friedrichs Gefolge und fuhr fort — ihr selbst, feste Ritter und Knappen, müßt mir das Zeugniß geben, daß ich an dem Falle eures Herrn unschuldig bin.

Er sprachs und ritt nun eilend mit den Seinen wieder nach Freyburg zurück.

Jetzt brachte man den entseelten Friedrich in sein Schloß, wo ihn Adelheid mit lautschallenden Klagen empfing. Verzweiflungsvoll beschwor sie die Aerzte, ihren Gemahl ihr wieder zu geben, vergebens aber war alle deshalb an-

gewendete Mühe. Reinhard hatte so wohl gezielt, daß sein Jagdspieß das Herz des unglücklichen Friedrichs getroffen hatte. Seine Seel war schon entflohen, ehe man ihn in das Schloß zurückbrachte; und in die verlassene Hülle vermag keines Arztes Kunst eine Seele zurückzurufen.

Hat ein Mensch einmal die Stufenleiter des Verbrechens betreten, so sinkt er immer tiefer hinab. Adelheid auch also. Groß war schon ihr Verbrechen, daß sie dem, den sie Treue gelobt hatte, diese Treue brach und ihn, hieran noch nicht genug, so gar ihrer Leidenschaft opferte; aber grösser wurde es noch durch die Art, wie sie sich jetzt betrug, da man ihr den Geopferten brachte. Um allen Verdacht von sich abzuwenden, begnügte sie sich nicht, den folterndsten Schmerz zu äussern, nein mit seltner Kunst heuchelte sie Verzweiflung und Sinnlosigkeit und flehete frevelnd um Rache über Friedrichs Mörder.

Der Schmerz und die Verzweiflung, welche Adelheid erkünstelte, zerrissen wirklich das Herz des ältern Pfalzgrafen von Sachsen. Der Tod des einzigen Sohnes hätte beynahe auch ihm das Leben gekostet. Er wurde krank und sein Schmerz dadurch vermehrt, daß er den Getödeten nicht wenigstens noch einmal sehen konn-

te. Ohne seines Vaters Begleitung wurde Friedrichs Leichnam, in der Klosterkirche zu Goseck, dem Schooße der mütterlichen Erde wiedergegeben. Damit dem Verblichenen jährlich an seinem Todestage die Exequien gehalten werden mögten, beschenkte Friedrich der Zweyte das Kloster mit dem Gute Nindorp.

Mehrmals hatte sich der Pfalzgraf schon den Tod seines Einzigen erzählen lassen, dennoch verlangte er nach seiner Wiedergenesung Wiederholung des schon oft Gehörten, mit Bemerkung auch des geringfügigsten Umstandes. Einige Diener des Verabschiednen erfüllten das Verlangen des Pfalzgrafen. Sie berichteten alles genau und endigten damit, daß sie den Grafen von Thüringen, an dem Falle ihres Herrn unschuldig erklärten. Der trostlose Vater stimmte ihnen nicht bey, er glaubte, daß Ritter Reinhard sein Mordgewehr auf Befehl seines Herrn gezückt hätte, und daß Ludwigs Jagen im Forste bey Weissenburg kein Werk des Zufalls gewesen wäre.

Einer der Diener wiederholte Ludwigs Versicherung: „daß einige seiner Begleiter, die des Waldes nicht kundig gewesen, ohne seine Schuld von ihm ab und aus seinem Jagdbezirke in das Gehege des Pfalzgrafen gekommen wären. Er wäre also absichtlich den Irrenden nachge-

eilt, um sie durch sein Jagdgeschrey wieder zu sich zu rufen, damit dem Pfalzgrafen aus ihrem Irrthume kein Schade erwachsen mögte."

Glaubwürdiger wird diese Versicherung — setzte der Erzähler hinzu — da der Graf von Thüringen, als mein seliger Herr aus seinem Schlosse kam, den Weg wirklich wieder nach seiner Gränze nahm. Wir würden jetzt nicht den Tod eines geliebten Herrn betrauern, wenn euer Herr Sohn noch ein wenig länger in seinem Schlosse geharrt, oder seine Hitze gegen den Grafen etwas gemäßigt hätte.

Dies alles konnte den Argwohn nicht verscheuchen, welcher den Pfalzgrafen erfüllte und er traf den Grafen von Thüringen nicht allein, sondern auch die Wittwe des Getödeten. Sich zu überzeugen, ob er gerecht wäre, eilte Friedrich der Zweyte nach Weissenburg, so bald seine Kräfte es ihm verstatteten. Adelheid las seinen Argwohn in seinen Mienen, wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß er in den ihrigen nicht ihre Schuld las. Ihr Schmerz war zu groß, als daß der Pfalzgraf ihn für verstellt hätte halten sollen; und nicht Friedrichs Tod allein nannte sie als die Ursache desselben.

Fern war es von Adelheiden, nur im geringsten zu äussern, daß sie den Verdacht des

Pfalzgrafen verriethe, oft versicherte sie ihm aber dagegen, daß es ihr nicht unbewußt wäre, daß in ihm einst der Verdacht gelebt hätte: sie stände in einem geheimen Verständnisse mit dem Grafen von Thüringen; und daß eben dies ihren Gram, ihre Verzweiflung vermehrte. Auf eben die Art, nur mit mühsamerer Beredsamkeit, als gegen ihren Gemahl, rechtfertigte sie sich nun auch gegen den Vater desselben; und leichter wurde ihr jetzt diese Rechtfertigung als zu jeder andern Zeit.

Leidenden öffnet sich das Herz schneller, zumal wenn es selbst gleiche Leiden niederdrükken — diese Erfahrung machte Adelheid, so wie ausser ihr sie schon Viele gemacht haben. Zornig war einst Friedrich der Zweyte über sie, als er sie seinem Sohne untreu glaubte und zorniger noch, durch den entstandenen Verdacht, war er jetzt nach Weissenburg gekommen, gedämpft wurde aber sein Zorn durch den verzweiflungsvollen Schmerz, von welchem er Adelheidens Herz zerrissen sahe. Mitleid trat an seine Stelle und verdrängte nach und nach nicht nur ihn, sondern auch den Verdacht, mit welchem Friedrich nach Weissenburg gieng.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen war Friedrich durch Adelheidens künstliche Verstellung, von ihrer Unschuld völlig überzeugt

worden; ihr eignes Gewissen erinnerte sie aber nun an ihre Schuld. Ueber die Ermordung ihres Gemahls beruhigte sie es leicht, da die Stimme der Leidenschaft lauter in ihr war, als die Stimme des innern Richters, nicht so leicht aber konnte sie sich über einen andern Vorwurf beruhigen, der sie zu peinigen begann.

Im Eifer ihrer Bemühungen: ihre Unschuld zu beweisen; hatte sie sich so weit vergessen, daß sie, wie wir schon vorhin erwähnten, über Friedrichs Mörder um Rache flehte. Entsetzen ergriff sie, da jetzt die Furcht in ihr empor stieg: daß ihre Bitte an ihr und ihrem Buhler erfüllt werden könnte. Ungeheuchelter Schmerz quälte sie, bis sie nach zwey Tagen dem Vater Hugo ihre Furcht mittheilte und dieser ihr die Versicherung gab, daß diese Furcht, nach dem erhaltenen Ablaßbrief vom heiligen Vater zu Maynz, ganz unnöthig wäre. Hierdurch machte Adelheidens wahrer Schmerz der Freude Platz, die sie darüber empfand, daß sie nun endlich der Erfüllung ihres so lange vergeblichen Wunsches nahe war, wenn schon dies Nahseyn ihrer heissen Liebe für den Grafen von Thüringen öfters noch eine weite Entfernung schien, durch ihre verstellte Betrübniß hingegen erwarb sie sich Friedrichs Zutrauen immer mehr.

Zweytes Kapitel.

Ein Wochenbesuch.

Graf Ludwig quälte sich zwar nicht mit Gewissensbissen, unermeßlich lang wurde ihm aber die Zeit, die er jetzt fern von Adelheiden zubringen mußte. Einen geheimen Besuch bey ihr zu machen, hielt er, während der Gegenwart des argwöhnischen Friedrichs, für zu viel gewagt. Er mußte also seiner Abreise harren und sich indessen begnügen, daß Adelheid durch den Vater Hugo oder den vertrauten Knappen, welcher Ludwigen schon öfters geheime Botschaften gebracht hatte, ihm von ihr und den Begegnissen zu Weissenburg bisweilen Nachricht geben ließ. Er zitterte bey dem Gedanken: daß Adelheid vielleicht nicht immer Gewalt genug über sich haben würde, um sich nicht dem verdachtvollen Pfalzgrafen zu verrathen; und Vater Hugo konnte diese Furcht nur mit schwerer Mühe von ihm bannen.

Adelheid erhielt indessen Gelegenheit, die Maske der schmerzlich betrübten Wittwe abzulegen, deren Behauptung ihr nicht wenig Mühe gekostet hatte. Friedrich hatte nicht nur allen Verdacht gegen sie aufgegeben, sondern

sie fieng auch an, ihm theuer zu werden, wozu ohne Zweifel die Hoffnung: seinen Stamm von neuem aufblühen zu sehen, die erste Veranlassung war.

Adelheid war ihrer Entbindung nahe und der alte Pfalzgraf fröhlich, bald einen Enkel auf seinem Schooße wiegen zu können. Um dieser ungebornen Frucht der Liebe ihres abgeschiednen Gemahls beschwor Friedrich seine Tochter: ihren Schmerz zu mäßigen; und innig freuete er sich, daß ihr dieß gelang. Grösser war aber noch Adelheidens Freude, daß sie nun nicht länger einer mühsamen Verstellung bedurfte.

So angenehm es aber auch der Pfalzgräfin war, daß aus dem Herzen ihres Schwiegervaters aller Verdacht wich; so unangenehm war es ihr hingegen, daß er nach und nach anfing eine Liebe und eine zärtliche Sorgfalt gegen sie zu äussern, die sie zuvor noch nie erfahren und auch jetzt nicht erwartet hatte. Diese zärtliche Fürsorge war eine Folge der in Friedrichs Busen belebte Hoffnung, und Adelheiden im höchsten Grade lästig, weil sie den Pfalzgrafen verleitete in Weissenburg zu bleiben und Adelheid dadurch verhindert wurde, ihren geliebten Ludwig einmal zu sehen.

Ludwigs Begierde: durch einen Besuch bey Adelheiden für die lange Zeit, die er noch würde von ihr getrennt leben müssen, sich Ausdaurungskraft zu verschaffen; besiegte endlich seine Bedenklichkeit: nach Weissenburg zu gehen, so lange Friedrich sich noch daselbst aufhielte. Durch den Vater Hugo ließ er Adelheiden bitten, ihm eine geheime Zusammenkunft zu erlauben und Adelheid, die sich nach ihrem Geliebten nicht weniger sehnte, als er nach ihr, würde seine Bitte ohne Säumen erfüllt haben, wenn sie nicht Friedrichs scharfen Blick gefürchtet hätte. Diese Furcht, zwang sie zu verweigern, was sie so gern bewilligt hätte, doch richtete sie den schmachtenden Geliebten durch die Versicherung auf: daß ihre Trennung nur noch kurze Zeit dauren würde.

Sagt meinem Ludwig — sprach sie zu dem Vater Hugo — daß mein Vater in kurzer Zeit nach Gröitzsch *) kommen und sich hier eine Zeitlang verweilen würde. Ich begleite ihn dann nach Gröitzsch, wo kein Friedrich uns belauschen würde.

Ein stärkender Trost war dies allerdings für den seufzenden Grafen, doch genügte er sei-

*) Diese Grafschaft gehörte damals noch dem Markgrafen von Soltwedel. Erst ungefähr acht Jahr nachher vertauschte er sie dem Grafen Wiprecht gegen das Balsamerland.

ner Sehnsucht nicht. Mehrere Wochen sollte er noch von Adelheiden getrennt leben — welche Ewigkeit für einen Liebenden! Wiederholt ließ er Adelheiden um die verweigerte Zusammenkunft bitten, aber unerschüttert fest stand ihr Entschluß: ihn nicht eher als in Gröitzsch bey ihrem Vater zu sehen. Sie ließ ihn beschwören, nicht länger in sie zu dringen, damit sie nicht vielleicht einmal der Auffoderung ihres Herzens folgen und ihm, was er bäte, gewähren mögte, ließ ihn beschwören, daß er seine Ungeduld bezügeln mögte, weil ihrer Befriedigung leicht das Glück des Lebens geopfert werden könnte, da dies auf ewig vernichtet seyn würde, wenn Friedrich zur Bestärkung seines nun vergessenen Argwohns die geringste Veranlassung erhielte.

Ludwig fühlte das Gewicht dieses Grundes, der in ihm den Entschluß hervor brachte: der von Adelheiden bestimmten Zeit geduldig zu harren. Er blieb auch wenigstens seinem Entschlusse in so fern getreu, daß er Adelheiden nicht mehr mit der Wiederholung der schon oft verweigerten Bitte bestürmte, unmöglich war es ihm aber nicht jeden Morgen den Abend und jeden Abend den Morgen herbey zu flehen und sich so nach der frühen Ankunft des frohen Tages des Wiedersehens zu sehnen.

Indeß Ludwig der Zeit vergebens schnellere Flügel wünschte, nahete Adelheidens Niederkunft heran. Friedrichs Wunsch wurde erfüllt. Adelheid genaß eines Söhnleins und unbeschreiblich war die Freude des Großvaters, über die Geburt des Fortsetzers seines Stammes. Entzückt bedeckte er ihn und seine Mutter mit Küssen, und nannte den Neugebornen: Friedrich den Vierten.

Vergessen war nun in Weissenburg die Trauer, das Schloß hallte von lauter Freude wieder, doch war keiner seiner Bewohner so freudig als Großvater Friedrich. Um alle mit sich zu gleichen Empfindungen zuzustimmen, stellte er mancherley Feste an, die bald seine Nachbarn, bald seine Lehnsleute und Diener zur Freude auffodern sollten.

Der Ruf von dieser Festlichkeit war bis zu Ludwigs Ohren gedrungen und hatte in ihm die Hoffnung erregt: in diesem freudigen Gewirr nach Weissenburg kommen zu können, ohne entdeckt zu werden. Er sendete daher nach Goseck zu dem Vater Hugo, ihm seine Hoffnung mitzutheilen und, durch ihn Adelheiden um ihre Erfüllung beschwören zu lassen. Unwillig über Ludwigs Stürmen gieng Hugo nach Weissenburg, wo er nach vielen Bitten

endlich von Adelheiden erhielt, was Ludwig von ihr begehrte.

Die Geburt seines Enkels zu feyern, hatte Friedrich unter andern Festlichkeiten auch ein Lustrennen angestellt. An dem hierzu bestimmten Tage glaubte Adelheid, ihrer Geliebten ohne Gefahr sehen zu können, weil alles, was männlich war, aus dem Schlosse entfernt seyn würde und Ludwig daher, unter Hugos Geleitschaft, sicher und unentdeckt in ihr Zimmer kommen könnte.

Durch Hugos Gefälligkeit in ein geistliches Gewand verhüllt, trat Ludwig seine Wanderschaft nach Weissenburg an, wo Kunigundens Vorsicht es so einzurichten wußte, daß er in das Gemach seiner Geliebten kam, ohne von Jemand gesehen zu werden. Hugo und Kunigunde hielten Wache, damit die so lange getrennten Liebenden in ihrer Unterhaltung nicht gestört werden mögten.

Es hat unserm Vorarbeiter nicht gefallen, uns diese Unterredung Ludwigs mit Adelheiden mitzutheilen, ein Verlust, den wir um so mehr bedauren, weil wir dadurch ausser Stand gesetzt werden, unser Büchlein mit einem Minnegespräche im Wochenzimmer zu zieren, eine Seltenheit, die es — wo wir nicht irren — durch etwas Eignes vor allen seinen Brüdern

auszeichnen würde. Zu unserm Mißvergnügen wissen wir aber von jenem Gespräche nichts, als daß Adelheid ihrem Geliebten den Tag bestimmte, wenn ihr Vater nach Gröitzsch kommen würde. Er war nicht mehr fern und aufgeheitert durch diese frohe Nachricht und gestärkt durch die Küsse, mit denen Adelheid ihn beschenkte, verließ Ludwig Weissenburg so unbemerkt, als er dahin gekommen war.

Drittes Kapitel.

Aus den Streitigkeiten über den Zehnten erwächst unsern Liebenden ein zweyter Vortheil.

Fünf Wochen nach der Geburt Friedrichs des Vierten, traf der Markgraf von Soltwedel mit seiner Gemahlin in Weissenburg ein, wo die letztere mit Adelheiden zurück zu bleiben gedachte, bis diese stark genug seyn würde, ihrem Vater nach Gröitzsch zu folgen. Frau Oda äusserte diesen Vorsatz gegen Adelheiden, die mit ihm wenig zufrieden seyn konnte, weil durch die Ausführung desselben, ihre Trennung von

von dem geliebten Ludwig verlängert worden wäre. Sie suchte daher ihre Mutter umzustimmen, welches ihr auch nicht schwer wurde, da diese ihre Versicherung: daß sie die kleine Reise von Weissenburg nach Gröitzsch sonder Nachtheil machen könnte; durch ihr vollkommenes Wohlbefinden bestättigt sahe. Friedrichs wiederholte Bitten hielten den Markgrafen zwey Tage in Weissenburg zurück, dann machte er sich mit den Seinigen nach Gröitzsch auf, wo alles Volk sich freuete, seinen Landesvater zu sehen.

Der Markgraf von Soltwedel war durch die Streitigkeiten über den Zehnten nach Thüringen gerufen worden.

Weit entfernt, seinen Antheil dieses Landes dieser Abgabe unterwerfen zu lassen, war sein Wille, einem mächtigen Nachbar die Sorge für das Beste seines Eigenthums aufzutragen, doch wollte er, ehe er dies thäte, sich zuvor in Gröitzsch selbst von dem Stande der Dinge genau unterrichten. Die Wahl des Fürsten, der freundschaftlich genug seyn würde, über die Gerechtsame der Grafschaft Gröitzsch zu wachen, wurde dem Markgrafen schwer. Daß Pfalzgraf Friedrich sich dieses Geschäftes gern unterziehen würde, bezweifelte er nicht, und ohne Bedenken würde er sich mit seiner Bitte an ihn

gewendet haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß er zu schwach und, vom nahenden Alter niedergedrückt, zu unthätig wäre.

Udo legte daher um seines Vortheils willen die Feindschaft ab, die von Ludwig dem Bärtigen auf seinen Sohn fort geerbt war. Ludwig selbst hatte ihm nie Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, das abgerechnet, das er zu Maynz über seine jugendliche Liebe zu Adelheiden gefühlt hatte, der Ruf hingegen ihm so so viel Löbliches von diesem jungen Fürsten gesagt, daß Udo seine Gerechtsame vollkommen gesichert hofte, wenn Ludwig sich entschlösse, ihr Beschützer zu werden. Daß er es werden mögte, war sein eifrigster Wunsch; und inniges Entzücken erfüllte Adelheiden, als ihr Vater diesen Wunsch in ihrer Gegenwart äusserte.

Willig wird Graf Ludwig euer Begehren erfüllen — versicherte Adelheid ihren Vater — Andern gefällig zu seyn, ist sein Vergnügen.

Mehr als diese Versicherung bewirkte vielleicht bey dem Markgrafen der Gedanke: daß Ludwig gegen Adelheidens Vater wahrscheinlich gefälliger seyn würde, als gegen jeden Andern. Das freundschaftliche Verständniß, in welchem Ludwig mit dem verstorbenen Pfalzgrafen von Sachsen gestanden hatte, war ihm nicht verborgen, so wie er ahndete, daß seine Tochter

die Stifterin desselben gewesen wäre. Zuweilen ahndete er auch wohl etwas mehr, absichtlich aber gab er sich keine Mühe, die Hülle von einem Geheimnisse hinweg zu reissen, dessen Aufklärung ihm vielleicht unangenehm seyn würde. Vielmehr gab er sich alle Mühe, sich zu überzeugen, daß Ludwig wirklich nur Friedrichs Freund; und der Tod des letztern nur eine unglückliche Folge von Reinhards treuer Sorgfalt für das Leben seines Herrn gewesen wäre. Liebe für seine Tochter brachte ihn nach und nach so weit, als den Pfalzgrafen von Sachsen Freude über die Erhaltung seines Standes gebracht hatte.

Voller Hoffnung: keinen vergebenen Weg zu machen; ritt demnach Udo, zwey Tage nach seiner Ankunft in Gröitzsch, nach Schaumburg, um dem Grafen von Thüringen die Aufrechthaltung der Rechte seines Eigenthums anzuempfehlen. Ludwig stellte sich über die Ankunft des Markgrafen mehr erstaunt, als er wirklich war, da Adelheid ihn schon im Geheim hatte benachrichtigen lassen, welch glückliches Begegniß für ihre Liebe sich ereignet hätte, indem ihr Vater durch seinen eignen Vortheil gereizt würde, seine Freundschaft zu suchen.

Udo ließ den Staunenden nicht lange warten, bis er ihm die Ursache seines Besuchs sagte, so wie dieser ihn nicht lange in der Ungewißheit ließ, ob die Hoffnung, welche er sich machte, erfüllt werden würde oder nicht. Mit Wärme versicherte Ludwig dem Markgrafen, daß er die Gelegenheit: ihm gefällig zu seyn; freudig benutzte, und seine Besitzungen in Thüringen die letzten seyn sollten, welche dem Stuhl zu Maynz den Zehnten bezahlten.

Laßt euch, theure Leser, durch die Vermuthung: daß Ludwig einem andern Lande die Freyheit erhalten wollte, die er dem seinigen verschwendete, um sich dafür Erlaubniß zu sündigen zu erkaufen, nicht reitzen, ihn deshalb zu tadeln. Ludwig hatte sich zwar zu Entrichtung des Zehnten verpflichtet, aber fern war es von ihm, seinem Volke die Abgabe desselben auflasten zu wollen. Sein Wille war, seinen Unterthanen zu ersetzen, was sie dem Stuhle zu Maynz entrichten würden; und ob auch dies gleich gewissermassen Verschwendung der Schätze seiner Unterthanen war — denn woher sonst als von diesen schreibt sich der Schatz eines Fürsten — so war sie doch gewiß, wenn man nicht auf die Veranlassung zu derselben sieht, leicht zu verzeihen.

Abgerechnet, daß Ludwig schon von seinem Vater einen beträchtlichen Schatz erbte, betrug der Zehnten keine so grosse Summe, als der Graf von Thüringen jährlich durch die weise Eingezogenheit, die ohne Ausnahme an seinem Hofe herrschte, ersparte. Der strengste Sittenrichter würde daher — wenn wir uns nicht irren — dem Grafen von Thüringen eine Ausgabe vergeben, die die Befriedigung der glühendsten seiner Leidenschaften zur Absicht hatte, wenn diese durch sie allein hätte befriedigt werden können. Doch wir wollen das Urtheil unserer Leser nicht leiten, sondern ihm nur den gehörigen Standpunkt zeigen.

Graf Ludwig bat seinen Gast: einige Tage bey ihm zu verweilen; der Markgraf entschuldigte sich aber mit den Geschäften, die ihn nach Gröitzsch zurückriefen und bat dagegen den Grafen, ihn dahin zu begleiten.

Nicht ich allein bitte euch — sprach er zu ihm — meine Gemahlin vereinigt sich mit mir, da sie den als Mann zu sehen wünscht, den sie schon als Jüngling schätzt.

Udo that keine Fehlbitte; freudig ergrif Ludwig die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, die geliebte Adelheid zu sehen. Daß Udo selbst um das, wonach er strebte, bitten wür-

de, war mehr, als seine kühnste Hoffnung sich geschmeichelt hatte.

Bey seiner Ankunft zu Gröitzsch fand er, daß die Gewogenheit der Markgräfin, die er schon vor mehrern Jahren besaß, sich eher vermehrt, als vermindert hatte. Ein zweytes glückliches Ereigniß für seine Liebe, für das er sich gern einigem Zwange, in der Aeusserung seiner Leidenschaft, unterwarf.

Unsere Liebenden waren einverstanden, ihre Leidenschaft nicht gleich Anfangs zu verrathen. Sie betrugen sich, wie sie vorher in Friedrichs Gegenwart gewohnt gewesen waren, doch verbargen sie ihre Empfindungen nicht ganz so sorgfältig als damals, da in beyden die zuversichtliche Hoffnung lebte, daß sie sie in wenig Tagen ohne Zurückhaltung würden äussern können. Zufall oder Gefälligkeit von Adelheidens Eltern verschaffte auch dem Grafen das Glück, schon an dem ersten Tage seines Aufenthaltes zu Gröitzsch seine Geliebte einige Augenblicke ohne Zeugen zu sehen.

Nun, mein Ludwig — sank Adelheid in seine Arme — nun bin ich dein und nur der Tod kann das Band zerreissen, das, längst schon geschlungen, bald auf ewig geknüpft werden wird!

Daß es dieß schon wäre — wünschte Ludwigs Liebe — aber noch werden mehrere Wo-

chen verfliessen, ehe mein Glück vollendet wird. O Geliebte, es waren Tyrannen des Menschengeschlechts, die die Gesetze des Wohlstandes erdachten!

Stürme nicht, Ungeduldiger — suchte ihn Adelheid zu beruhigen — der Liebe Genuß wird die kurze Zeit beflügeln, die noch verfliessen muß, bis des Priesters Hand das Rosenband unserer Ehe webt. In Gegenwart verleumderischer Zungen drücken uns zwar jetzt noch die Fesseln des Wohlstandes, bald abwerfen können wir sie aber, wenn nur meine liebevollen Eltern Zeugen unseres Glückes sind.

Ludwig erfuhr bald, daß diese Hoffnung Adelheidens nicht grundlos war. Schon den zweyten Tag, den er in Grötzsch verlebte, gab die Markgräfin selbst ihm Gelegenheit, seinem Ziele näher zu rücken.

Habt ihr auch zuweilen — fragte Frau Oda — der Zeiten gedacht, wo euer kunstvolles Saitenspiel Trübsinn und Langeweile von mir scheuchte?

Ungeschwächt war bisher in mir die Erinnerung an diese glückliche Zeiten; und keine Ewigkeit wird sie zu schwächen vermögen — antwortete Ludwig — daß sie wiederkehren mögten!

Dies hängt allein von uns ab, Herr Graf — erwiederte die Markgräfin — kommt, laßt uns das Vergangene erneuern. Seht, hier ist eine Harfe, ich nehme meine Zitter und Adelheid singt. So kann sich unsere Einbildungskraft ohne Mühe um neun Jahre zurücksetzen.

Kaum hatte die Markgräfin geendet, als sie eilend ihre Zitter ergriff. Sie lächelte und ihre Mienen bewiesen deutlich, daß sie bey der Zurückerinnerung, an die in Maynz so froh dahin geschwundene Zeit, an mehr als bloses Saitenspiel dachte. Auch Ludwig dachte an mehr, wenn schon nur seine Blicke dieß mehrere erklärten. Diese ließ er sprechen mit dem Vorsatze: sie auch bald mit Worten zu begleiten; den das Betragen der Markgräfin so früh schon in ihm aufregte. Vielleicht hätte er ihn ohn längeres Zögern ausgeführt, wenn der Markgraf gegenwärtig gewesen wäre. Ludwig wollte mit einemmahle seine Hoffnung zur Wirklichkeit erhoben sehen und hielt daher, was ihm heut schon auf den Lippen schwebte, bis den andern Morgen zurück, wo er neben der Markgräfin auch ihren Gemahl bey Adelheiden fand.

Ein Zufall — wendete er sich zu Adelheiden — den ich das Unglück hatte herbey zu führen, machte euch, edle Frau, zur frühen

Wittwe. Zürnt nicht, daß ich euch diesen Namen wieder abzunehmen wünsche. Empfindungen für euch, die schon einst mein Herz füllten, verneuern sich jetzt. Ich biete euch meine Hand an: die Eurige würde mein Glück machen.

Erlaubt es mein Vater — stammelte Adelheid — so ist sie euer.

Ihr also, Herr Markgraf — wendete sich Ludwig hierauf zu Adelheidens Vater — entscheidet über mein Glück. Darf sich meine Hoffnung einer günstigen Entscheidung schmeicheln?

Die Hand meiner Tochter sey das Siegel unserer Freundschaft — erwiederte Udo — Adelheid sey euer, so bald hergebrachte Gewohnheit ihr vergönnt, die Trauerkleider abzulegen. Nehmt meinen Segen ihr Lieben!

Und auch den meinigen — rief Frau Oda — seltenes Glück wird euch werden, wenn meinen Wünschen für euch Erfüllung wird.

Ludwig schloß Adelheiden in seine Arme, küßte dann stammelnd die Hand ihrer Mutter und eilte von ihr zu dem Markgrafen, ihn zu umarmen.

Wie danke ich euch — sprach Ludwig, unfähig mehr zu sagen.

Durch treue Freundschaft für mich — antwortete Udo — und durch unveränderte Liebe für meine Adelheid.

Viertes Kapitel.

Staatsvortheil begünstigt abermals Adelheidens Liebe.

Selige Tage schwanden nun unsern Liebenden pfeilschnell dahin. Lebhafter als je, fühlten sie jetzt ihr Glück, da sie frey von Verstellung oder Zwang ihre Empfindungen ohne Zurückhaltung äussern konnten. Nur selten verließ Ludwig Gröitzsch; und rief ihn ja irgend ein nöthiges Geschäft zuweilen in sein Land zurück, so eilte er bald wieder zu dem Genusse der Liebe.

Oft sehnsuchtsvoll herbey gefleht, erschien endlich die Zeit, wo Adelheid die Trauerkleider mit Anstand ablegen durfte. Für sie und ihren Geliebten war es ein festlicher Tag, als sie ihn zum erstenmale wieder im bunten Gewande umarmte, und in beyden flammte der Vorsatz auf: durch die Furcht sich verleumdet und gelästert zu sehen, wenn sie sich jetzt schon vermählten, da Friedrichs Asche noch kein Jahr im Grabe geruhet hatte; von der Vollendung ihres Glückes sich nicht abhalten zu lassen, weil es ihnen überdies nicht schwer wurde, für diese Eil Entschuldigung zu finden.

Aus Gefälligkeit für seine Gemahlin und Tochter, und um ihre oft wiederholten Bitten zu erfüllen, war der Markgraf von Soltwedel schon länger in Gröitzsch geblieben, als er Anfangs sich vorgenommen hatte. Durch sie wurde er nun auch veranlaßt, noch so lange zu verweilen, bis Adelheid Ludwigs Gemahlin seyn würde. Noch lange in Gröitzsch zu leben, erlaubte ihm seine Sorgfalt für seine übrigen beträchtlichern Länder nicht. Er faßte also einen Entschluß, der mit dem Vorsatze und den Wünschen des liebenden Paares übereinstimmte. Der Wille des Markgrafen war: daß Ludwig in kurzer Zeit Adelheiden seine Gemahlin nennen sollte; und diesem Willen gemäß wurde nun nicht mehr verborgen, was wahrscheinlich schon vorher von Vielen vermuthet worden war.

Ludwig und Adelheid gaben sich öffentliche Beweise ihrer Liebe, laut sprach man davon, daß die Pfalzgräfin von Sachsen bald Gräfin von Thüringen werden würde und, daß ihr Vater mit ihrer Vermählung eilte, um sie selbst noch mit Festlichkeiten feyern zu können. Das Splitterrichten über diese Eil zu vermindern, sagte der Markgraf Allen, die ihn in Gröitzsch besuchten, daß einige Bewegungen, welche man unter den Wenden bemerkt hätte,

ihn nöthigten, bald in seine Markgrafschaft zurückzukehren. Diese nahe Abreise gab er als die Ursache an, daß er seine Tochter dem Grafen von Thüringen früher vermählen wollte, als sie selbst mit ihrem Verlobten wünschte.

Alle, denen der Markgraf von Soltwedel seine Absicht sagte, gaben ihm ihren Beyfall, nur in Weissenburg, wo man bald alles erfuhr, was bisher in Gröitzsch vorgegangen war; war man anderer Meynung. Alle Augenzeugen von Adelheidens heftigem Schmerze über den Tod ihres Gemahls tadelten sie bitter, daß sie ihn nach wenig Monden so ganz vergessen hatte, um sich einem Andern zu vermählen, und von dem Pfalzgrafen traf sie noch mehr als Tadel.

So bald das Gerücht: daß Ludwig, so lange sich Adelheid in Gröitzsch befand, beynahe nicht von ihrer Seite gewichen wäre; zu Friedrichs Ohren gekommen war, wurde der Verdacht neu belebt, welchen Adelheid zuvor mühsam besiegt hatte. Er sendete einen Kundschafter nach Gröitzsch, die Pfalzgräfin und den Grafen von Thüringen zu belauschen und erfuhr auf diese Art schon lange vorher, ehe man es laut sagte, daß Friedrichs Wittwe, Ludwigs Gemahlin werden würde. Hierdurch wurde sein Argwohn vermehrt, so wie er zum zuver-

sichtlichen Glauben erhöht wurde, als Friedrich von seinem Kundschafter die Nachricht erhielte, daß Adelheidens Vermählungstag schon bestimmt wäre.

Adelheid scheuete sich, den Pfalzgrafen wieder zu sehen, hielt es aber für nöthig, ihn, ehe sie sich mit Ludwig verbände, davon zu benachrichtigen, weil sie ausserdem Zorn und Argwohn noch mehr in ihm aufzuflammen fürchtete. Durch einen Boten ihm melden zu zu lassen, was sie sich scheuete, ihm selbst zu sagen, wagte sie ebenfalls nicht, weil sie befürchtete, daß der Pfalzgraf gegen ihren Abgesandten seinen Argwohn vielleicht herausstürmen mögte. Sie bat daher ihren Vater, einen Weg zu übernehmen, den sie nicht machen wollte und ein Anderer, ohne Gefahr für die Senderin, nicht machen konnte. Udos väterliche Liebe erfüllte diese Bitte, ob schon Adelheid ihn nur unter dem Verwande bat, daß sie vor Friedrichs Vorwürfen zitterte, weil sie sich so bald nach dem Tode seines Sohnes wieder vermählte.

Udo kam nach Weissenburg, entledigte sich seines Auftrags und hörte zwar mehr, als Adelheidens Aeusserungen gegen ihn, doch nicht mehr, als er selbst befürchtet hatte.

Ihr berichtet mir nichts Neues, Herr Markgraf — sprach Pfalzgraf Friedrich bitter zu ihm — Ich bitte euch, sagt Frau Adelheiden, daß sie vor mir thun könnte, was sie gelüstete, doch vergeßt auch nicht hinzu zu setzen, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, sie und ihren Sohn, an dem ich nichts bedaure als den Namen Friedrich, ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen zu können.

Wie meint ihr das, Herr Pfalzgraf — fragte Udo mit zornigem Blicke.

Laßt es euch von eurer Tochter erzählen — antwortete Friedrich — jetzt weiter nichts, als daß ich wünschte: Ihr hättet diese Tochter dem Grafen von Thüringen neun Jahr früher vermählt. Mein Sohn : : : doch ich wollte ja weiter nichts sagen.

Woran ihr wahrlich sehr wohl thut — fuhr Udo grimmig auf — Ihr sagtet ohne dieß schon so viel, daß nur ein mitleidsvoller Blick auf euer zitterndes Haupt mich zurückhält, nähere Erklärung zu fodern, doch sollt ihr noch zum Abschiede wissen, daß Jeder es mit mir zu thun hat, der den Namen meiner Tochter verunglimpft. Ob sie und ihr Sohn in eurem Gedächtnisse leben oder nicht, darf beyde nicht bekümmern. Der billigdenkende Graf Ludwig wird, durch seinen starken

Arm, eurem verlaßnen Enkel die Rechte zu erhalten wissen, die ihm gebühren. Gehabt euch wohl, Herr Pfalzgraf und zittert vor meiner Rache, wenn eure geschwätzige Zunge Dinge zu reden wagt, die euer schwach werdendes Gehirn träumt. Worte, wie ihr sie gegen mich zu sprechen euch erkühntet, gegen andere gesprochen, würden diese Rache entflammen; und euch allein müßtet ihr es beymessen, wenn sie euch verzehrte.

Udo eilte hinweg, ohne von dem Pfalzgrafen, den Zorn und Wuth der Sprache beraubte, eine Antwort erhalten zu haben. Er verhehlte seiner Tochter Friedrichs Reden, doch schloß diese sowohl aus ihres Vaters unmuthigen Blicken als auch daraus, daß Friedrich sich gegen ihn, seines Enkels entsagt hatte, alles was ihr verborgen wurde. Sie zitterte bey dem Gedanken: daß ihr Vater von ihr Erklärung der Reden Friedrichs verlangen mögte, doch sie zitterte unnöthig. Wie vorher stellte sich Udo jetzt noch, als ob er von alle dem, was zwischen dem Grafen von Thüringen, Adelheiden und ihrem Gemahle vorgefallen war, nichts wüßte.

Aus Staatsklugheit stellte der Markgraf von Soltwedel sich unwissend. Diese allein, nicht tadelswürdige Liebe zu seiner Tochter,

hielt ihn ab, mit dieser zu rechten. Hätte er dies gethan, so würde Gerechtigkeit ihm befohlen haben. die Verbindung wieder zu zerreissen, die er zwischen dem Grafen von Thüringen und zwischen seiner Tochter getroffen hatte, und dann, fürchtete Udo, mögte auch der Freundschaftsbund zerrissen werden, durch den er Gröitzsch vor dem Zehnten zu sichern gedachte. Staatsvortheil war also auch dießmal mit Adelheidens Liebe verwebt.

Zu Gröitzsch wurde nun die Vollendung der Anstalten beschleunigt, die der Markgraf von Soitwedel zur Vermählung seiner Tochter gemacht hatte. Der Tag, der Adelheiden auf ewig mit dem Grafen von Thüringen verbinden sollte, kam bald herbey und unsere Urkunden berichten nichts davon, daß das junge Paar im Genusse seiner bekrönten Liebe durch die Furcht vor dem Richten der Welt gestört worden wäre. Glücklich, im vollesten Maaße, waren Adelheid und Ludwig und, eingewiegt von Siegfrieds Ablaßbrief — erinnert euch, billige Leser! der Finsterniß des eilften Jahrhunderts — schreckten keine Gewissensrügen sie aus ihrem Freudentaumel auf. Kein Gedanke: daß es durch ein schwarzes Verbrechen auf den höchsten Gipfel gehoben wurde; verminderte ihr Glück.

So

So bald die Festlichkeiten beendigt waren, mit welchen Udo die Vermählung seiner Tochter feyerte, sahe Gröitzsch sich wieder von seinem Landesvater verlassen. Udo kehrte mit seiner Gemahlin nach Soltwedel zurück, und Ludwig führte seine geliebte Adelheid nach Schaumburg.

Fünftes Kapitel.

Der Pfalzgraf will mit dem Grafen von Thüringen kämpfen.

Pfalzgraf Friedrich hatte bisher nicht, wie Adelheid befürchtete, etwas zu ihrem Nachtheile unternommen, doch war es fern von ihm, den Gedanken an Rache für seinen Sohn aufzugeben. Nur um sich sicherer und fürchterlicher rächen zu können, hatte er bisher geschwiegen.

So bald Udo den Pfalzgrafen, wie wir im vorigen Kapitel berichteten, verlassen hatte, machte er racheschnaubend dem vertrautesten seiner Diener, dem Ritter Eckard, seinen Vorsatz bekannt: daß er den Mörder seines Sohnes

zum Kampfe auf Leben und Tod heraus fodern wollte.

Dem Ritter Ekkard war es vergönnt, ganz vertraut mit seinem Herrn reden und öfters laut anderer Meynung seyn zu dürfen als er, jetzt aber bediente er sich dieses Vorrechtes nicht, weil er sahe, daß Friedrichs Blut zu sehr in Wallung war, um dem, was er sagen würde, mit kalter Prüfung nachdenken zu können. Er gab ihm im Gegentheile in allem Recht und versprach, mit Anbruche des andern Morgens sich nach Weissenburg aufzumachen, um dem Grafen von Thüringen Friedrichs Handschuh zu bringen. Seines Vorhabens voll, hatte der Pfalzgraf dem Ritter so viel zu sagen, daß dieser erst spät in der Nacht von ihm schied, wo Friedrich ihn bat: er mögte morgen, ehe er sein Roß bestiege, noch einmal zu ihm kommen.

Der Morgen kam, mit ihm Ritter Ekkard. Nun, da die Hitze des Pfalzgrafen wieder abgekältet war, hoffte Ekkard ausrichten zu können, was er sich gestern nicht versprochen hatte. Gleich nach seinem Eintritte in des Pfalzgrafen Gemach wurde seine Hoffnung genährt, indem der Pfalzgraf ihm einen Gedanken mittheilte, der während der Nacht, die er

schlaflos zubrachte, durch kalte Ueberlegung gereift war.

Bevor ich den Kampf mit dem Mörder Ludwig beginne, werde ich mich mit euch in den Waffen üben müssen, da langes friedliches Leben mich ihres Gebrauchs entwöhnt hat.

Daran werdet ihr wohl thun, gnädiger Herr — antwortete Eckard — zumal da ihr mit einem Manne eine Lanze brechen wollt, der neben voller Manneskraft den Ruf seltner Geschicklichkeit und Tapferkeit hat.

Friedrich. Zweifelt ihr, daß Mannskraft auch noch meine Muskeln schwellt?

Eckard. Wenigstens wird dieser Arm, so kraftvoll auch sonst seine Streiche waren, jetzt da das nahende Greisenalter in ihm zittert, minder kräftig die Lanze werfen und das entwohnte Schlachtschwerd schwingen, als der starke und kampfgeübte Graf Ludwig. Erinnert euch, gnädiger Herr, daß der Graf die Jahre, die ihr in eurem Lande in friedlicher Ruhe verlebtet, unter Waffenübungen hinbrachte.

Friedrich. Dieß ist mir unvergessen, dagegen lebt aber auch die Erinnerung in mir, daß ich vor Zeiten mit dem besten Kämpfer, sonder Gefährde für meine Ehre, eine Lanze brechen konnte.

Eckard. War ich nicht öfters Zeuge eures ruhmvollen Kampfes? Aber, gnädiger Herr, jene Zeiten sind so wie eure Kräfte verschwunden. Verzeiht der Ergebenheit eures Dieners seine Kühnheit.

Friedrich. Wozu dieß, lieber Eckard. Freunde sprechen, wie es aus dem Herzen zum Munde fließt. — Nur allzustark fühle ich es, wie meine Kräfte sich vermindern, es hat aber auch nicht Vertrauen auf sie, sondern Vertrauen auf meine gerechte Sache den Vorsatz in mir befestigt: mit dem stärkern Ludwig zu kämpfen.

Eckard. Mit Gunst, Herr Pfalzgraf, sonst hieltet ihr wenig auf die Meynung, daß gerechter Sache der Sieg würde oder, im gerichtlichen Zweykampfe, Sieg die Unschuld des Kämpfers bewiese.

Friedrich. Vielleicht that ich Unrecht, daß ich so dachte, sündigte vielleicht so gar, daß ich bey einem Gottesgerichte an der jederzeit gerechten Entscheidung zweifelte.

Eckard. Eine Furcht, die, wie ich glaube, euer Gewissen nicht nagen darf. Vorurtheil stempelte den mörderischen gerichtlichen Zweykampf mit dem Namen: Gottesgericht. Ohne Zweifel wärt ihr noch gleicher Meynung wie sonst, stimmte nicht die entgegengesetzte mit

euren Wünschen überein. Jetzt eine Frage, gnädiger Herr! Warum wollt ihr mit dem Grafen von Thüringen kämpfen?

Friedrich. Soll ich es wiederholen, daß ich den Tod meines Sohnes rächen will!

Ekkard. Den könnt ihr rächen, ohne euer Leben zu wagen, sicherer im Gegentheil und frey von der Furcht: durch euren möglichen Fall mit dem brandmarkenden Rufe in die Grube zu sinken: Ihr hättet den Grafen von Thüringen ungerecht beschuldigt.

Friedrich. Geschwind, Herr Ritter, wie wäre das möglich?

Ekkard. Sehr leicht — doch kann freylich eure Rache minder schnell befriedigt werden, als wenn ich heut noch den Grafen von Thüringen zum Kampfe mit euch fodere.

Friedrich. Ist dieß, Ritter, so bitte ich euch, schweigt. Rache brennt so flammend in meinem Busen, daß ich fürchte, sie würde mich verzehren, wenn das Blut des Mörders meines Sohnes ihre Gluth nicht bald löschte.

Ekkard. Sollte spätere aber gewisse Rache nicht besser seyn, als die ungewisse frühere? Hört mich an, gnädiger Herr, und laßt dann kühle Prüfung entscheiden, was das Beste ist.

Friedrich. Wohl, so sprecht ohne Verzug.

Ekkard. Ihr scheint eures Bruders, des Herrn Erzbischoffs zu Bremen vergessen zu haben.

Friedrich. Wenigstens gedachte ich jezt seiner nicht, denn wie kann Adalbert der Rächer meines Sohnes werden?

Ekkard. Sonder Mühe und fürchterlicher denn ihr. Ist König Heinrichs Herz nicht in Adalberts Händen? Ein Wort von diesem und des Reichs Oberhaupt selbst, wird Friedrichs Rächer. Adalbert klagt den Grafen von Thüringen, vor dem Oberhaupte und den Fürsten des Reichs, als den Mörder eures Sohnes an und Ludwigs Schmach ist grösser, wenn er als Mörder verurtheilt wird, als wenn er vielleicht, in einem ehrenvollen Kampfe, von eurer Hand fiele.

Friedrich folgte dem Rath seines Dieners, prüfte seinen Vorschlag mit kühler Ueberlegung und fand es bald der Klugheit gemässer, den Erzbischoff zu Bremen zur Rache seines Neffen aufzufodern, als einen Kampf zu wagen, dessen Entscheidung, auch bey gleichen Partheyen, ungewiß gewesen seyn würde, und der daher den Pfalzgrafen mit einiger Furcht erfüllte, da Selbstkenntniß ihm sagte, daß er dem kampfkundigen Ludwig sich nicht gleich stellen könnte. Jezt stellte sich seiner Einbildungskraft auch Markgraf

Udo dar, wie er ihm, mit fürchterlichem Grimme, Rache gedrohet hatte. Ein furchterweckendes Bild, in welchem für den Pfalzgrafen neue Auffoderung lag, dem Rathe seines Vertrauten zu folgen.

Für sich selbst und für sein Land hatte der Pfalzgraf allerdings viel zu fürchten, wenn Udo, weit mächtiger als er, die Rache, mit welcher er ihm drohete, mit schwerer Hand geübt hätte. Ohne Mühe sahe er ein, daß, wenn er den Grafen von Thüringen zum Kampfe foderte, Udo ohne Zweifel seine Drohungen eher erfüllen würde, als wenn er sich auf die Art, wie Ekkard ihm rieth, an den Grafen rächte. Wurde Ludwig von Heinrich dem Vierten und den Fürsten des Reichs als Friedrichs Mörder verurtheilt: so war allerdings nicht zu vermuthen, daß Udo sich wider dieses Urtheil würde auflehnen, oder seinen Schwiegersohn deshalb an den Pfalzgrafen rächen können, weil dieser, durch seine mittelbare Klage, das über jenen gesprochene Urtheil bewirkt hätte.

Ritter Ekkard machte sich demnach, statt dem Grafen von Thüringen Friedrichs Foderung zum Kampfe zu bringen, zu dem Erzbischoff Adalbert auf den Weg, indeß Friedrich in seiner einsamen Burg schmerzlich klagte, daß die Hoffnung: seinen Stamm auch nach dem

Tode seines Sohnes fortblühen zu sehen, leerer Wahn gewesen wäre.

Die Geburt Friedrichs des Vierten hatte dem Pfalzgrafen entzückende Freude gemacht; jetzt war die Erinnerung an sein Daseyn ein qualvoller Gedanke für ihn, da es ihm unmöglich war, sich für seinen Großvater zu halten, so sehnlich er auch wünschte, es zu seyn. Sobald Ludwigs Aufenthalt zu Gröitzsch in dem Pfalzgrafen die Ueberzeugung hervor brachte, daß alles, was ihm Adelheid von ihrem frühern Umgange mit dem Grafen von Thüringen versichert hatte, leeres Vorgeben gewesen wäre, waren in ihm über en jungen Friedrich mancherley Zweifel empor gestiegen, die endlich den Vorsatz in ihm befestigten: Adelheidens Sohn nicht für seinen Enkel zu erkennen.

Die Hoffnung, welche sich Ekkard von Erzbischoff Adalbert gemacht hatte, wurde bey seiner Ankunft in Bremen vermindert, oder wenigstens die Zeit ihrer Erfüllung ungleich weiter hinausgesetzt, als Ekkard geglaubt hatte. Adalbert hatte sich eben von dem kaiserlichen Hofe nach seinem Erzstifte geflüchtet, weil die Fürsten, auf dem Reichstage zu Tribur, Heinrich den Vierten gezwungen hatten, seinen Rathgeber Adalbert von sich zu entfernen. Ungern verlor zwar Heinrich einen Mann, der

alles anwendete, seine sinkende Macht wieder herzustellen, dennoch mußte er ihn von sich lassen, weil die Fürsten, auf deren Kosten Adalbert die kaiserliche Macht zu vergrössern gedachte, aufgebracht über ihn waren, daß sie Heinrichen keine andre Wahl liessen, als entweder dem Reiche oder Aldaberts Rathe zu entsagen.

Jetzt, Herr Ritter — sprach der traurige Erzbischoff zu Eckarden — sucht man bey mir vergebens Hülfe, denn ihr sollt wissen, daß ich mir selbst nicht zu helfen vermag. Die Zeiten sind vorüber, wo mein Rath den König Heinrich leitete. Die Menge meiner Feinde hat endlich gesiegt, und ich bin jetzt weiter nichts als Erzbischoff von Bremen.

Eckard klagte eine Zeitlang gemeinschaftlich mit Adalberten, doch der letztere war der Mann nicht, der lange klagen konnte. Sein Unternehmender Geist wußte sich in Widerwärtigkeiten bald zu rathen und, so heftig auch Anfangs Adalbert von einem Sturme erschüttert wurde, so schnell verstand er, sich wieder zu fassen. Diese Bemerkung machte Eckard schon den andern Tag nach seiner Ankunft in Bremen, indem er den Erbischoff, den er gestern äusserst niedergeschlagen verlassen hatte, heut so heiter wieder fand, als ob ihm nichts Widriges begegnet wäre. Die Verwunderung,

welche seine Blicke äusserten, zog Adalberts Aufmerksamkeit auf sich und, ohne erst des Ritters Verwunderung laut äussern zu lassen, suchte er schon, sie ihm zu benehmen.

Glaubt nicht, Herr Ritter — sprach der Erzbischoff — daß ihr einen Leichtsinnigen sehet, dessen Gleichgültigkeit sich darüber hinweggesetzt, daß Uebermacht der Feinde ihn von einem Posten verdrängte, den er nach saurer Mühe endlich erstrebt hatte; nein, nicht Gleichgültigkeit ist es, die den Unmuth verscheucht hat, den ihr gestern an mir bemerktet, sondern zuversichtliche Ueberzeugung, daß ich nach kurzer Zeit wieder besitzen werde, was meine finstere Laune gestern immer für verloren hielt.

Und, verzeiht einem alten Kriegsmanne seine Kühnheit, und worauf gründet sich diese Ueberzeugung? — fragte Ekkard.

Auf die genaueste Kenntniß der Gesinnungen Heinrichs — antwortete der Erzbischoff — Zu sehr an mich gewöhnt, in zu hohem Grade mir gewogen und, ohne Zweifel auch überzeugt, daß mein Rath immer sein Bestes bezielte, wird das Widerstreben aller Reichsfürsten ihn nicht abhalten können, seinen treuen Rathgeber wieder zu sich zu rufen. Ihr sollt mich einen schwachen Mann voll Eigendünkels schelten, Herr Ritter, wenn ich mich nicht, kurz

nach der Beendigung des Reichstages zu Tribur, ganz so wie zuvor wieder an dem kaiserlichen Hofe befinde. Dann wird es mein erstes Geschäft seyn, den Tod meines geliebten Neffen, an den Grafen von Thüringen zu rächen. Ihr habt sehr wohl gethan, wackerer Mann, daß ihr den Vorsatz meines Bruders: dieß selbst zu thun; vernichtetet.

Wenn es mir nun auch nur eben so wohl gelänge — wünschte Ekkard — die Geduld des Herrn Pfalzgrafen so lange zu beleben, bis seine Rache durch eure Vermittelung abgekühlt wird. Gerechte Zweifel lassen mich fürchten, daß ich dieß vergebens versuchen werde.

Meine Bemühungen sollen sich mit den Eurigen vereinigen — schloß der Erzbischoff — In einem Sendschreiben werde ich meinen Bruder zur Geduld ermahnen und ich hoffe, daß meine brüderliche Bitten nicht vergebens seyn werden. Fürwahr, es wäre Tollkühnheit, wenn der schwachwerdende Friedrich mit einem Manne zu kämpfen wagen wollte, dessen Tapferkeit und Waffenkunde ich an dem kaiserlichen Hofe so oft rühmen hörte.

Adalberts Brief, Ekkards freundschaftliche Erinnerungen und der Zuruf kaltprüfender Vernunft machten, daß Friedrich den Gedanken: sich selbst zu rächen; der in ihm auf-

wallte, als er erfuhr, daß sein Bruder diese Rache nicht sogleich vollbringen konnte, bald wieder aufgab. Unablässig beschäftigte ihn aber der Wunsch: daß die Hoffnung seines Bruders so schnell erfüllt werden mögte, als er sich gegen den Ritter Ekkard geschmeichelt hatte.

Sechstes Kapitel.

Graf Ludwig der Vater seines Volks.

Als Graf Ludwig die Gränze seines Landes erreichte, schallten ihm und seiner Gemahlin, von allen seinen Unterthanen, ein lautes fröhliches Willkommen und die herzlichsten Wünsche für ihr Wohl entgegen. Es war nicht das gewöhnliche Jubeln, mit welchem die Völker, aus hergebrachter Gewohnheit, ihre Fürsten bewillkommen und das oft nicht Liebe verkündigt, sondern nur Frohseyn, daß sie heut einmal die Fesseln weniger drücken, mit welchen ihr Tyrann sie belastet hat, nein, der blödeste Beobachter konnte ohne Mühe bemerken, daß Ludwigs Volk wahre innige Freude über die Rückkehr seines geliebten Vaters empfand und Freude,

daß er ihm nun auch eine Mutter zuführte. Adelheid bemerkte dieß, und als sie endlich unter fortdaurendem Freudengeschrey des begleitenden Volkes, Schaumburg erreicht hatte, sank sie in die Arme ihres Gemahls, ihm ihre Empfindungen auszudrücken.

O, mein Ludwig — stammelte sie an seinem Busen — wie selig wird es sich unter einem Volke wohnen, das nur eine Familie auszumachen scheint, von der du der geliebte Vater bist! Noch kannte ich das Glück nicht ganz, das mir mit dir wird. Wie so ganz anders finde ich hier den Empfang, als wenn ich sonst zu einem Volke kam, das ich einst das meinige nannte. Ich bitte dich, Lieber, lehre mich die Kunst, die Liebe deines guten Volkes in so hohem Grade zu erwerben, als du sie besitzest.

Sie ist nicht schwer — erwiederte Ludwig — und bald wird meine Adelheid die Liebe der wackern Thüringer, über deren Aeusserungen sie sich jetzt freuet, mit ihrem Gatten theilen.

Wenigstens mein Theurer — versicherte Adelheid — wirst du in mir ein fleißige Schülerin finden, wenn du mich lehrst, jene Liebe zu erwerben.

Sie wird dein — antwortete Ludwig — wenn du dich in jeder Rücksicht, gegen alle unsere Unterthanen beträgst, wie eine zärtliche Mutter gegen ihre Kinder und nicht schwer wird dir dies werden, wenn ich dich versichere, daß mein Volk elterlicher Liebe würdig ist.

Ein guter liebevoller Vater macht seinen Kindern gern Freude. Graf Ludwig auch also. In seinem ganzen Lande stellte er Lustbarkeiten an, damit die Seinigen wenigstens einen Theil der Freude empfinden mögten, welcher sein Herz voll war: daß er nun seine geliebte Adelheid laut die Seinige nennen durfte. Sein ganzes Land hallte von Freude wieder, und die Herzen aller seiner Unterthanen schlugen Liebe und Treue für Adelheiden, denn keiner zweifelte, daß sie, die Ludwig würdig gefunden hätte, seine Gattin zu seyn, auch des Namens einer geliebten Landesmutter würdig seyn würde.

Wir haben unsern Lesern schon berichtet, daß wir keine vollständige Geschichte Ludwigs des Springers schreiben, sondern nur diejenigen Begegnisse seines Lebens aufzeichnen wollten, von welchen wir glaubten, daß sie des Aufzeichnens werth wären und ihre Erzählung Unterhaltung gewähren würde; daher wir keiner Entschuldigung zu bedürfen glauben, daß wir über die ersten neun Jahre, welche nach Lud-

wigs Vermählung verflossen, flüchtig hinwegschlüpfen, weil während ihres Laufes, für unsern Plan, wenig Bemerkenswerthes vorfiel. Dies Wenige erlaubt uns, liebe Leser, in das Kapitel zusammen zu drängen, an welchem ihr jetzt leset.

Ganz Thüringen litt durch eine allgemeine Hungersnoth, allein in dem Theile des Landes, der den Grafen Ludwig Herr nannte, hatte kaum der Mangel sich verbreitet, als er ihm auch schon steuerte.

Kurz zuvor hatte er am Enselberge gejagt. Adelheid, die sich jederzeit ungern von ihm trennte, begleitete den geliebten Gemahl und verließ ihn auch dann nicht, als er hitzig einem schnell fliehenden Hirsche nachsetzte. Das gejagte Wild floh aus seinen Blicken in den dichten Wald und müde der nutzlosen Verfolgung, sahe sich jetzt Ludwig nach seinem Jagdgefolge um. Seine Blicke konnten es so wenig ausspähen, als den Hirsch, nur Ritter Reinhard, den er seiner Gemahlin zum Gefährten gegeben hatte, war ihm nachgefolgt. Reinhard stieß in sein Hifthorn, den Zurückgebliebenen ein Zeichen zu geben. Sie erwiederten es, aber der kaum hörbare Laut ihrer Hörner zeugte von ihrer weiten Entfernung.

Laßt uns hier harren — begann Ludwig — Meine Adelheid ist ermattet und unter dem Schatten der sanftwehenden Eichen, dort nahe vor uns auf dem Berge, winkt ihr Kühle und Ruhe. Komm, liebe Adelheid, laß uns ihrer Einladung folgen und ihr, Herr Ritter, bleibt hier bey unsern Pferden, und gebt unsern zurückgebliebenen Gefährten zuweilen ein Zeichen, daß sie uns nachkommen.

Seine Gemahlin am Arme stieg Ludwig nun den Berg hinauf, wo im kühlen Schatten der Bäume eine herrliche Aussicht seine geringe Mühe reichlich belohnte. Zur Seite, am Fuße des Berges, spiegelte sich die Sonne in den sanften Wellen des Hörselflusses, der Fuß des Berges selbst war eine blumige Wiese, seine Mitte mit tausendjährigen Eichen, süßduftenden Birken und andern Waldbäumen bekränzt, sein Haupt ein Fels. Weit umher konnte man die Gegend überschauen. Sie war größtentheils lachend und würde es ganz gewesen seyn, wenn nicht Trümmern der nahe liegenden Stadt Eisenach widrigen Eindruck auf das Auge gemacht hätte.

Wie schön ist es hier — rief Ludwig aus, nachdem er sein Auge eine Zeitlang an der reitzenden Aussicht geweidet hatte.

Unaussprechlich schön — stimmte Adelheid ihm bey — doch auch hier wie in der ganzen Welt. Neben der Auffoderung zur Freude auch ein Gegenstand des Schmerzes. Dann erst würde der Beobachter nur angenehmer Empfindungen voll seyn, wenn diese Trümmern einer sonst blühenden Stadt ihn nicht zum Mitleid und zur Trauer erweichten. Aber warum steht mein Gemahl so tiefdenkend da?

Ich erwog eben — gab Ludwig zur Antwort — wie schön es seyn müßte, wenn Eisenach wieder eine blühende Stadt würde und ich und du, von einer Burg, auf der Spitze dieses schönen Berges erbauet, uns des Wohlstandes ihrer Bewohner freueten. Ja Adelheid, Eisenach soll wieder eine bevölkerte Stadt und, auf dieses Berges Gipfel, eine Burg gegründet werden.

Thut dies, mein Gemahl — erwiederte Adelheid — und nehmt im voraus schon einen dankbaren Kuß für den glücklichen Gedanken. Mehr noch als hier werden sich unsere Augen ergötzen, wenn wir einst, von dem Gipfel des Berges herab, eine grosse Fläche schönes und glückliches Land überschauen.

So bald der Bau meines lieben Freyburgs — versicherte Ludwig — mir um deswillen so theuer, weil ich von da aus so oft in deine

Arme zum Genusse der Liebe eilte — so bald dieser beendigt seyn wird, soll eine Burg, so schön als fest, das Haupt dieses Berges schmücken.

Mit diesem Vorsatze gieng Ludwig mit Adelheiden den Berg wieder hinab, an dessen Fusse sich indessen sein Jagdgefolge gesammelt hatte.

Freyburg war eben vollendet, als die Theurung in Thüringen ausbrach. Das ganze Land jammerte und Adelheid jammerte mit ihm, weil sie befürchtete, daß nun der Bau der Burg auf dem schönen Berge, den sie, seit sie ihn zum erstenmale gesehen, öfters wieder besucht hatte, verhindert werden würde. Sie äusserte diese Furcht gegen ihren Gemahl, der sie ihr aber bald zu benehmen wußte.

Eben deshalb — sprach Friedrich — weil die Armen meines Volkes jetzt Mangel leiden, will ich den Bau so schleunig beginnen als fortsetzen.

Und woher Brod nehmen für so viele Arbeiter? — fragte Adelheid besorgt.

Aus dem Lande meines Bruders Beringer — antwortete Ludwig — Sangerhausen ist seit mehreren Jahren mit so reichen Ernten gesegnet worden, daß der Ueberfluß, welchen mein Bruder, auf meine Bitte, aufbewahrt hat, vollkommen hinreichen wird, mein ganzes Land vor Mangel zu schützen. Diesen Ueberfluß habe ich

bereits von meinem Bruder gehandelt. Laß uns ihm die Bezahlung selbst bringen. Du sahest ja ohnehin meinen Beringer noch nie.

Ludwig und Adelheid giengen nun nach Sangerhausen, wo sie sich aber nicht lange verweilten. Bald trafen sie wieder in Schaumburg ein, und ihnen voran und nach kam eine Menge Wagen mit Getraide beladen. Ludwig fieng nun den Bau der neuen Burg ohne Verzug an, und einige tausend Hände beschäftigten sich mit ihm, weniger um ihn schnell zu vollenden, als um den nothleidenden Armen Nahrung zu geben. Die Wohlthat, welche Ludwig seinen Unterthanen erzeigte, allgemein zu machen, ließ er das Schloß so prächtig bauen, als es in den damaligen Zeiten möglich war, so prächtig, daß sich Adelheid deshalb verwunderte, weil sie in ihrem Gemahle einen Feind aller Pracht zu schätzen gewohnt war.

Adelheid pflegte dem geliebten Ludwig keinen ihrer Gedanken zu verhelen, wenn er nur einigermassen auf ihn Bezug hatte. Auch diesmahl gieng sie von ihrer Gewohnheit nicht ab, überzeugt, daß ihr liebevoller Gemahl sie nicht mißverstehen und vielleicht für Tadel halten würde, was blos verzeihliche Verwunderung war. Ludwig gab den Grund an, welchen wir vorhin schon unsern Lesern sagten, nur mit dem

Unterschiede, daß seine Bescheidenheit nicht erlaubte, was er that, Wohlthat zu nennen.

Den Mehresten — endigte er — deren Hände sich mit diesem Bau beschäftigen, könnte ich auch durch andere Arbeiten Nahrung geben, aber die Werkleute und das Landvolk sind es nicht allein, welche Mangel leiden, die Künstler drückt er beynahe noch mehr als jene. Um dieser willen entschloß ich mich jetzt zu einer Pracht, die mir selbst wenig Vergnügen macht. Gern hätte ich ihrer entsagt und den Künstlern die Summen geschenkt, die ich so für ihre Arbeit bezahle, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die mehresten unter den Menschen eine verdiente Mahlzeit fröhlicher geniessen, als eine geschenkte.

O mein Ludwig — weinte Adelheid, ihren Gemahl fest umschlossen, eine freudige Thräne — um wie Vieles muß dein Weib noch besser werden, ehe sie ganz deiner würdig ist.

Wenig Tage nachher war der Bau des Schlosses vollendet. Ludwig nannte es Wartburg und ließ nun ohne Säumen die Wiederherstellung Eisenachs beginnen. Das alte Eisenach hatte so gelegen, daß man es von der Wartburg nicht ganz übersehen konnte. Graf Ludwig ließ demnach seine neue Stadt auf ei-

nem andern Platze anlegen, wo nichts sie seinen Augen verbarg. Unglaublich schnell gieng Eisenach hervor, denn Ludwig gab jedem Dorfe seines Landes ein Stück der Mauer zu bauen, worauf Ludwigs Milde, nicht minder schnell, die Festen Schönburg und Neuenburg erschuf.

Durch dies alles verdiente sich Ludwig die Liebe seiner Unterthanen noch mehr. Alles Volk jauchzte ihm entgegen, wenn es ihn erblickte. Um ihn zu sehen und zu segnen schlichen Greise, auf den Stab gestützt, hinaus auf die Strasse, wenn ihre Enkel ihnen freudig zuriefen: Graf Ludwig kömmt; und die Mütter zeigten ihren Säuglingen den geliebten Fürsten und lehrten sie Vater stammeln. Diejenigen unter unsern Lesern, welche den unvergeßlichen König von Preussen, Friedrich den Zweyten, unter seinem frohen Volke gesehen haben, können sich eine lebhafte Vorstellung von dem Jubel machen, mit welchem der gleichgeliebte Ludwig von seinem Volke empfangen wurde.

Ludwig sahe sich nicht nur von seinem Volke geliebt, sondern auch von seinen Nachbarn und von seinen Zeitgenossen überhaupt geschätzt oder gefürchtet. Nichts blieb ihm also als Fürst zu wünschen übrig, und als Privatmann nicht mehr. Glücklich als Gatte und

Vater hätte Ludwig in seinen Wünschen unmäßig seyn müssen, wenn sie nicht befriedigt gewesen wären. Adelheid hatte ihm noch nie die geringste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben, dadurch aber seine Freuden um vieles vermehrt, daß sie ihn während des Laufes der Zeit, welche dies Kapitel umfaßt, mit fünf Kindern beschenkte. Ludwig, Udo, Herrmann und Heinrich hiessen die Söhne und Kunigunde die Tochter dieser glücklichen Ehe.

Der Graf von Thüringen wendete so viele Sorgfalt auf die Bildung seiner Kinder, als auf die seinige war verwendet worden und nicht minder sorgfältig als seine eigne Kinder, ließ er den nachgebornen Sohn des Pfalzgrafen Friedrich erziehen. Der alte Pfalzgraf von Sachsen fand hierinnen einen Beweis mehr, daß Friedrich nicht sein Enkel wäre, Andere aber, denen das Gerücht in die Ohren geraunt hatte: Adelheid wäre durch Ludwigs Vermittelung so früh Wittwe geworden; glaubten in der Art, wie der letztere gegen den Sohn ihrer ersten Ehe handelte, einen Beweis des Gegentheils zu finden.

Das Gerücht, welches Anfangs bisweilen im geheim den Grafen Ludwig Friedrichs Mörder genannt hatte, verstummte bald, da Ludwig allgemeine Liebe und Achtung sich zu ganz

erwarb, um ihn einer so schwarzen Handlung fähig zu glauben. Der alte Pfalzgraf bemühte sich zwar oft, das verschollene Gerücht vom neuem aufzuregen, allein es allgemein in Umlauf zu bringen, gelang ihm so wenig, als seine Rache zu befriedigen, ob gleich sein Bruder Adalbert deshalb nichts unversucht ließ, da nicht nur seines Bruders Bitten, sondern auch sein Haß gegen den Markgrafen Udo ihn dazu auffoderten.

Udo, nebst mehreren sächsischen Fürsten, hatte nach Adalberts Falle eine Fehde mit ihm angefangen, die für diesen, mit dem man als Nachbar so wenig zufrieden war, wie die Reichsfürsten als Heinrichs Rathgeber, so unglücklich wurde, daß ihm einst von allen Besitzungen seines Erzstiftes weiter nichts übrig war, als eine Meyerey, wohin er sich geflüchtet hatte. Adalbert schrieb den größten Theil an diesen Widerwärtigkeiten dem Markgrafen von Soltwedel zu, daher Rachbegierde gegen ihn seinen Busen erfüllte. Sich an dem mächtigen Markgrafen mit Heereskraft zu rächen, war Adalbert zu schwach und ihm daher die Gelegenheit erwünscht, welche sich ihm zeigte, sich durch die Schmach, die er über Adelheiden zu bringen gedachte, zugleich an ihrem Vater zu rächen.

Die Hoffnung, welche Adalbert gegen den Ritter Ekkard geäussert hatte, wurde größtentheils erfüllt. Der Erzbischoff kehrte bald wieder an den kaiserlichen Hof zurück, wo er aber einen Nebenbuhler fand, der ihn verhinderte, das ganz wieder zu werden, was er sonst war. Adalbert und Graf Werner theilten sich nicht mehr ausschüssig in Heinrichs Gunst. Durch eine Gefälligkeit gegen den jungen Fürsten, die wir weiterhin näher bezeichnen werden, hatte ihnen der Erzbischoff Siegfried zu Maynz einen Theil derselben geraubt.

Adalbert machte verschiedene Versuche, Heinrich den Vierten zum Rächer seines Neffen zu machen, aber keiner gelang ihm, da er an dem Erzbischoffe Siegfried einen mächtigen Gegner seines Vorhabens fand. Siegfried war dem Grafen von Thüringen noch immer gewogen, sein Wohl ihm immer noch so theuer als jemahls, wenn sich nur der Beförderung desselben sein eigner Vortheil nicht entgegen stellte. Da dies hier der Fall nicht war, wendete er alles an, das Ungewitter von dem Grafen abzuwenden, das Adalbert ihm zu bereiten gedachte. Er arbeitete nicht vergebens und bewog den Kaiser hauptsächlich dadurch Adalberts Bitten nicht Gehör zu geben: daß er ihm vorstellte, er würde sich den Thüringern noch mehr

verhaßt machen, als er es ohne dies schon war, wenn er einen ihrer mächtigsten und angesehensten Fürsten wegen eines Verbrechens verfolgte, von dem man ihn, ausser dem Lande des Pfalzgrafen von Sachsen, in ganz Thüringen frey spräche.

So lebte Ludwig unangefochten. Auch verstrichen mehrere Jahre, ehe er den Preiß entrichtete, den er für den Ablaßbrief des Erzbischoffs zu Maynz bewilligt hatte. Durch nichts waren seine Unterthanen dahin zu bringen, dem Erzbischoffe zu Maynz den Zehnten zu entrichten, ob gleich Ludwig sich aller möglichen Mittel bediente und sogar versprach, ihnen diese Abgabe durch andere Erleichterungen zu ersetzen. Zwang war das einzige Mittel, welches dem Grafen noch übrig geblieben wäre; und von diesem Gebrauch zu machen, verbot ihm so wohl Liebe zu seinem Volke als Staatsklugheit.

In einem freundschaftlichen Sendschreiben berichtete der Graf dem Erzbischoffe den unglücklichen Fortgang seines Unternehmens, indem er ihn zugleich um Rath fragte: was er nun beginnen sollte, um der Sache eine glücklichere Wendung zu geben. Zu seinem Erstaunen antwortete Siegfried blos: „Er mögte durch einige verunglückte Versuche sich nicht abschrecken lassen, sondern die bisher verweigerte

Foderung noch öfter an seine Unterthanen thun, allen Zwang vermeiden und von der Zeit erwarten, was bisher noch nicht geglückt wäre."

Unerklärbar war dem Grafen diese Aeusserung, da er sie mit der ihm bekannten Festigkeit Siegfrieds in seinen Entschlüssen nicht vereinigen konnte, nicht schwer aber würde ihm dies geworden seyn, wenn ihm die Triebfedern dieser anscheinenden Mäßigung bekannt gewesen wären.

Unwillig, daß sein Plan ihm nicht besser gelang, hatte Siegfried einen mächtigern Mitwirker zu demselben zu erhalten gesucht, als er bisher gehabt hatte, da er einsahe, daß Otto und Ludwig in Zukunft ohne Zweifel so wenig ausrichten würden, als bisher der Erfolg gezeigt hatte. Er fand diesen mächtigern Mitwirker in Heinrich dem Vierten, dessen Gunst er sich zu erwerben gewußt hatte.

Heinrich in der Liebe so veränderlich, als in seinem Hasse der Fürsten des Reichs beständig, war seiner Gemahlin Bertha schon im ersten Jahre der Ehe überdrüssig worden. Nicht zufrieden, daß er immer in den Armen einer oder mehrerer erklärten Geliebten die Vergnügungen suchen konnte, die er bey Bertha nicht mehr fand, wünschte er auch eine Gemahlin zu besitzen, die er mit voller Seele liebte. Er wen-

dete sich daher an den Erzbischoff Siegfried, um sich durch dessen Vermittelung von der nicht mehr geliebten Bertha scheiden zu lassen. Siegfried versprach zur Erfüllung des Wunsches des Kaysers alles, was in seinen Kräften stehen würde, anzuwenden, verlangte aber als eine Gegengefälligkeit von ihm, in seiner Absicht; von den Thüringern den Zehnten zu erhalten; ihm beyzustehn und Heinrich gab sein kaiserliches Wort, ihm nöthigen Falls durch Gewalt der Waffen zu verhelfen, wozu er bisher nicht hatte gelangen können.

Voll Vertrauen auf dies Versprechen hatte Siegfried Ludwigs Schreiben gelesen und die Antwort ertheilt, welche der Graf so mäßig fand. Indessen hatte er sich von dem Kaiser mehr versprochen, als der Erfolg bestätigte, denn lau verwendete er sich nur bey den Thüringern für das Beste des Erzstiftes zu Maynz, weil Siegfried an der Erfüllung seines Wunsches ebenfalls nur lau arbeitete. Heinrich durfte sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen; und Siegfried erhielt wie zuvor den Zehnten nicht.

Siebentes Kapitel.
Politischen Inhalts.

Vergebens bemühte sich Siegfried, den Kaiser zur Erfüllung seines Wortes zu vermögen, bis endlich im Jahr 1072 sein begünstigterer Nebenbuhler Adalbert starb, worauf Siegfrieds Geschicklichkeit den höhern Grad der Gunst, welche Adalbert besessen hatte, zu erhalten wußte, und die endliche Erfüllung seines lang genährten Wunsches, als den ersten Vortheil von derselben zu erhalten strebte. Gewisser zu gehen, suchte er mit seinem eignen den Nutzen des Kaisers zu verbinden, wozu sich eben eine günstige Gelegenheit darbot.

Die Thüringer so wohl als die Sachsen waren aus mehreren Gründen, von denen wir blos einen einzigen anführen, mit dem Kaiser unzufrieden. Heinrich hatte in beyden Ländern viele feste Schlösser anlegen lassen, die den Bewohnern derselben zu gerechten Beschwerden Veranlassung gaben. Die Besatzungen nährten sich, wie damals gewöhnlich, vom Raube, den sie in dem nahe liegenden Lande verübten und die Menge dieser Schlösser brachten in den Sachsen und Thüringern die Furcht hervor: daß der Kaiser die Absicht hätte, sie zu unterdrücken;

eine Furcht, die sich deshalb vermehrte, weil sie wußten, daß der Kaiser unter allen deutschen Völkerschaften ihnen am wenigsten hold wäre. Adalbert, der besonders die Sachsen deshalb haßte, weil er mit ihren Fürsten mehrmals in Fehde gelebt hatte, flößte dem Kaiser gleiche Abneigung ein, die Heinrich auch schon oft bewiesen hatte.

Drey Jahr vorher hatte schon Graf Otto in Thüringen Unruhen angefangen, indem er, von dem Prinzen Magnus von Sachsen, mit Volke unterstützt, einige kaiserliche Schlösser verheerte, um sich dafür zu rächen, daß der Kaiser ihn nicht nur des Herzogthums Bayern wieder entsetzt, sondern auch seine Grafschaft Nordheim und seine übrigen in Sachsen gelegene Erbgüter eingezogen hatte. *) Diese Unruhen waren zwar wieder gestillt, da der Kaiser den Grafen Otto durch die Zurückgabe seiner Erbgüter beruhigte, aber doch durch sie unter den Thüringern vielleicht der erste Saame zum Aufruhr ausgestreuet worden. Wegen Sieg=

*) Ein gewisser Egino gab vor: Herzog Otto hätte ihn gedungen, den Kaiser zu ermorden und zeigte sogar einen Dolch vor, welchen er hierzu von ihm erhalten zu haben versicherte. Otto wurde verurtheilt, sich durch einen gerichtlichen Zweykampf mit dem Ankläger von dieser Beschuldigung zu reinigen und als er diesen Zweykampf nicht eingehen wollte, weil Egino ihm nicht ebenbürdig war, von Land und Leuten verjagt.

frieds Ansinnen längst schon schwierig, wurde durch die Anlegung mehrerer kaiserlichen Festen in ihrem Lande ihre Unzufriedenheit noch mehr entflammt. Sie verbanden sich mit den gleich unzufriednen Sachsen und beyde Völker leisteten sich den gegenseitigen Eid: hinfort jeder Bedrückung ihre ganze gemeinschaftliche Macht entgegen zu stellen.

Schon die Nachricht von diesem Bündnisse machte dem Kaiser grosses Schrecken, aber bald wurde dies noch vermehrt, da er erfuhr, daß beyde Völkerschaften sich bereits im geheim mächtig rüsteten. So wie sie diese Rüstungen so viel als möglich zu verbergen suchten, wurde auch ihr Murren noch nicht laut. Nicht über den Kaiser, sondern nur über den Erzbischoff von Maynz beschwerten sich bis jetzt die Thüringer.

Siegfried wußte den Kaiser zu überzeugen, daß sie mit seiner Majestät nicht weniger unzufrieden wären, als mit ihm selbst und ihre Klagen nur deshalb noch zurück hielten, um sich vorher noch mehr zu rüsten. Er machte den Kaiser auf die Macht der verbundnen Völkerschaften aufmerksam, versicherte ihm, daß es ihm schwer werden würde, sie zu besiegen, wenn sie erst unter sich ganz einverstanden seyn würden und endigte damit, daß er ihn auffo-

derte, jetzt, da es vielleicht noch Zeit wäre, mit allen seinen Kräften an der Erstickung des Aufruhrs zu arbeiten.

Es wurde gewöhnlich den Rathgebern Heinrichs nicht schwer, ihn nach ihrem Willen zu lenken. Auch jetzt pflichtete er dem neuerkohrnen Rathgeber bey und gieng nun mit ihm über den Vorwand zu Rathe, unter welchem er eine rechtmäßige Fehde mit den Verbundnen beginnen könnte, da sie selbst noch nichts wider ihn unternommen hatten, das eine so scharfe Ahndung, als Heinrich und Siegfried beabsichteten, gerechtfertigt hätte. Der Zehnten wurde endlich zu diesem Vorwande gewählt und beschlossen, daß Siegfried ihn alles Ernstes einfodern, und in seinem Fehdezug von der ganzen Macht des Kaisers unterstützt werden sollte.

Indeß Heinrich in Thüringen und Sachsen seine Schlösser mehr befestigte und mit stärkern Besatzungen versahe, auch eilend noch einige neue anlegte, schrieb Siegfried auf das nächste Frühjahr einen Sinod nach Erfurt aus, zu welchem alle Prälaten und Fürsten Thüringens geladen wurden. Zum Ausbruche der Feindseligkeiten noch zu wenig gerüstet, sahen die Thüringer sich gezwungen, der Foderung des Erzbischoffs, welche der Kaiser mit Drohungen

gewichtvoller machte, nachzugeben. Sie bewilligten den Zehnten und Graf Ludwig, von seinem Gewissen gedrängt, war unter den Weltlichen der Erste, welcher dies that, so wie er wahrscheinlich der Einzige war, welchen der menschenfreundliche Vorsatz entflammte: seinen Unterthanen diese lästige Abgabe durch Erlassung anderer zu erleichtern.

Erfüllt war also nun der Wunsch des Erzbischoffs und die Thüringer von einer neuen Last gedrückt, durch welche sie aber eine ältere nicht von sich gewälzt hatten. Besatzungen der kaiserlichen Schlösser in ihrem Lande wurden nicht vermindert, oder ihrer Verheerungen weniger, im Gegentheile erlaubten sie sich Zügellosigkeiten, die man sogar bey erklärten Feinden unmenschlich gefunden haben würde. Sie begnügten sich nicht mehr, mit den Gütern der bedrückten Thüringer, sondern zwangen die Männer, ohne Rücksicht auf Stand oder Alter, zu Sklavenarbeiten und opferten die Weiber und Mädchen ihren Lüsten.

Vergebens schütteten die Leidenden ihre Klagen vor des Kaisers Throne aus. Unwillig wies er sie, mit den harten Worten zurück: daß dies Verfahren gegen frevelnde Kirchenverächter, die ihren Oberheiten die schuldige Abgabe

gabe verweigert hätten, noch zu gelinde Strafe wäre. Rache im Busen kehrten die Klagenden wieder zu den Ihrigen zurück; und zu dem Jammer, welcher ganz Thüringen erfüllte, gesellte sich nun lautes Murren über seinen Unterdrücker. Verzweiflung entflammte den Muth seiner Bewohner noch mehr, als sie vernahmen, daß Heinrich ein Kriegsheer sammelte, das er zwar wider die Pohlen führen zu wollen vorgab, wirklich aber den Verbundenen entgegen zu führen gedachte. Die Thüringer knüpften ihren Bund mit den Sachsen noch fester und das Feuer, das bisher nur noch unter der Asche geglimmt hatte, loderte in hellen Flammen empor.

Wir sind nicht gesonnen, eine Geschichte der thüringischen Unruhen zu schreiben, sondern davon nur so viel zu berichten, als mit den Begebenheiten unseres Helden verwebt ist; daher wir von den Vorfällen der zwey nächsten Jahre weiter nichts berichten, als daß Siegfried den Thüringern den Zehnten schon zu Ende des nämlichen Jahres wieder erließ, in welchem sie die Erlegung desselben bewilligt hatten, weil diese ihm unter keiner andern Bedingung vergönnten, in ihrer Fehde mit dem Kaiser ein bloßer Zuschauer bleiben zu dürfen.

Achtes Kapitel.

Menschen, die von Andern bemitleidet werden, belegt Siegfried mit dem Banne.

Bisher hatte Graf Ludwig noch wenig Antheil an den Streitigkeiten mit dem Kaiser Heinrich genommen, allein zwey Jahre nach ihrem Ausbruche bot er alle seine Macht auf, um sich mit seinen bedrängten Brüdern zu vereinigen. Vielleicht war es das Werk des Erzbischoffs Siegfried, daß Ludwigs Unterthanen das Joch weniger belastete, unter welchem ihre Nachbarn seufzten, welches um so wahrscheinlicher wird, da er sich Mühe gab, den Grafen für Heinrichs Vortheil zu gewinnen.

Gleich stark bemühten sich die verbundnen Fürsten hingegen, den mächtigen Ludwig auf ihre Seite zu ziehen und Ludwigs Wahl blieb nicht lange unentschieden. Weit entfernt, dem Unterdrücker beyzustehen, erklärte er sich vielmehr für die Unterdrückten und versicherte den Thüringern, daß seine Hülfe ihnen nicht entstehen würde, so bald sie derselben bedürften. Jetzt, da Heinrich ein weit zahlreicheres Heer ausrüstete, als er noch je wider die Verbundnen geführt hatte, und diesen verweigerte, ihre

Klagen und ihre Rechtfertigung vor seinen Thron zu bringen, jetzt glaubte es Ludwig die höchste Zeit, sich der Bedrängten anzunehmen.

Kurz nach dem Pfingstfeste führte Heinrich sein Heer nach Breitungen, wovon die Verbundnen nicht weit entfernt standen. Zahlreich war ihr Heer. Der Erzbischoff Wezel zu Magdeburg, der Bischoff Bukko zu Halberstadt, Herzog Magnus von Sachsen und sein Oheim, Graf Herrmann, die Markgrafen Udo zu Soltwedel und Ekbert der Zweyte zu Meissen, Pfalzgraf Friedrich der Zweyte zu Sachsen und die Grafen Otto von Nordheim, Ludwig von Thüringen und Beringer von Sangerhausen, nebst mehreren sächsischen und thüringischen Grafen und Herren hatten alle ihre Macht aufgeboten, um sie dem Kaiser entgegen zu stellen; schwach fanden sie aber dennoch ihr Heer, als sie die zahllosen Schaaren erblickten, welche dem Kaiser folgten; denn unter allen geistlichen und weltlichen Fürsten, welche nicht unter den Verbundnen waren, hatte sich keiner des Zuges geweigert.

Noch hatten sich die Thüringer nicht von ihrem ersten Schrecken erholt, als Heinrich schon bis Beringen vorrückte und seine Gegner angriff, ehe sich diese noch in Schlachtordnung gestellt

hatten. Angreifen und Siegen war beynahe Eins. Tapfer und verzweiflungsvoll vertheidigten die Verbundnen ihr Leben, doch konnten sie dem Kaiser den Vortheil nicht wieder entreissen, den er gleich Anfangs über sie erhalten hatte. Ihr Widerstand machte die Schlacht nur blutiger, vermehrte nur die Menge ihrer Toden. Glücklich pries sich, wer entkam und zuletzt eilten Alle zur Flucht. Blut floß in Strömen, das Schlachtfeld war mit Toden überdeckt und mit Sterbenden, deren Wehklagen grausend in die Luft tönten.

Heinrich und Siegfried waren unter dem Heere der Sieger die Einzigen, welche mit den Besiegten kein Mitleid hatten; die Herzen aller andern erfüllte es und Alle bereuten, des Bruderblutes so viel vergossen zu haben. Das Murren wider den Kaiser wurde unter seinem Heere so allgemein, daß er den Ausbruch eines Aufruhrs nur mit Mühe verhindern konnte. Auf den Erzbischoff zu Maynz konnte weder das Klagen der Erstern noch das Murren der Andern Eindruck machen. Mit einer Fühllosigkeit und einer Härte sonder gleichen that er die Geschlagenen in den Bann, um ihr Elend, wo möglich, noch zu vermehren. Er gedachte hierdurch die Sieger nicht nur so fühllos zu machen, als er selbst war, weshalb er sie auch

öfters erinnerte, daß ein guter Christ sündigte, wenn er mit Gebannten Mitleid hätte; sondern er wollte sich auch an den Thüringern rächen, weil ein zweyter Sinod, den er das Jahr zuvor in Erfurt gehalten hatte, sich nicht nach seinem Wunsche geendigt hatte.

Siegfried hatte damals die Thüringer so sehr wider sich aufgebracht, daß durch ihre Erbitterung sein Leben zweymal in Gefahr kam. Er hatte nicht nur den Zehnten von neuem gefodert, sondern auch den Geistlichen einen Befehl des Pabstes Gregors des Siebenten bekannt gemacht, nach welchem es ihnen hinfort nicht erlaubt seyn sollte, sich zu verheyrathen, auch denen, welche schon in der Ehe lebten, geboten wurde, entweder ihre Weiber von sich zu lassen oder ihre Aemter nieder zu legen.

Die Geistlichen waren so wenig geneigt, diesem Befehle nach zu kommen, als die Weltlichen, den Zehnten zu entrichten. In beyden entbrannte Wuth wider den Erzbischoff und nach seiner Foderung, so wie nach der Bekanntmachung des päbstlichsten Befehls, rettete er sein Leben nur mit Mühe. In besonders grosser Gefahr war es bey der letztern Gelegenheit, wo alle Geistliche einstimmig beschlossen hatten, den Erzbischoff zu töden, damit seine Nachfolger an ihm ein Beyspiel nehmen und nie wie-

der es wagen mögten, eine Foderung an sie zu thun, an die der blose Gedanke sie schon empörte.

Aus Rache wegen ihres Beginnens gegen ihn floß also Siegfrieds Härte gegen die Besiegten, doch war sie nicht die einzige Ursache derselben. Siegfried, seinem Charakter getreu: kein Mittel zu Erreichung seiner Absicht unbenutzt zu lassen; glaubten die unglücklichen Thüringer durch den, über ihr vereinigtes Heer ausgesprochenen, Bannfluch auf das Aeusserste zu bringen und sie zu bewegen, um einen Frieden auf jede Bedingung zu bitten, wo dann freylich die Entrichtung des Zehnten eine der ersten geworden seyn würde.

Der Erzbischoff erreichte seine Absicht nicht. Das Volk, zur Verzweiflung gebracht, beschloß eher den letzten Blutstropfen zu wagen, als einem Sieger sich zu unterwerfen, dessen Härte sie zittern machte. Die Geschlagenen sammelten sich wieder und warfen sich zum Theil in die Festen des Landes, wo Verzweiflung den Entschluß in ihnen befeuerte: sich entweder für die erlittene Niederlage zu rächen, oder unter dem Schutte ihrer Festen sich begraben zu lassen. Mitleid mit ihren bedrängten Brüdern, bewog des Kaisers Krieger zu neuer Unzufriedenheit; und ihr Murren nöthigte den Kaiser,

das unglückliche Land zu verlassen und seinen Kriegern zu vergönnen, wieder heim zu den Ihrigen zu ziehen.

Dennoch hatten die Verbundnen nicht lange Zeit, sich zu erholen, da Heinrich, ehe er sein Heer entließ, sich von den Fürsten desselben das Versprechen hatte geben lassen: sich mit ihrem Volke und neuer Verstärkung im Spätherbste zu Gerstungen einzufinden. Sie kamen; und ob gleich das Heer jetzt minder zahlreich war, als das erste, so übertraf es doch das Heer der Verbundnen weit. Bey dem Anblikke jenes mächtigen Heeres entsank diesen der Muth. Noch voll Trauer über den Verlust so vieler ihrer Brüder und seufzend unter dem Drucke des Elendes und des Bannfluches, fieng das Volk an zu zagen. Viele wollten den Frieden auch durch die härtesten Bedingungen erkaufen, noch Kleinmüthigere sogar ihre jetzigen Wohnplätze verlassen und andere suchen, um dem Zorne des Kaisers zu entfliehen.

Uneinigkeit drohete unter den Verbundenen auszubrechen und ihr Elend auf das höchste zu bringen, doch gelang es den Bemühungen des Bischoffs Bukko und des Grafen Otto von Nordheim, diesen glimmenden Funken noch in der Asche zu ersticken. Allgemein wurde nun zum Frieden gestimmt, der auch nach ei-

niger Zeit zu Stande kam, doch freylich unter Bedingungen, die für die Verbundenen äusserst hart waren.

Die, zur Vermittelung des Friedens, vom Kaiser in das Lager der Verbundnen gesendeten Fürsten verlangten im Namen ihres Senders, daß die thüringischen und sächsischen Heerführer sich der Gnade des Kaisers unterwerfen sollten; und nach langem Kampfe mit sich selbst bewilligten endlich diese die vorgeschriebene Bedingung, nachdem sie von den abgesendeten Fürsten das Versprechen erhalten hatten: es bey dem Kaiser dahin zu vermitteln, daß ihnen weder an Leib und Leben noch Ehre und Gut etwas widerfahren sollte.

Der Tag zur Unterwerfung wurde bestimmt, die abgesandten Fürsten giengen wieder zurück in das kaiserliche Lager, und Graf Ludwig benutzte die wenigen Tage, welche bis dahin noch übrig waren, um nach Schaumburg zu eilen, wohin ihn die Bitten seiner Gattin riefen. Ungewohnt von ihrem Gemahle so lange getrennt zu leben, hatte Adelheid schon längst sehnlich seine Rückkehr gewünscht, jetzt da sie von einer Tochter entbunden worden war, sendete sie einen Eilboten in das Lager, und ließ ihren Gemahl beschwören: ihr Sehnen wenigstens in so weit zu stillen, daß er sie eini-

ge Tage lang durch seine Gegenwart stärkte. Graf Ludwig glaubte jetzt das Lager ohne Gefahr verlassen zu können, daher er seinem Bruder die Aufsicht über die Seinigen anbefahl und nach Schaumburg flog.

Das Wiedersehen war nicht freudig. Mit lauten Klagen empfing Adelheid ihren Gemahl, denn die Bedingungen des Friedens, welche sie kurz vor seiner Ankunft vernommen hatte, quälten sie mit einer Furcht, die Ludwig durch die sorgfältigste Mühe ihr nicht zu benehmen vermogte. Ludwig hatte geglaubt, daß er ihr durch die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden Freude machen würde und es daher sein Erstes seyn lassen, sie ihr zu geben, wozu er die Aeusserung seiner Freude fügte: daß er nun bald wieder in den Armen seiner geliebten Adelheid würde leben können.

Falsche Hoffnung — erwiederte Adelheid — Eben dieser traurige Friede wird meinen Ludwig noch länger von mir reissen.

Ludwig. Nein, wiedergeben wird er mich dir. Woher jene unnöthige Furcht, die blos ein Geschöpf übler Laune ist?

Adelheid. Daß sie dies wäre! Aber leider ist sie nur allzugerecht! Wird dich und alle verbundne Fürsten ein anderes Schicksal

treffen, als das, welches Magnus vor wenig Jahren beseufzte?

Ludwig. Nein, liebes Weib, wir haben keinen Kerker zu fürchten. Das Versprechen der Friedensvermittler schützt uns vor ihm.

Adelheid. Es sollte euch schützen, aber unerfüllt wird es bleiben, sey dies nun Folge der Lauigkeit, mit welcher die Fürsten, welche euch jenes Versprechen gaben, sich für euch bey dem Kaiser verwenden, oder Folge der Härte Heinrichs allein. Fürchterlich wird seine Rache euch treffen, hat er euch erst in seiner Gewalt.

Ludwig. Dann müßte Heinrichs Herz eisern, Menschengefühl ihm fremd seyn, wenn er Männer zermalmen wollte, die, im Vertrauen auf seine Gnade, sich vor ihm demüthigen.

Adelheid. So wird es seyn. Bange, schreckensvolle Ahndung sagt es mir, daß ich bald meine Neugeborne mit Thränen benetzen werde, die dir, im Kerker Schmachtenden, fliessen. Meine arme Adelheid ist ein Kind des Kummers, doch Glück für sie, daß sie ihn noch nicht fühlen kann!

Ludwig. Ich bitte dich, geliebtes Weib, suche die Schreckgestalten von dir zu entfernen, die deine Phantasie erschaft.

Ludwig wiederholte nicht nur diese Bitte öfters, sondern überzeugt, daß hier Erfüllen schwerer war als Bitten, bemühete er sich, selbst zu bewirken, was er über die Kräfte seiner Adelheid fand. Aber vergebens suchte er sie zu zerstreuen, vergebens die zuversichtliche Hoffnung in ihr zu beleben, welcher er voll war, die Hoffnung: daß Heinrich die verbundnen Fürsten in der gerechten Erwartung nicht täuschen würde, welche sie sich von seiner Gnade und von dem Versprechen seiner Abgesanden machten. Furcht und Ahndung überfüllten Adelheidens Herz zu sehr, um für andere Eindrücke darinnen Raum zu lassen; und durch Gram und Jammer äusserte sich das Steigen jener qualvollen Empfindungen immer mehr, je näher die Zeit heran rückte, wo Ludwig wieder in Lager zurückgehen mußte. Adelheid machte einen Versuch, ihren Gemahl hiervon abzuhalten, der aber freylich nicht gelingen konnte.

Soll ich Einziger mich wider den Kaiser anflehnen — wendete Ludwig dagegen ein — da Thüringens und Sachsens vereinigte Macht ihm nicht widerstehen konnte?

Der Tag der Trennung brach an. Ludwig — doch laßt uns nichts von den Schrecken dieses Tages sagen, nichts von den Qualen, welche er für den Grafen von Thüringen und

seine Gemahlin im Gefolge hatte. Ludwig schied, von Wehmuth und Sorge für die gestörte Ruhe seiner geliebten Adelheid niedergedrückt; und trostlos jammerte Adelheid über sein Scheiden.

Als Ludwig im Lager anlangte, fand er die verbundnen Fürsten schon zum Aufbruche bereit. Heinrich der Vierte hatte eine Fläche bey Spira, unfern Kindelbrück und Greussen, zu dem Platze seines Triumphs über die Verbundnen gewählt. Sein Heer hatte sich in zwey Linien gestellt, durch welche sich die besiegten Fürsten, Furcht und Verzweiflung in ihren Blikken, dem Kaiser näherten, der auf einem errichteten prächtigen Throne, mit der stolzen Miene eines überlegenen Siegers ihrer Unterwerfung harrte. Sie geschahe, aber getäuscht sahen sich nun die Gedemüthigten in ihren Hoffnungen; und erfüllt wurde hingegen Adelheidens Furcht. Seinem Worte und dem Versprechen seiner Abgesandten zuwider, ließ Heinrich die, zum Gehorsam zurückkehrenden, Fürsten verhaften und übergab sie nach der Sitte jener Zeiten, den ihm ergebnen Fürsten zur sichern Verwahrung.

Wir nennen von diesen Unglücklichen blos den Herzog Magnus von Sachsen mit seinem Oheim, den Markgrafen von Soltwedel, den Pfalzgrafen Friedrich, den Grafen Otto von

Nordheim und unsern Ludwig mit seinem Bruder Beringer; und schweigen auch jetzt von den Begebenheiten aller Andern, um uns nur mit unserm Helden zu beschäftigen.

Neuntes Kapitel.

Ludwig der Springer.

Graf Ludwig wurde auf die Feste Giebichenstein gebracht, wo er seine Freyheit weniger beklagte, als Adelheid, ihre Kinder und alle Unterthanen Ludwigs den Verlust ihres Gatten und Vaters. In Ludwigs Lande waren die Klagen so allgemein, als ob jedes Hauß, jede Familie einen Vater verloren hätte. Unter Allen war aber freylich Adelheid die Trostloseste.

Als Ludwig aus dem kaiserlichen Lager nach dem Giebichenstein abgeführt wurde, befahl er den vornehmsten und vertrautesten seiner Dienern, den Rittern Reinhard von Reinstädt und Ulrich von Teutleben seine Gemahlin an, um sie in seiner Abwesenheit zu schützen und wegen seines Unglückes zu trösten. Beyde wetteiferten, den Befehl ihres geliebten Herrn am besten zu erfüllen, doch war ihnen dies nur

zur Hälfte möglich, da sie alles vergebens anwendeten, die Klagende zu trösten.

Ihr bemüht euch umsonst, wackere Männer — sprach Adelheid öfters zu ihnen — Trost bleibt fern von diesem verwundeten Herzen, und Ruhe würde ich mir zum Vorwurfe machen, so lange mein Gemahl im Kerker seufzet. Das einzige, was mich einigermassen beruhigen kann, ist auf Mittel zu sinnen, ihn daraus zu befreyen. Vereinigt euch mit mir, Ritter! Spannt gleich mir eure Erfindungskraft an, vielleicht daß Eins unter uns etwas ersinnt, wie es möglich wäre, Ludwigs Kerker zu öffnen.

Vergebens boten alle ihre ganze Erfindungskraft auf. Den Grafen schnell oder unmittelbar aus seinem Kerker zu befreyen, fanden sie unausführbar. Reinhard erbot sich endlich, zu dem Erzbischoffe Siegfried zu eilen und ihn so lange zu beschwören, bis er des Grafen Befreyung zu vermitteln verspräche, welche ihm, wenn er sich nur dafür verwenden wollte, nicht schwer werden könnte, da es dem Ritter so wenig als jedem Andern unbekannt war, welches Gewicht seine Worte bey dem Kaiser hatten.

Seit jenem Tage, wo Adelheid die Bedingungen des geschlossenen Friedens erfahren

hatte, kehrte jetzt zum erstenmale wieder Freude in ihr Herz. Leidenden ist auch jeder Schimmer von Hoffnung willkommen, der kleinste belebt sie zur Freude. Auch Adelheid fühlte die wohlthätige Wirkung der Hoffnung, welche Reinhards Worte in ihr belebten. Hastig bat sie ihn, ohne Verzug nach Maynz zu eilen und, wenn er den Erzbischoff hier nicht treffen sollte, nicht eher zu rasten, bis er ihn ereilt und die Zusage von ihm erhalten hätte, von welcher das Glück und die Zufriedenheit ihres Lebens abhienge.

Reinhard fand den Erzbischoff noch mit dem Kaiser in Thüringen, wo er sogleich alles anwendete, um die Absicht seiner Reise zu erreichen, auch war er so glücklich, das Versprechen von dem Erzbischoffe bald zu erhalten, nach welchem sich seine Ergebenheit für den Grafen Ludwig beynahe nicht weniger sehnte, als Adelheidens zärtliche Gattenliebe. So eilend, als er zu dem Erzbischoffe gekommen war, gieng er nun wieder nach Schaumburg zurück, wo er durch die fröhliche Botschaft, welche er mitbrachte, Trost in Adelheidens zerrissenes Herz goß.

Ruhig, beynahe heiter, verlebte nun die zärtliche Adelheid einige Tage, weil ihre Hoffnung den glücklichen nahe wähnte, der sie mit dem entrissnen Gemahle wieder vereinigen wür-

de; aber bald verdrängte Gram und Trostlosigkeit jene Heiterkeit wieder, da schon zwey Wochen verflossen waren und Adelheid sich noch immer vergebens nach der Erfüllung ihrer Hoffnung sehnte. Ihr Wunsch bewog den Ritter Reinhard, eine zweyte Reise zu dem Erzbischoffe anzutreten, von der er mit neuen Versprechungen von ihm zurückkehrte. Siegfried hatte versichert, den Kaiser härter gefunden zu haben, als er erwartet hätte, zugleich aber auch hinzu gesetzt, daß er nun anfienge, seinen Bitten geneigteres Gehör zu geben und ihre Erfüllung ohne Zweifel nicht mehr fern wäre.

Wir wollen euch, theure Leser, keine Schilderung der Gefühle Adelheidens zu machen versuchen, als der Erfolg ihr bewies, daß Siegfried ihr nur mit leerer Hoffnung geschmeichelt hatte, so wie wir nicht alle die wiederholten Reisen erwähnen, welche Reinhard zu dem Erzbischoffe machen mußte, ehe jene traurige Ueberzeugung in Adelheiden fest wurde. Unbekannt ist es uns, ob Siegfried nichts für Ludwigs Bestes that, oder ob Heinrich zu sehr wider den letztern erbittert war, um ihm die Freyheit wieder zu geben, da zuvor alle Vorstellungen, die er ihm durch den Erzbischoff hatte machen lassen, um ihn zum Beytritte zu seiner Parthey

zu bewegen vergebens gewesen waren, genug Ludwig schmachtete zwey Jahre in seinem Kerker, ungeachtet der Versprechungen Siegfrieds, welche seine Gemahlin Anfangs mit tröstenden Hoffnungen erfüllt hatten.

Nichts also von Adelheidens Gram und Klagen während der Dauer dieser Zeit, nichts, als daß sie alle Qualen folterten, die eine liebevolle zärtliche Gattin foltern können, die der Gedanke an den leidenden Gemahl des Tages und im Traume unabläßig beschäftigt. Auch von den Empfindungen Ludwigs in seinem Kerker weiter nichts, als die Geschichte der letztern Tage seiner Gefangenschaft.

Gleich vom Anfange derselben an hatte Ludwig auf Mittel gedacht, sich selbst zu befreyen, weil er befürchtete, daß Niemand sich für ihn vermitteln oder jede Vermittelung nutzlos seyn würde. Mit List und der nöthigen Vorsicht machte er Versuche, einen unter seinen Wächtern zu bestechen, allein ob diese Versuche schon nicht ganz mißglückten, so gelangen sie doch nicht nach Ludwigs Wunsche. Er fand endlich unter seinen Wächtern einen Mann, wie er ihn wünschte, voll guten Willens ihm beyzustehen, listig und verschwiegen — doch konnte er ihn durch die dringendsten Bitten und

die glänzendsten Versprechungen zu nichts bewegen, als zur Vermittelung eines Briefwechsels mit seiner Gemahlin. Unerbittlich war sein Vertrauter, wenn Ludwig ihn beschwor, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn und Ludwig mußte zuletzt mit seinen Bitten schweigen, weil jener ihm drohete, die Dienste, welche er ihm bisher geleistet hatte, fernerhin zu verweigern, wenn er ihn noch einmal in Versuchung führen würde, den Eyd der Treue, welchen er dem Kaiser geleistet hätte, zu brechen.

Da Ludwig im Innern seines Kerkers keinen Mitarbeiter an seinem Plane finden konnte, bemühete er sich, ausserhalb desselben welche zu erhalten und jedes Schreiben an seine Gemahlin enthielt Bitten: mit dem Ritter Reinhard und Ulrich auf eine List zu sinnen, wie diese getreuen und unternehmenden Männer ihn aus seinem Kerker befreyen könnten. Selbst damals that er diese schon, als Adelheid sich noch mit der Hoffnung schmeichelte, daß Siegfried ihres Gemahls Befreyung bewirken würde. Ludwig war mißtrauisch gegen den Erzbischoff, daher die Versprechungen desselben bey ihm wenig Glauben fanden.

Aus jedem andern Kerker hätte vielleicht Ludwig, durch die List der Seinigen, eher gerettet werden können, als aus dem, in welchem

er vergebens auf sein Entkommen sann. Er beklagte seine Freyheit in einem Gemache des Giebichensteins, zu welchem es unmöglich war, von aussen zu kommen.

Nach unsern Urschriften hatte damals der Fels, auf dessen Spitze der Giebichenstein erbauet war, eine andere Gestalt, die Saale nicht den Lauf, wie jetzt, und unsere Leser, denen es sonder Zweifel bekannt seyn wird, daß seit sieben hundert Jahren mancher Berg ungestaltet, der Lauf manches Flusses verändert worden ist, werden die Glaubwürdigkeit unserer Berichte nicht bezweifeln.

Der Theil des Schlosses, in welchem Ludwig schmachtete, war an dem äussersten Rande des Felsens erbauet und senkrecht, wie die Mauer des Schlosses, war der Fels auf dieser Seite, von seiner Spitze bis hinab zum Fusse, an welchem die Wellen der Saale spielten. Gleich unmöglich war es demnach, so wohl vom Fusse des Berges, als auch auf dem Gipfel desselben in Ludwigs Kerker zu kommen, und Reinhard und Ulrich strengten ihre Erfindungskraft ohne Erfolg an, da unmögliche Dinge durch keine Erfindungskraft möglich gemacht werden können.

Es blieb demnach dem Grafen keine Hoffnung zu entkommen übrig, als durch einen Sprung in die Saale, den er, als ein guter Schwimmer, längst gewagt haben würde, hätte die Furcht ihn nicht zurück geschreckt, daß der Fels unter dem Wasser vielleicht nicht so senkrecht seyn mögte, als über demselben und war er dies nicht, so sahe freylich Ludwig seinen Tod unvermeidlich mit jenem Sprunge verbunden. Auf die Gefahr: zerschmettert zu werden; wollte Ludwig dieses Wagstück nicht unternehmen, er verlangte daher von Reinharden eine lange Schnur, um mit dieser die Gestalt des Felsens unter dem Wasser zu untersuchen. Er erhielt diese Schnur ohne Verzug, befestigte einen Stein daran, den er mit blutenden Nägeln aus der Mauer seines Kerkers gegraben hatte und ließ ihn hinab in die Tiefe.

Furcht: die einzige Hoffnung, an der er noch eine schwache Stütze fand, sinken zu sehen, bemächtigte sich seiner, da er sein ausgeworfenes Loth auf Felsen stossen fühlte, er mochte es werfen wohin er wollte; und namenloses Schrekken trat an die Stelle jener Furcht, da er nach dem Heraufziehen im Mondenschein sahe, daß die Schnur nur einige Ellen tief unter dem Wasser gewesen war. Diese traurige Entdekkung machte Ludwig, als er sich eben ein Jahr

in seinem Gefängnisse befunden hatte, und trostlos: alle Hoffnung zur Flucht sich beraubt zu sehen; jammerte er beynahe acht Monden lang, als endlich eine neue Hoffnung ihm Trost und Muth gab.

Ludwigs Zeitverkürzung bestand einzig darinnen, daß er unverwandt hinab in die Saale blickte, um die auf ihr herumschiffenden Fischer und die Menschen zu sehen, welche an ihrem jenseitigen Ufer wandelten. So unterhielt er sich auch einmal mit seinem gewöhnlichen Zeitvertreibe, als er ein Weib, mit einem langen weiten Gewande bekleidet, in das Wasser fallen sahe. Er beklagte die Unglückliche, doch freuete er sich bald, da er sahe, daß ihr Gewand sich auf der Fläche des Wassers ausbreitete und den obern Theil ihres Leibes so lange über demselben empor hielt, bis ein Fischer mit seinem Kahne herbey eilen und sie retten konnte.

Zu der Freude, welche Mitgefühl entzündet hatte, gesellte sich bald eine andere. Freude über einen glücklichen Einfall, zu welchem der Unfall des Weibes die Veranlassung gegeben hatte. Wie dies Weib könnte vielleicht auch mich ein langes weites Gewand über dem Wasser empor halten, so daß ich die Felsenspitzen, die unter demselben verborgen sind, nicht erreichen würde — dachte Ludwig, und fing sogleich

an, über diesen Einfall tiefer nachzudenken. Er fand bald seine Hipothese um so wahrscheinlicher, weil er überlegte, daß die Luft, die sich unter seinem Gewand verfangen würde, ehe er das Wasser erreichte, jenes noch leichter über diesem empor halten müßte, als das Gewand des Weibes.

Den Rest des Tages, an welchem er die für ihn so glückliche Bemerkung gemacht hatte, und die ganze ihm folgende Nacht brachte er damit zu, über die Mittel nachzudenken, welche seinen Sprung minder gefährlich machen könnten. Ein wichtiges glaubte er gefunden zu haben, da es ihm einfiel, daß man sein Springgewand, von Leinwand bereitet, auf der innern Seite mit Wachs bestreichen könnte, um dadurch das Eindringen des Wassers zu verhindern. Völlig bestimmt war er bald zu dem Sprunge, zu welchem ihn vorher die heisseste Sehnsucht nach der Freyheit nicht hatte bewegen können, doch beschloß er, ehe er ihn wagte, zu seiner Sicherheit neue Untersuchungen über die Felsen unter dem Wasser anzustellen.

Zu diesem Gebrauche verlangte er des andern Tages von dem Ritter Reinhard, dem er, nebst Adelheiden, die frohe Neuigkeit berichtete, daß er mit der gerechtesten Hoffnung sich schmeichelte: in wenig Tagen durch die Flucht

sich in Freyheit zu setzen, zwey Schnuren von gleicher Länge mit der, die er ihm vorher gesendet hatte. Die Schnuren langten an und Ludwig sah sich im Geiste schon frey.

So bald die Nacht ihm verstattete, mit seinen Untersuchungen anzufangen, brach er aus einem Sessel, der sich in seinem Gefängnisse befand, ein Bein aus, an dessen beyden Seiten er die erhaltenen Schnuren befestigte und das Holz nun hinab ließ, bis er fühlte, daß es auf der Fläche des Wassers schwamm. Nun, da er an seiner Schnur bemerken konnte, wie tief es von dem Fenster seines Kerkers bis auf die Oberfläche des Wassers war, wurde es ihm auch nicht schwer, zu messen, wie tief unter demselben die Felsen sich befanden. Oft mußte er sein Loth, auf eben die Art verfertigt, wie wir vorhin erzählt haben, auswerfen, ehe er sich überzeugte, daß das Wasser über ihnen nirgends niedriger war, als drey Ellen, eine Tiefe, welche er nicht erreichen konnte, wenn die obere Hälfte seines Körpers, durch das erfundene Springgewand über dem Wasser empor gehalten wurde.

Ludwig machte nun den Ritter Reinhard ohne Verzug mit seinem Plane bekannt. Er beschrieb ihm die Form des Gewandes genau, welches er zur Ausführung desselben nöthig hat-

te, und meldete ihm zugleich, auf welche Art er es ihm überliefern könnte. Reinhard versprach, alles dem Befehle seines Herrn gemäß einzurichten und Ludwig verfolgte indessen seinen Plan weiter. Er stellte sich krank, gab einige Tage lang vor, daß seine Krankheit sich mit jedem vermehrte und bewirkte dadurch, daß man sein Verlangen erfüllte und nach Schaumburg sendete, um seinen Geheimschreiber zu holen, von welchem er seinen letzten Willen wollte aufsetzen lassen.

Von dieser Botschaft schon unterrichtet, machte sich, mit dem Geheimschreiber zugleich, Ritter Reinhard auf, welchem als Zeugen der Eintritt in Ludwigs Kerker nicht verweigert wurde. Kränker denn je, stellte sich der Graf, als seine Befreyer sich ihm näherten, klagte besonders über den heftigsten Frost und bat den Ritter: ihm wärmere Kleidung zu verschaffen, Reinhard erhielt von Ludwigs Wächtern Erlaubnis, dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Er gieng und brachte nach seiner Rückkehr, nebst einem mit Pelze gefütterten Kleide, auch das mit Wachs bestrichene leinene Gewand.

Dies — sprach Reinhard zu dem Grafen, indem er ihm das letztere überreichte — erhielt eure Frau Gemahlin von einem weisen, heilkundigen Manne, mit der Versicherung:

daß euer Uebel gehoben werden würde, wnen ihr euch einige Tage lang mit diesem Gewande bekleidetet.

Ludwigs Diener legten ihm jetzt beyde Gewande an, der Pelzrock wurde das Oberkleid; doch äusserte der Graf, bey allen Versicherungen des Ritters, wenig Vertrauen zu den Heilkräften des mitgebrachten Gewandes.

Ich fühle meinen Tod schon zu nahe — sprach er wehmuthsvoll — um nach Genesung hoffen zu können. Laßt uns daher eilen, damit er mich nicht überrascht.

Der Geheimschreiber holte hierauf seine Schreibegeräthschaft hervor. Ludwig sprach mit ihm und dem Ritter heimlich und jener schien gar fleissig zu schreiben, ob gleich niemand die Zeichen, welche er statt der Buchstaben machte, würde haben entziffern können, denn Ritter Ulrich von Teutleben, welcher hier die Rolle des Geheimschreibers spielte, war zwar der Waffen, aber nicht der Feder kundig.

Was Ludwigs Wächter für die Erklärung seines letzten Willens hielten, war, wie unsere Leser ohnehin schon vermuthen werden, gemeinschaftliche Ueberlegung über den Sprung, welchen Ludwig den andern Tag wagen wollte.

Reinhard fand die Erfindung seines Herrn: mit dem Windrocke; sehr glücklich, allein er

zweifelte, daß Graf Ludwig mit den Füssen das Wasser zuerst erreichen würde, und rieth ihm daher, daß er nicht, wie seine Absicht gewesen war, den Rock während des Sprunges gegürtet lassen, sondern vorher den Gürtel öffnen sollte, damit das lange weite Gewand mit Luft gefüllt und, durch den Druck derselben auf das Wasser sein ganzer Körper vor dem Niedersinken geschützt würde.

So — meynte Ritter Reinhard — könnte der Graf sich ohne Gefahr in die Fluthen der Saale stürzen, doch versicherte er ihm auch zugleich, daß zu noch grösserer Sicherheit, des andern Tages einige Fischer, unter denen auch er sich verkleidet befände, mit ihren Kähnen in der Nähe des Schlosses herumschiffen würden. Immer aufmerksam auf das Fenster eures Kerkers — endigte der Ritter — wird mir der Wink nicht entgehen, welchen ihr mir dann gebt, wenn ihr zum Sprunge bereit seyd. Ich eile hierauf mit meinen Fischern unter euer Fenster, wo wir ein starkes vierfaches Tuch ausbreiten, um euch damit aufzufangen.

Ludwig setzte den andern Nachmittag zur Zeit seines Sprunges fest, worauf die Ritter ihn mit der wiederholten Versicherung verliessen: zu seinem Empfange alles aufs Beste einzurichten. Die Zeit der Flucht des Grafen

war also nicht mehr fern, allein seine Ungeduld machte, daß ihm diese kurze Zeit eine unermeßliche Länge zu haben schien. Endlich brach sie heran.

Seit Ludwig sich krank gestellt hatte, waren seine Wächter so menschenfreundlich gewesen, ein Fenster seinem Lager gerad über zu öffnen, um dem Fieberkranken die wohlthätige Wärme der Sonne, wie sie sie gewöhnlich im Monat August verbreitet, empfinden zu lassen. Auch heut war dies Fenster offen, denn Ludwigs Wächter ahndeten die wahre Ursache nicht, warum ihr Gefangener es offen wünschte, da selbst dann, wenn er gesund gewesen wäre, der Gedanke an den Sprung, welchen er wagen wollte, fern von ihnen gewesen seyn würde. Ueberhaupt glaubten sie, auf einem Mann, der sich auf seinem Lager kraftlos herum warf, keine genaue Aufsicht nöthig zu haben, suchten daher, ohne sich um ihn zu bekümmern, sich die Zeit so gut als möglich zu kürzen und waren besonders öfters sehr eifrig mit dem Bretspiele beschäftigt.

Gestern hatte zwar Ludwig zu dem heilenden Gewande, welches Reinhard ihm von seiner Gemahlin gebracht hatte, wenig Vertrauen geäussert, laut rühmte er aber heut seine Kräfte. Er versicherte, daß er sich stärker

fühlte, als seit langer Zeit, versuchte so gar, auf einen Stab gestützt, in seinem Kerker herum zu schleichen, doch klagte er noch immer gleich stark über Frost, und blieb daher vor dem geöffneten Fenster stehen, um sich in der Sonne zu erwärmen. Sorglos saßen indessen seine Wächter beym Breispiele, wo sie sich so vertieft hatten, daß sie weder den Wink bemerkten, welchen Ludwig dem Ritter Reinhard gab, noch darauf Acht hatten, daß er sich seines Pelzrockes entledigte.

Jetzt befand sich Reinhard mit seinen Fischern unter Ludwigs Fenster; das Tuch war schon ausgebreitet; Ludwig blickte noch einmal zurück auf seine Wächter: ob sie ihn nicht beobachteten; und da er das Gegentheil bemerkte, schwang er sich auf das Fenster, empfahl sich mit den Worten: heilige Jungfrau nimm deinen Knecht auf; in den Schutz der Mutter Gottes, und wagte getrost den Sprung in eine fürchterliche Tiefe.

Wahrscheinlich hätte er seines Windrockes nicht bedurft, da es dem Ritter Reinhard mit seinen Gehülfen, gelang, ihn aufzufangen. Eilend wurde er nun an das jenseitige Ufer der Saale geführt, wo Ritter Ulrich mit seinem schnellen Leibrosse auf ihn wartete. Reinhard beschenkte die Fischer, warf seinem Herrn einen

Mantel um, seinen abentheurlichen Anzug darunter zu verbergen, stieg mit ihm zugleich zu Pferde und Alle eilten mit rastlosem Jagen nach Sangerhausen.

Hier sahe Ludwig seine geliebte Adelheid und seinen Bruder Beringer, der schon mehrere Monate zuvor seiner Haft entlassen worden war. In ihren Armen freute sich Ludwig seines Entkommens, doch wurde seine Freude dadurch vermindert, daß er seine Mutter nicht wieder fand, die während der Zeit, die er im Gefängnisse zubrachte, gestorben war. Adelheid hatte alle ihre Kinder mit sich nach Sangerhausen genommen, damit Ludwig gleich den ganzen Zirkel seiner Lieben um sich her sehen mögte, aber bald bemerkte Adelheid, daß sie hierdurch seine Wünsche noch nicht befriedigt hatte.

Was macht mein gutes Volk? — war Ludwigs erste Frage, nachdem er alle seine Lieben umarmt hatte.

Trauer über den Verlust ihres geliebten Vaters — antwortete Adelheid — ist beynahe das einzige Leiden deiner Thüringer. Daß zahllose andere sie minder trafen, als ihre mitleidswürdigen Nachbarn, danken wir den wakkern Grafen Wilhelm und Dietrich, die sie sogar von vielen dieser Leiden befreieten.

Das belohne Gott den biedern Männern — erwiederte Ludwig — Ich kann es ihnen nur danken. Eile, geliebte Adelheid, mir zu erzählen, was seit jenem traurigen Tage, der mich von dir riß, meinem armen Volke begegnete.

Adelheid erzählte, doch glauben wir, ihr nicht nach erzählen zu dürfen, weil sie verschiedne, ihr Land nicht unmittelbar betreffende Umstände übergieng, von welchen wir unsere Leser zu benachrichtigen für nöthig halten; wir widmen daher die nächsten Kapitel der Erzählung derselben und einem Auszuge aus dem weitläufigen Berichte Adelheidens an ihren Gemahl, und schliessen dies mit der Nachricht, daß Ludwigs Sehnsucht nach seinem Volke ihm nur einige Tage in Sangerhausen zu rasten erlaubte.

Zehntes Kapitel.

Liebe befreit Ludwigs Unterthanen von ihren Unterdrückern.

Als die Unruhen in Thüringen ausbrachen, hatten die Grafen Wilhelm und Dietrich von

Brena ihr unglückliches Vaterland verlassen, und sich bis über die Elbe geflüchtet, wo sie sich einen Anhang zu machen suchten. Gero der Vater dieser Grafen besaß zwar den Namen eines unternehmenden und tapfern Mannes, aber kein Land, und konnte daher bey seinem Tode seinen Söhnen nichts hinterlassen, als gute Lehren: wie sie ohne Eigenthum sich in der Welt forthelfen und den Namen wackerer Männer erwerben könnten. Die jungen Grafen hatten diese Lehren treulich in ihren Herzen bewahrt, jetzt beschlossen sie, sie auszuführen und ihr Vaterland entweder von seinen Unterdrückern zu befreyen, oder im Kampfe für die Freyheit desselben rühmlich ihr Leben zu enden.

Es gelang ihnen an ihrem Zufluchtsorte muthige Männer zu finden, die zur Ausführung ihres Plans mit wirken wollten, nur war die Zahl derselben noch zu klein, um etwas unternehmen zu können, bis sich, ohngefähr ein halbes Jahr nach der Verhaftung der verbundnen Fürsten, mehrere ihrer Landsleute zu den Grafen gesellten, welche gleich ihnen aus dem Vaterlande geflohen waren, um fern von den Bedrückungen, unter welchen es seufzte, im Auslande besserer Zeiten zu harren.

Heinrich glaubte die Thüringer und Sachsen am ersten im Zaume halten zu können,

wenn er ihnen durch unerträgliche Lasten allen Muth nähme. Er ließ nicht nur alle Schlösser und Festen wieder herstellen, in deren Besitz er sonst gewesen war, und welche die Verbundnen bey dem glücklichen Anfange der Unruhen zerstört hatten, sondern legte noch mehrere an, verjagte die rechtmässigen Besitzer der schon im Lande vorhandenen, und bemächtigte sich auch dieser, um dadurch seine Macht im Lande immer fester zu gründen. Den Besatzungen, mit welchen alle diese Schlösser reichlich versehen waren, vergönnten ihre Befehlshaber jede Zügellosigkeit, weil dadurch das Elend der Besiegten vermehrt wurde. Man zwang diese zur Erbauung der Schlösser, durch welche sie vollends ganz unterjocht werden sollten, belegte sie mit immer neuen Schatzungen und unterließ nichts, ihre Noth auf das Aeusserste zu bringen.

Dies alles hatte Viele bewogen über die Elbe zu flüchten, um wenigstens Leib und Leben zu retten. Den, beynahe täglich hier ankommenden, Sachsen und Thüringern wurde bald die Gegenwart ihrer Landsleute, der Grafen Wilhelm und Dietrich, bekannt. Sie sammelten sich zu ihrem Panier, schworen gleich ihnen Blut und Leben für die Freyheit ihres Vater-

terlandes zu wagen; und so sahen sich die Grafen in den Stand gesetzt, Streifzüge nach Sachsen und Thüringen zu unternehmen, um den Tod und das Elend ihrer Brüder an den kaiserlichen Landesverwesern und Burgvöigten zu rächen. Durch den glücklichen Erfolg, welcher ihr Unternehmen bekrönte, wurde der Muth dieser Schaar belebt, so wie vielleicht auch die reiche Beute, mit welcher sie öfters zurückkehrte, nicht ohne Reitz für sie war.

Die Zahl der Krieger, welche unter den Grafen von Brena für Thüringens Freyheit, zum Theil auch wohl nur für den Vortheil ihres Seckels kämpften, vermehrte sich mit jedem Tage. Dietrich und Wilhelm begnügten sich jetzt nicht mehr mit leichten Streifereyen, sondern wagten schwerere und länger dauernde Unternehmungen, in welchen ihnen das Glück nicht weniger hold war. Die Lehnsleute der verhafteten Fürsten vereinigten sich mit ihnen, die nun nicht mehr über die Elbe zurück giengen, weil sie in Sachsen und Thüringen festen Fuß fassen konnten. Mit dem Geschrey: Heil den Rettern des Vaterlandes! liefen ihnen ganze Schaaren des bedrängten Volkes zu, wodurch ihre Macht nach und nach so groß wurde, daß Heinrich sie zu fürchten begann.

Graf Herrmann, der Oheim des Herzogs Magnus zu Sachsen, war indessen so glücklich gewesen, seiner Haft zu entkommen. Er vereinigte sich mit den Grafen von Brena, und Heinrichs Furcht vermehrte sich, da er Graf Herrmanns Tapferkeit schon vorher, zu seinem Schaden, hatte kennen lernen. *) Die Verbundnen breiteten sich in Thüringen und Sachsen aus und verlangten sogar von dem Grafen Otto von Nordheim, daß er zu ihrer Parthey treten sollte, wenn er auf der Harzburg länger sicher leben wollte.

Graf Otto war der Einzige, welchen der Kaiser bisher wieder in Freyheit gesetzt hatte. Er mußte seine beyden Söhne zu Geisseln stellen, wußte aber durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er dies that und durch verstellte Ergebenheit gegen den Kaiser sich die Gunst desselben bald wieder in so hohem Grade zu erwerben, daß er ihm das neu erbaute Schloß Harzburg eingab und ihn zum Statthalter über einen

*) Magnus befand sich als Erbprinz zum erstenmale in der Gefangenschaft des Kaisers, als sein Vater starb. Heinrich wollte ihm unter keiner andern Bedingung seine Freyheit wiedergeben, als daß er allen Ansprüchen auf die Erbgüter und Lehen des Verstorbenen entsagen sollte, allein Graf Herrmann nahm sich seines Neffens an, befehdete den Kaiser und nöthigte ihn, durch die Eroberung Lüneburgs, den Gefangenen frey zu lassen.

grossen Theil von Sachsen ernannte. Otto stellte sich blos aus List dem Kaiser ergeben. Es war sein ernster Wille, bey der ersten günstigen Gelegenheit, wieder sein erklärter Feind zu werden, und er würde wahrscheinlich nicht angestanden haben, sich mit den verbundnen Grafen zu vereinigen, wenn nicht zwey wichtige Gründe ihn abgehalten hätten. Liebe zu seinen Söhnen, die er nicht in der Gewalt des Kaisers lassen wollte, wenn er feindselig gegen ihn handelte, war der erste; Furcht: — daß der neue Bund noch zu schwach wäre, um sich der ganzen Macht des Kaisers mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs entgegen stellen zu können; der zweyte.

Indessen blieb doch die Foderung der Grafen an Otto nicht ohne Nutzen. Sie bewirkten wenigstens so viel damit, daß Otto gelobte, sich für die Freylassung der verhafteten Fürsten bey dem Kaiser zu verwenden, und den Thüringern und Sachsen ihre verlornen Rechte und Freyheiten wieder zu verschaffen. Daß aus der Harzburg, diesem den Sachsen vom Anfange so verhaßten Schlosse, die kaiserliche Besazzung gezogen wurde, war eine zweyte glückliche Folge jener muthigen Erklärung.

Wilhelm und Dietrich drangen bald auch in Ludwigs Land, wo Kaiser Heinrichs Völker die Wartburg besetzt hielten, und kaum hatte Adelheid die Botschaft erhalten, daß sich jene Schaumburg näherten, als sie ihnen entgegen gieng und sie mit aller Gewalt, welcher ein reizendes Weib fähig ist, beschwor: die Fesseln zu zerbrechen, unter deren Last ihr bedrängtes Volk seufzte. Die Grafen versicherten, daß dies die Absicht ihrer Herkunft wäre, und nahmen übrigens die Einladung Adelheidens an: in ihrem Schlosse ein wenig von ihren Beschwerden zu rasten.

Adelheid war jetzt dreißig Jahr, doch würde keiner, dem dies Alter nicht bekannt war, sie für so alt geschätzt haben. So wie ihre Schönheit sehr früh zur Vollkommenheit aufblühete, stand sie jetzt noch in der herrlichsten Blüthe, ohne von ihrem Glanze das geringste verloren zu haben. In dem Busen des Grafen Wilhelm, der bisher nur für Vaterlandsliebe glühte, entglimmte jetzt auch eine andere Liebe, welche die Blicke der reizenden Gräfin von Thüringen, ohne es zu wollen, entzündeten.

Graf Wilhelm, war ein edler Mann von strengen Grundsätzen, daher von Gedanken und Empfindungen frey, die vielleicht in dem Herzen manches andern Mannes, mit ihm in

gleicher Lage, Adelheiden und ihrem abwesenden Gemahle Gefahren gedroht hätten. Das Entzünden der Liebe zu verhindern, ist auch dem strengsten und besten Manne unmöglich; das Fortlodern ihrer Flammen zu hemmen, vermag aber jeder, dessen ernster Wille es ist; und Graf Wilhelm gab einen Beweis dieser, freylich schweren, Möglichkeit.

Zwey Tage blieb er in Schaumburg an der Seite des schönen Weibes, das ihn zuerst Liebe gelehrt hatte, dann beschloß er, von ihr zu scheiden, so heftig sich auch sein Herz der Ausführung dieses Vorsatzes widersetzte; aber Rechtschaffenheit gebot sie, weil Adelheid das Eigenthum eines Andern war, und Wilhelm, taub gegen die Stimme seines Herzens, folgte dem Zurufe der Vernunft und der Pflicht. Sein Vorsatz war nicht nur: an dem Grafen von Thüringen nicht zum Verbrecher zu werden, nein er wollte auch, aus Sorgfalt für die Ruhe seines Herzens, eine Leidenschaft so früh als möglich zu unterdrücken suchen, da dieser Sieg durch längeres Verweilen ihm nur schwerer werden würde. Ungeachtet Adelheidens Bitten, riß er sich am dritten Tage von ihr los um seine Krieger nach der Wartburg zu führen.

Adelheidens Bitten an Wilhelm, flossen nicht aus der nämlichen Quelle, woraus sein

Wunsch: länger verweilen zu dürfen; floß. Gleich Anfangs mit günstigen Vorurtheilen für Wilhelm, den Ritter des Vaterlandes, eingenommen, fühlte Adelheid bald die vollkommenste Achtung für ihn, da sie in ihm den edeln biedern Mann kennen lernte, der er wirklich war. Geschwinder als gewöhnlich gieng diese Achtung zur Freundschaft über, denn schon des andern Tages, nach Wilhelms Ankunft zu Schaumburg, wurde Adelheid von ihrem Herzen aufgefodert, dem Befreyer ihres Volkes den Namen Freund zu geben, mehr aber als Freundschaft für ihn zu empfinden, war fern von Adelheiden, deren Herz nur das Bild ihres abwesenden unglücklichen Gemahls füllte.

Wartburgs Eroberung wurde dem Grafen Wilhelm schwer. Noch hatte keine Feste ihm so lange widerstanden, noch nie die Belagerten den Seinigen so vielen Schaden gethan. Nicht von gleichen Gründen wie er zu Wartburgs Einnahme bewogen und unwillig, daß die kaiserliche Besatzung schon mehrere seiner Krieger erlegt hatte, foderte Graf Dietrich seinen Bruder auf: von der widerstehenden Feste hinweg vor eine andere zu ziehen, die ihnen vielleicht weniger Beschwerden machen würde; durch nichts aber konnte Wilhelm, ihm beyzustimmen, vermogt werden.

Durch die Entfernung von Adelheiden und einen ununterbrochnen Kampf war es Wilhelm nun, da er schon zwanzig Tage vor der Wartburg gelegen hatte, gelungen, die Liebe zu Adelheiden bis zur Freundschaft herab zu stimmen, doch war diese Freundschaft von seltner Stärke, war vielleicht platonische Liebe, wenn schon Wilhelm aus Unkunde dieses Namens sie nicht damit belegte. Nichts von dieser Stärke hätte sie haben müssen, wenn Wilhelm ein Gelübde, das er im Stillen an Adelheidens Seite that: nicht eher zu rasten, bis die Wartburg erobert und alle kaiserliche Krieger und Gerichtsvoigte aus Ludwigs Lande verdrängt seyn würden; so bald hätte vergessen sollen. Ihm getreu gab er auch dann die Belagerung der Feste nicht auf, als sein Bruder ihn mit einem Theile der Krieger verließ. Unterstützt von den Unterthanen Ludwigs setzte er sie fort und Wartburgs Uebergabe belohnte bald seine Mühe.

Ohne Säumen führte er nun die andere Hälfte seines Vorsatzes aus. Nach kurzer Zeit sahen sich Ludwigs Länder von ihren Unterdrückern befreyt, wofür dem Grafen Wilhelm von allen Bewohnern der glühendste Dank wurde. Adelheid wollte mit ihrem Danke nicht die letzte seyn, daher sie nach Freyburg gieng, wo Wilhelm, nach vollendeter Verjagung der

Unterjocher, zuerst ein wenig von seiner Arbeit rastete.

Adelheidens Bitten nicht nur, sondern auch eigner Drang der Freundschaft bewogen den Grafen Wilhelm, sich größten Theils in dem Lande des Gemahls seiner Freundin aufzuhalten. Hier, an der Seite einer Freundin, die ihn schätzte und im Zirkel froher Bürger, die ihn, ihren Befreyer, verehrten, ruhte er von seinen Zügen in die angränzenden Länder aus, oder dachte auf neue Unternehmungen. Sein Werk war es, daß das ganze Land, bis zur Zurückkunft seines Beherrschers, nichts von den Beschwerden erfuhr, welche die naheliegenden drückten.

Heinrichs Völker waren verjagt und diejenigen von seinen Kriegern, an welchen es der menschenfreundliche Wilhelm tadelte, daß sie neben der Vaterlandsliebe auch Bereicherungssucht nährten, hielt er von Ludwigs Lande entfernt, damit die Raubgierigen nicht vielleicht auf Kosten seiner Bewohner sich zu bereichern suchen mögten.

Elftes Kapitel.

Etwas von den thüringischen Unruhen.

Die Unruhen in Thüringen, zum Theil auch in ganz Deutschland, haben zu starken Einfluß auf die Geschichte unseres Helden, als daß wir uns nicht mehr mit ihnen beschäftigen müssen, als vielleicht diejenigen unter unsern Lesern gern sehen, welche statt dieser trockneren Einschaltung nur Abentheuer zu lesen wünschen, die der Held oder die wichtigern Personen dieser Geschichte bestanden; doch schmeicheln wir uns bey dem größten Theile unserer Leser keiner Entschuldigung deshalb nöthig zu haben.

Die seinen Wünschen so ganz widersprechenden Nachrichten, welche Heinrich fortdauernd aus den unterjochten Ländern erhielt, bewogen ihn einen Reichstag nach Worms auszuschreiben, um sich mit den Fürsten über die Mittel zu berathen, wie die Ruhe im ganzen Reiche wieder herzustellen wäre. Das Wegbleiben mehrerer der ansehnlichsten Reichsfürsten bewies ihm, daß die sächsischen und thüringischen nicht allein mit ihm unzufrieden gewesen waren, so wie er fand, daß die gegenwärtigen nicht mit ihm zu gleichen Absichten stimmten.

Alle tadelten seine Härte gegen Thüringen und Sachsen, und verlangten die Freylassung der noch verhafteten Fürsten, welche Heinrich nicht ohne die größte Gefahr für sich bewilligen zu können glaubte. Ohne etwas beschlossen zu haben, wurde der Reichstag geendigt und Heinrich sahe sich in der Hoffnung getäuscht: daß ein zweyter, kurz nachher in Maynz angefangener, für ihn von glücklicherm Erfolge seyn würde. Dringender noch als in Worms foderten die Fürsten hier die Freystellung ihrer Mitfürsten, zu welcher sich aber Heinrich, bey allen Vorstellungen nicht etschliessen konnte, weil er dann helles Auflammen des von neuem entzündeten Feuers befürchtete.

Indeß Heinrich die Loslassung der verhafteten Grossen verweigerte, fanden einige unter ihnen Mittel zu entkommen. Unter diesen befand sich auch einer der mächtigsten und erbittertsten Feinde des Kaisers, der Bischoff Bukko von Halberstadt. Unglaublich war es dem Kaiser, daß Alle ohne Verrätherey entronnen seyn sollten. Er fürchtete, daß die Fürsten, welchen er sie zur Verwahrung übergeben hatte, ihm untreu waren und beschloß daher endlich, denen noch im Gefängnisse Schmachtenden ihre Freyheit wieder zu geben, damit sie wenigstens als Geschenk von ihm erhielten, was List

und Verrätherey ihnen ohnehin bald verschaffen würden, da er in dem ersten Falle von den Freygewordnen weniger zu befürchten zu haben hoffte, als in den letztern.

Ausser dem Grafen von Thüringen, wurden alle verhaftete Fürsten aus ihren Kerkern hervor gerufen und, nach geleistetem Versprechen: kaiserlicher Majestät hinfort treu und gewärtig zu seyn; in ihre verlornen Besitzungen und Rechte wieder eingesetzt. Unverkennbar war es aber, daß sie dies Versprechen nur nothgedrungen leisteten, so wie der Kaiser ebenfalls nur durch Noth hatte gezwungen werden können, sie ihrer Haft zu entledigen, weil im entgegen gesetzten Falle ein allgemeiner Aufruhr auszubrechen drohete und Heinrich vom Pabste Gregor dem Siebenden verfolgt und in den Bann gethan, die Ruhe in Deutschland eifriger als jemals wünschen mußte.

Ludwigs Freylassung verhinderte Pfalzgraf Friedrich der Zweyte, welcher, ehe noch der Kaiser Befehl zu derselben gegeben hatte, ihm für die seinige dankte. Rache gegen den Grafen Ludwig brannte noch immer gleich stark in Friedrichs Busen. Um sie versteckt üben zu können, war er, bey dem allgemeinen Ausbruche der thüringischen Unruhen, Anfangs Willens gewesen, sich für den Kaiser zu erklä-

ren, wodurch er Gelegenheit zu finden hoffte, seine Rache durch Ludwigs Blut auszulöschen. Ritter Ekkard hatte auch diesmal bewiesen, wie viel seine Vorstellungen über dem Pfalzgrafen vermogten, denn nur durch sie bewogen, focht er für das Beste seines Vaterlandes.

Da er glaubte, mit Ludwigs Anklage keine Zeit versäumen zu dürfen, ließ er sie unmittelbar seinem Danke für die wieder erhaltene Freyheit folgen. Heinrich versprach Ludwigs Schuld oder Unschuld streng und gerecht untersuchen zu lassen und, wenn die erstere bewiesen werden würde, ihn hart zu bestrafen. Ludwig blieb daher noch länger verhaftet. Heinrich freuete sich, wenigstens einen der thüringischen Fürsten ausser Stande zu sehen, ihm zu schaden und wünschte, daß wider Alle ähnliche Anklagen mögten erhoben worden seyn, damit er ihre Entkerkerung mit Fug und Rechte hätte verweigern können.

Adelheid hatte diese geheime Ursache der längeren Verhaftung ihres Gemahls geahndet, aber bekannt wurde sie damals, ihr so wenig als ihm. Der Kaiser hatte dem Pfalzgrafen geboten, den Grafen von Thüringen nicht eher schuldig zu nennen, bis seine Schuld durch die Richter bewiesen worden wäre — und der Pfalzgraf schwieg, voll der Ueberzeugung: daß

Heinrich, um seines eigenen Vortheils willen, gewiß nicht ermangeln würde, ihn an dem Grafen von Thüringen zu rächen.

Nach der Zeit, wo Kaiser Heinrich dem Pfalzgrafen jenes Versprechen gab, verwirrten ihn der verdrießlichen Verwickelungen so mancherley, daß er nicht an die Erfüllung desselben dachte, weil er einzig damit beschäftigt war, sich aus den Verwirrungen heraus zu arbeiten, welche ihn mit immer grössern Gefahren drohten. Die Macht der Söhne des Grafen Gero war bis zu einer furchtbaren Grösse empor gewachsen, und ob gleich von den freygelassenen Fürsten, sich noch keiner mit ihnen verbunden hatte, so schienen doch mehrere geneigt, dies nächstens thun zu wollen. Alles Ernstes dachte daher Heinrich darauf, diese Macht zu zertrümmern, ehe ihm dies vielleicht durch noch mehrere Verstärkung unmöglich werden würde.

Er beschied den Grafen Otto nach Saalfeld, um mit ihm Raths zu pflegen, welche Mittel zur Herstellung der Ruhe in Sachsen die wirksamsten seyn würden. Heinrich wählte den Grafen Otto vorzüglich deshalb zum Mittler zwischen sich und den Misvergnügten, weil er ihn sich treu glaubte und überzeugt war, daß seine Vermittelung bey jenen wirksamer,

als jede andere, seyn würde, da Otto, selbst ein Sachse, bey ihnen in großem Ansehen stand.

Otto gieng nach Saalfeld, fand aber hier nicht den Kaiser, sondern an seiner Statt nur den Bischoff Eppo von Zeitz, welcher, ohne sich eben viel mit dem Grafen von Nordheim über den Gegenstand zu unterhalten, den er für die wichtigste Ursache seiner Betagung gehalten hatte, ihm im Namen des Kaisers kund machte, daß er ein Heer sammeln sollte so eilend und zahlreich als es ihm möglich wäre, um es auf einen bestimmten Tag nach Meissen zu führen, wohin Heinrich mit einem andern Heere, durch böhmische Hülfsvölker verstärkt, kommen wollte, um von hier aus einen Zug wider die Räuberbande der Grafen Wilhelm und Dietrich vorzunehmen.

Jetzt fielen die Bewegungsgründe weg, welche den Grafen Otto einige Wochen früher abgehalten hatten, sich zur Parthey der Grafen von Brena zu schlagen. Diese war nicht mehr schwach und seine Söhne, vorher des Kaisers Geisseln, befanden sich in Freyheit, daher Otto nicht länger zögerte, sich, was schon längst seine Absicht gewesen war, wider den Kaiser zu erklären.

Sagt dem Kaiser — sprach Otto dreust zu dem Bischoff — daß gerade Männer, die ihr Vaterland lieben und denen des ganzen Reiches Wohlfahrt am Herzen liegt, der verkehrten Anschläge bald müde werden, die Schmeichler und Vaterlandsfeinde ersinnen und der Kaiser ausführt; müde der Verwüstungen, welche die raubgierigen Böhmen in unserm bedrängten Vaterlande verüben. Traut der Kaiser diesen Hülfsvölkern mehr, als den wackern Deutschen, die nie die Treue gegen ihren Kaiser verletzten, wenn er ihre Rechte nicht kränkte, so mag er nun auch versuchen, ob sie den Sachsen und Thüringern das schwere Joch aufzulasten vermögen, das des Kaisers ungerechter Zorn ihnen schon längst bestimmte. Fern sey es von mir, unschuldiges Blut zu vergiessen und zu der Erreichung jener Absicht zu arbeiten, da Pflicht mir befiehlt, für mein Volk, für die gerechte Sache zu fechten. Des Kaisers Härte zwingt mich, ihn zu verlassen; und einen neuen Beweis seiner Ungerechtigkeit würde er geben, wenn es ihm gefiele, mich meineidig zu nennen.

Eppo brachte diese Erklärung des Grafen von Nordheim nach Meissen, wo Heinrich sich schon mit einem böhmischen Heere befand. Klein war dies Heer, aber Heinrich hatte ge-

hofft, es bald durch den Grafen von Nordheim und alle freygelassene Fürsten, denen er Befehl gegeben hatte, mit ihren Getreuen nach Meissen zu kommen, verstärkt zu sehen. Durch die traurige Botschaft des Bischoffs von Zeitz, wurde Heinrichs Hoffnung jetzt schon zur Hälfte zertrümmert; und ganz sank sie dahin, als er sich nach mehreren Tagen noch immer allein in Meissen sahe.

Keiner der Fürsten, welche er dahin entboten hatte, erschien. Alle handelten dem Grafen von Nordheim gleich. Die mehresten aus freyer Wahl, wie er, einige auch von ihren Unterthanen gezwungen, weil diese nicht wider ihre Brüder fechten wollten. Ein mächtiges Heer versammelte sich in kurzer Zeit, unternahm aber noch nichts, weil die Anführer desselben nicht so gleich in dem Plane ihrer Unternehmungen einig werden konnten.

Um die günstige Zeit zu einem Angriffe wider den Kaiser, jetzt ehe sein Heer sich noch verstärkte, nicht ungenutzt vorbey streichen zu lassen, nahmen die Grafen Wilhelm und Dietrich sieben tausend Reuter, mit welchen sie nach Meissen eilten, des festen Vorsatzes: den Kaiser zu überraschen und durch seine Gefangennehmung die Unruhen mit einem mahle zu

enden.

enden. Geglückt wäre den muthigen Männern vielleicht dieses Vorhaben, wenn nicht die hoch angeschwollene Mulda sie verhindert hätte, des Kaisers Heer zu erreichen. Benachrichtigt von der Gefahr, welche ihm so nahe war, flohe Heinrich ohne Verzug durch Böhmen nach Regensburg und dankte seinem Schicksale, daß seine Feinde durch die Wasser der Mulda abgehalten wurden, ihm nachzusetzen.

Die verbundnen Länder hatten also für jetzt nichts mehr von dem Kaiser zu fürchten. Man freuete sich des raschen Entschlusses der Grafen von Brena und der nicht minder raschen Ausführung desselben, für niemand aber war er vortheilhafter als für Ekbert den Zweyten.

Dieser junge Fürst hatte schon, beym Leben seines Vaters, von dem Kaiser die Anwartschaft auf die Markgrafschaft Meissen erhalten. Sein Vater hinterließ ihn minderjährig und Dedo, Markgraf in der Lausitz, erhielt auch Meissen. In den letzten Lebensjahren desselben nahm Ekbert an der Regierung Theil, vergebens aber hoffte er, sie bald allein zu übernehmen. Kaiser Heinrich, um den Herzog Wratislav von Böhmen für die Dienste zu belohnen, welche er ihm, während der Dauer der

thüringischen Unruhen geleistet hatte, belehnte ihn mit Meissen und umsonst schmeichelte sich Ekbert, den Kaiser, seine nahen Verwandten, durch Bitten dahin zu vermögen, daß er ihm bestätigte, was er ihm schon längst vorher verliehen hatte.

Diese Hoffnung, Treue gegen den Kaiser und Blutsfreundschaft hatten ihn bisher zurückgehalten, den Auffoderungen der vereinigten Fürsten zu folgen, und an ihren Streitigkeiten mit dem Kaiser Theil zu nehmen. Jetzt überzeugte er sich endlich, daß er durch die Waffen allein seine verlornen Rechte wieder erhalten könnte, versammelte die Bewohner der Markgrafschaft, die ihm anhiengen, zu einem Heere, eilte damit nach der Hauptstadt derselben, verjagte die zurückgelassene böhmische Besatzung und setzte sich bald in den Besitz des ganzen Landes. Um sich darinnen erhalten zu können, trat er in den Bund der vereinigten Fürsten, der bald nachher auch durch den Beytritt des Erzbischoffs Siegfried verstärkt wurde, den die Furcht: vielleicht selbst mit dem Banne belegt zu werden, wenn er dem gebannten Heinrich länger treu bliebe; hierzu bewog.

Daß Gregor der Siebende den Kaiser noch mehr zittern machte, als die Macht der verbundnen Fürsten, daß er deshalb nach Italien pilgerte und sich in Canossa vor seinem un-

versöhnlichen Feinde demüthigte, gehört nicht in unsere Geschichte, da ohnehin dies alles schon dem Publikum des breitern erzählt worden ist. Nicht unberührt dürfen wir aber lassen, daß zu eben der Zeit, wo Heinrich von dem Pabste Absolution erhielt, durch die Legaten des letztern angeregt, die sächsischen, thüringischen und andere mit dem Kaiser unzufriedne Fürsten, den Herzog Rudolph von Schwaben in Forchheim zum Könige wählten.

Heinrich eilte nach Deutschland zurück, wo er seine alten Freunde mit so zahlreichen Schaaren seiner wartend fand, daß er den Gegenkaiser Rudolph, welcher ihm entgegen gezogen war, bis nach Sachsen zurückdrängen konnte. Nicht angegriffen zwar, doch auch nicht Willens, selbst anzugreifen, befand er sich noch hier, als Schaumburg seinen geliebten Landesvater wieder sahe, zu welchen wir uns nun zurück wenden.

Zwölftes Kapitel.

Ludwig dankt und vergilt.

Die Zurückerinnerung der Liebe gegen ihren verehrten Vater, welche in den Herzen aller Unterthanen Ludwigs glühete, wird es unsern Lesern nicht schwer machen, sich das allgemeine Frohlocken zu denken, mit welchem Ludwig bey seiner Rückkehr in sein Land, nach so langer schmachvoller Entfernung, bewillkommt wurde. Gleiche Freude als Ludwigs Unterthanen: ihn wiederzusehen; fühlten, empfand er, da er sich nun wieder unter denen befand, für die sein Herz so warm und väterlich schlug.

Graf Wilhelm hauste mit den Seinen auf der Wartburg, wohin Ludwig eilte, um diesem biedern Manne für den Schutz zu danken, dessen sich während seiner Abwesenheit seine Gemahlin, seine Kinder und sein ganzes Land gefreuet hatten. Feurig umarmte ihn Ludwig und bemühete sich, ihm die dankvollen Empfindungen seines Herzens so deutlich als möglich zu verdolmetschen.

Rühmt nicht so hoch, was Pflicht war — suchte Wilhelm Ludwigs Dank von sich abzulehnen — und was ihr an meiner Stelle

ebenfalls zu thun nicht angestanden hättet. Süß hat schon meine wenige Mühe die Freundschaft belohnt, mit welcher eure Frau Gemahlin mich ehrt, wollt ihr sie noch mehr belohnen, so schenkt mir auch die Eurige.

Ihr wart schon in dem Besitze meiner vollkommensten Achtung und meines innigsten Dankes — erwiederte Ludwig — Wie gern verbindet sich mit diesen nicht Freundschaft, wenn es ihr vergönnt wird, sich an sie zu schliessen. Ewig wird die meinige für euch dauren. Würde nur auch bald der Wunsch erfüllt: Euch Beweise derselben geben und wenigstens einen Theil dessen erwiedern zu können, was ihr an mir thatet!

O wie schnell — antwortete Wilhelm — kann sich vielleicht, bey der oft so unvermutheten Umwandlung der menschlichen Schicksale, eine Gelegenheit zeigen, wo ich eurer Hülfe bedarf. Bis dahin, theuerster Freund, gebt mir dadurch einen Beweis eurer Freundschaft, daß ihr nie wieder von Dank sprecht. Ihr würdet mich sonst nöthigen, mich von euch zu entfernen, so wie die öftere Wiederholung jenes Wortes mich vorher schon von eurer Frau Gemahlin mehr entfernt hielt, als meine Freundschaft wünschte. Gefälligkeiten von Freunden Freunden erwiesen, verlieren auch den geringen

Werth, welchen sie haben, wenn so oft erneuerter Dank ihnen folgt.

Wilhelms Verlangen gemäß unterließ demnach Ludwig, ihm den Dank zu wiederholen, dessen sein Herz immer gleich voll blieb; und Wilhelm gewährte dagegen die Bitten Ludwigs und seiner Gemahlin, bey ihnen zu verweilen, bis er zu einem neuen Kampfe gerufen würde. Glücklicher als je fühlte sich jetzt Ludwig, da neben der Liebe seiner Adelheid, der Freude über seine Kinder, an welchen die Sorgfalt, welche er auf ihre Erziehung verwendete, durch einen glücklichen Erfolg belohnt wurde, und der Ergebenheit der treuen Ritter Reinhard und Ulrich, die Freundschaft eines biedern Mannes, der so ganz nach Ludwigs Herzen war, sein Leben versüßte.

Friedlich lebte so Ludwig der Liebe und Freundschaft beynahe ein Jahr, als er mit dem Grafen Wilhelm und den andern verbundnen Fürsten, unter König Rudolphs Anführung, zum Kampfe wider den Kaiser Heinrich auszog. Es war bey Mellerstädt in Franken, wo beyde Heere auf einander stießen und eine der fürchterlichsten Schlachten geliefert wurde. Mit gleicher Tapferkeit, doch nicht mit gleichem Glücke fochten beyde Heere, und unter den Verbundnen zeichneten sich Graf Otto, Graf Frie-

drich von Sommersenburg, Graf Wilhelm und unser Ludwig besonders aus.

Mit Löwenmuthe focht der letztere mit einem der kaiserlichen Heerführer, ob gleich ein Blick auf das Panier desselben, in welchem er ein Huhn sahe, ihn mit der Furcht erfüllte: seinen Schwager zu töden. Ludwig schauderte bey diesem Gedanken, doch hier befahl Pflicht den Schwager zu vergessen und nur den Feind seiner Parthey zu sehen. Verwandschaft konnte Ludwigs starken Arm nicht zurück halten. Er streckte seinen Gegner zu Boden und erfuhr nun aus seinem eignen Munde, daß er sich nicht geirrt, sondern wirklich den Gemahl seiner Schwester Hildegard, den Grafen Poppo von Henneberg, getödet hatte.

Mit gleichem Muthe, wie Graf Ludwig kämpften auf dem andern Flügel des verbundnen Heeres die Grafen Otto und Friedrich; und die Verbundnen würden vielleicht gesiegt haben, wenn nicht zuletzt die Schaaren, welche jene beyden Grafen anführten, aus Irrthum sich gegenseitig für Feinde gehalten hätten. Indeß sie mit einander fochten und das verbundne Heer dadurch in Verwirrung gerieth, erklärte sich der Sieg für den Kaiser, und das Jubelgeschrey über denselben wurde durch die

Freude über die Gefangennehmung des Grafen Wilhelm noch um vieles vermehrt.

Graf Eberhard mit dem Barte, einer der treuesten Anhänger und der ersten Rathgeber des Kaisers, hatte diesen glücklichen Streich vollführt. Viele Gefangene hatte schon der tapfere Graf Eberhard gemacht, aber noch war seine Freude über keinen so lebhaft gewesen, als über den Grafen Wilhelm, diesen furchtbaren Feind seines Herrn. Er führte ihn zu dem Kaiser und lautes Frohlocken begleitete Wilhelms Schritte; allgemeine Klagen über diesen Unfall hörte man aber unter dem verbundnen Heere, und Graf Ludwig jammerte, mit den Kriegern des Gefangenen, am lautesten.

Die hereinbrechende Nacht machte der Schlacht ein Ende, die für die Verbundnen allerdings sehr unglücklich gewesen war. Eine grosse Anzahl ihrer Krieger war erschlagen und, ausser dem Grafen Wilhelm, noch viele gefangen worden, unter welchen Erzbischoff Siegfried, der Bischoff zu Worms und Graf Herrmann die vornehmsten waren. Rudolph mit seinem ganzen Heere war geflohen, nur Friedrich und Ludwig befanden sich noch auf dem Schlachtfelde, von welchem sich die Kaiserlichen in ihr Lager zurückgezogen hatten. Jener, um seinen unglücklichen Irrthum, der den Verlust der Schlacht

zur Folge hatte, wo möglich wieder zu verbessern, dieser, um alles anzuwenden, seinen Freund Wilhelm den Kaiserlichen wieder zu entreissen, eine Absicht, zu welcher Wilhelms Krieger sich mit ihm verbunden hatten.

Dem kaiserlichen Lager so nahe als möglich, stellte Ludwig mehrere Posten aus, um etwas von dem Grafen Wilhelm zu erforschen. Einige von Wilhelms Leuten verwechselten ihre Schilder und Feldbinden mit denen, welche sie den auf der Wahlstatt liegenden kaiserlichen Kriegern abnahmen und schlichen sich so, getrieben von Ergebenheit für ihren Anführer, in das feindliche Lager. Es wurde ihnen nicht schwer, den Grafen auszuspähen, da die Freude über seine Gefangennehmung allgemein und die Nachricht von derselben das Erste war, was man den Kundschaftern berichtete, die durch ihre Verkleidung für zurückkehrende Verirrte von dem kaiserlichen Heere gehalten wurden. Sie erfuhren, daß er sich in dem Zelte des Grafen Eberhard befände; und eine kleine Entfernung dieses Theils des Lagers von den übrigen belebte die Hoffnung in ihnen, daß es ihnen gelingen würde, ihren geliebten Anführer zu retten.

Heimlich, wie sie in das Lager gekommen waren, schlichen sich einige wieder hinaus, dem Grafen Ludwig ihre Entdeckung zu melden,

indeß die Andern in der Nähe des Zeltes zurück blieben, worinnen sich Wilhelm befand. Einer von ihnen hatte Muth genug, sich hinein zu schleichen, Muth genug, sich sogar seinem Herrn zu entdecken und ihm die Hoffnung mitzutheilen, welche er sich von dem Grafen Ludwig machte. Der Erfolg verwandelte sie bald in Wirklichkeit.

In dem Augenblicke, da die zurückkehrenden Kundschafter zu dem Grafen Ludwig kamen, glühete auch der Vorsatz in ihm auf: für die Freyheit seines Freundes sein Leben zu wagen. Wer unter euch — wendete er sich zu seinen Kriegern — wer unter euch nicht undankbar ist, folge mir jetzt, um den wackern Grafen Wilhelm zu retten!

Den zu befreyen, der einst uns befreyete! — ist Pflicht — und willig folgen wir ihrem Rufe — ertönte gleichlautend die Stimme aller Krieger Ludwigs. Wilhelms Krieger standen zugleich zum Aufbruche bereit; und vereinigt eilten nun beyde Schaaren, ihren Vorsatz auszuführen. Geführt von den zurückgekehrten Kundschaftern, schlichen sie sich unbemerkt bis vor Graf Eberhards Lager, in welches sie sich nun, mit so wenigem Geräusche als möglich, damit sie durch dies nicht Unterstützung für Eberharden herbeyrufen mögten, wuthvoll stürzten und

racheglühend in Eberhards Zelt drangen, wohin bey dem ersten Geräusche schon diejenigen von Wilhelms Kriegern, die sich verkleidet im Lager befanden, geeilt waren. Jetzt benutzten sie die Verwirrung, entfesselten ihren Herrn und waren mit ihm schon hinter die Hereindringenden geflohen, ehe der überraschte Eberhard noch Zeit zum Widerstande hatte.

Ludwigs Absicht war nun erreicht und da es wider die Klugheit gewesen seyn würde, lange zu verweilen, weil er von der kaiserlichen Uebermacht, wenn das Waffengeräusch das ganze Heer herbeygerufen hätte, unfehlbar umringt worden wäre, eilte er, mit seinem geretteten Freunde, so schnell als möglich, in Sicherheit zu kommen. Eberhard setzte den Fliehenden nach, jedoch zu seinem Unglücke. Einer von ihnen zerschmetterte mit einem Streitkolben sein Haupt, worauf die kaiserlichen Völker, über den Tod ihres Anführers erschrocken und hierdurch muthlos gemacht, in ihr Lager zurück flohen.

Nun habt ihr zehnfältig vergolten, was ich einst euch in den Eurigen leisten konnte — warf sich Wilhelm in Ludwigs Arme, so bald er sich mit ihm völlig ausser Gefahr sahe.

Ludwig und Wilhelm vereinigten sich mit dem Grafen Friedrich, dessen Leute sich indessen mit Plündern beschäftigt hatten und folgten dann, mit anbrechendem Morgen, dem geflohenen Könige Rudolph nach.

Dreyzehntes Kapitel.

Dem Bruder schmerzt was der Krieger that.

Schrecken und Furcht hatte sich Rudolphs so sehr bemeistert, daß er rastlos bis in den Thüringer Wald zurück flohe. Hier setzte er sich mit seinem Heere, das, so viel es auch gelitten hatte, noch über sechszigtausend Streiter zählte. Dennoch hatte Rudolph nicht Muth genug, zu einer neuen Unternehmung wider Heinrichen. Ruhig blieb er in Thüringen, indeß dieser Schwaben verheerte, ihn dieses Herzogthums entsetzte und Friedrich von Hohenstaufen damit belehnte. Die Verbundnen genossen auf diese Art vier Monate lang der Ruhe; und Ludwig lebte mit seinem Wilhelm, den größten Theil dieser Zeit, zu Wartburg.

In der Schlacht bey Mellerstädt hatte der Graf von Thüringen bewiesen, daß der Vor-

theil seiner Partey ihm heiliger war, als Blutsfreundschaft; jetzt zeigte er, daß er seine Schwester deshalb nicht weniger liebte, weil ihr Gemahl sein Feind gewesen war. Er beklagte ihren Unfall; klagte öfters an dem Busen seiner Adelheid, daß das Schicksal dem Grafen von Henneberg eben durch ihn den Tod gegeben hätte; schämte sich nicht, seinem Falle zuweilen eine Thräne zu weihen und beschloß endlich, diese Thränen mit Hildegardens stärker rinnenden zu vereinigen und diese geliebte Schwester zu trösten zu suchen.

Er sendete daher den Ritter Reinhard nach Henneberg, von den Söhnen des Erschlagenen sicheres Geleit zu verlangen und säumte nicht, so bald er dies erhalten hatte, zu seiner Schwester sich aufzumachen. Traurig war der Empfang. Hildegardens Liebe zu ihrem erschlagnen Gemahle reizte sie bisweilen, ihrem Bruder Vorwürfe zu machen; immer aber hielt Liebe zu ihm selbst, diese Vorwürfe zurück, da es ihr schiene, daß er sie um so minder verdiente, je unverkennbarer sich sein Schmerz über den Tod des Grafen Poppo äusserte.

O mein Bruder — sprach Hildegard — welchen schrecklichen Empfindungen hast du mich Preis gegeben! Mein Bruder, nach meinem Poppo unter allen Männern mir der theu-

erste, schlägt Schwesterliebe in meinem Busen laut für dich. Unmöglich ist es mir, diese heisse Liebe zu mindern; und doch sollte Poppos Gemahlin seinen Mörder nicht lieben! O Gott, warum mußte dies eben mein Bruder seyn; warum fiel Poppo nicht unter den Streichen eines Andern, wenn ja das Schicksal mich zur klagenden Wittwe machen wollte!

Bemühe dich nicht nutzlos — erwiederte Ludwig — das unerforschliche Schicksal zu ergründen und, ist dir meine Ruhe theuer, so raube sie mir nicht, indem du den Schmerz, den ich gleich dir empfinde, durch unverdiente Vorwürfe vermehrst.

Daß sie sich aus meinem Herzen hervor drängen — seufzte Hildegard — dies ist es, was meine Leiden vergrössert.

Sey gerecht Schwester — fuhr Ludwig fort — Nicht dein Bruder war es, der deinen Gatten tödete, sondern unglückliches Geschick und des Krieges eisernes Gesetz. Schande würde unsern Ruf ewig gebrandmarkt haben, hätten Poppo und ich deshalb minder tapfer gefochten, weil wir verschwägert waren. Ehre, zwar Scheinehre vielleicht, aber des Kriegers Heiligthum, verpflichtete uns im Gegentheile zu noch wüthenderem Kampfe: Einer von uns mußte fallen. Daß dein Poppo fiel

— o Schwester mache dies nicht mir zum Vorwurfe!

Nach vier Tagen, welche Ludwig in Henneberg zugebracht hatte, gewöhnte sich Hildegard nach und nach des Schicksals Schuld nicht mehr ihrem Bruder beyzumessen, so wie sie nun glaubte, daß sie durch die nicht verminderderte Liebe gegen diesen Bruder, an ihrem Gemahle nicht zur Verbrecherin würde. Drey Tage wartete noch Ludwig, dann glaubte er es Zeit, an der Erreichung einer zweyten Absicht seiner Reise nach Henneberg zu arbeiten. Als er sich einst mit Poppo, dem ältesten Sohne Hildegardens, allein befand, that er den ersten Schritt hierzu.

Fern sey es von mir, mein theurer Vetter — begann er — Euch zur Untreue gegen Heinrichen verleiten zu wollen ; ; ;

Welches auch ein nutzloser Versuch seyn würde — unterbrach ihn Poppo.

Seyd ohne Sorgen — fuhr Ludwig fort, ohne den empfindlichen Ton, in welchem sein Vetter sprach, zu rügen — ich werde ihn nicht machen. Auch könnt ihr versichert seyn, daß ihr mir deshalb nicht minder werth seyn werdet, weil ihr entschlossen seyd, wider die Sache zu fechten, die ich, so lange noch mein Blut wallt, vertheidigen werde. Nicht als

Heinrichs Feind, nicht als Graf von Thüringen, nein nur als Hildegardens Bruder that ich jene Frage an euch. Soll ich, was ihr mir sagtet, schon für bestimmte Antwort halten?

Für die bestimmteste — antwortete Poppo — die durch nichts verändert werden kann.

Von dem jungen Grafen hinweg, gieng Ludwig zu seiner Mutter, um das angefangene Werk zu vollenden.

Vor einiger Zeit, theure Schwester — redete er sie an — liessest du mich versichern, daß das Glück, welches dir deines Gemahls treue Liebe gewährte, dadurch vermindert würde, daß er der Feind deines Vaterlandes wäre; versichern, daß dir dies manche trübe Stunde machte, weil Liebe für dein Vaterland dein Herz deshalb nicht weniger erfüllte, weil du es seit funfzehn Jahren nicht gesehen hättest.

Auch jetzt ist es mir noch theurer als Henneberg — antwortete Hildegard — und freudig würde ich dahin zurückkehren, um mein Leben zu beschliessen, wo ich geboren wurde, wenn nicht mütterliche Liebe mich an Henneberg fesselte und an die Pfänder der Liebe meines unvergeßlichen Poppo.

Und wenn diese Pfänder — fragte Ludwig — dir das Leben in ihrer Mitte dadurch weniger angenehm machten, daß sie, gleich ihrem Vater, wider dein Vaterland kämpften; würde dies, mit den innigsten Bitten deines Bruders verbunden, dich nicht vermögen können, nach Thüringen zurück zu kehren?

Eine Frage, die ich nicht so gleich entscheiden kann — antwortete Hildegard — Groß ist der Drang, in meinem geliebten Vaterlande zu leben; allein verbietet mir nicht Liebe zu meinen Söhnen, diesem Drange gemäß zu handeln? —

Wenigstens minder — versicherte Ludwig — als er dir jetzt scheint. Du wirst in Henneberg ebenfalls von deinen Söhnen größtentheils entfernt leben, da zwey von ihnen Heinrichs Aufgebot bald von dir rufen wird; und wer bürgt dir dafür, daß der vierjährige Gottwerth seine ältern Brüder nicht auch begleitet? Kinderlos lebtest du dann in Henneberg, wie in Thüringen, und setztest daneben deinen Bruder der Gefahr aus, wenn vielleicht Henneberg der Schauplatz des Krieges werden sollte, als Feind zu dir zu kommen. Nichts bindet dich an Henneberg, da deine Söhne groß und mannhaft sind und keine Tochter von dir Erziehung

fodert. Folge daher der Auffoderung deines Herzens und kehre zurück in das Land, das dich gebahr. Geschätzt von meiner Gattin, geliebt von meinen Kindern und nie von beyden getrennt, wirst du in Thüringen, wenn auch zuweilen die Pflicht: für unser Vaterland zu kämpfen; mich von deiner Seite reißt, ruhigere und frohere Tage verleben, als hier im Lande deiner Söhne, die keiner mütterlichen Pflege mehr bedürfen.

Gönne mir Zeit, deinen Vorschlag zu prüfen — bewies Hildegard den Eindruck, den er auf sie gemacht hatte — Gemeinschaftlich mit meinen Söhnen will ich dies heut noch thun.

Sie that es. Die jungen Grafen von Henneberg riethen ihr einstimmig: Ludwigs Einladung anzunehmen, weil sie in der Gesellschaft seiner Gemahlin und ihrer Töchter allerdings mehr Vergnügen und Zerstreuung finden würde, als in Henneberg nur von ihren Frauen umgeben. Hildegard begleitete daher ihren Bruder, wurde von seiner Gemahlin freudig empfangen, und freuete sich an ihrer Seite, daß sie wieder in ihrem Vaterlande war. Oefters dankte sie es ihrem Bruder, daß er sie bewogen hatte, Henneberg zu verlassen, und Adelheid dankte ihm nicht minder oft

für die Freundin, welche er ihr in seiner Schwester gegeben hatte.

Jetzt dachte Ludwig an die Ausführung eines Wunsches, den er schon seit langer Zeit in seinem Busen nährte, des Wunsches: alle seine Geschwister einmal um sich her versammelt zu sehn. Er sendete daher Eilboten nach Bielstein und Sangerhausen: seine Geschwister um die Erfüllung desselben zu bitten, welche auch nicht zögerten, ihm diese Bitte zu gewähren.

Graf Beringer hatte sich schon vor mehreren Jahren mit Bertha, der Tochter des Grafen Konrads von Wettin, vermählt, die ihn mit einer Tochter, Kunigunde, und einem Sohne, Konrad, beschenkte. Diese drey begleiteten ihn nach Schaumburg, wo sie den Grafen von Linderbeck mit seiner Uda und fünf Söhnen schon fanden. Auch Ludwigs älteste Schwester, die Klosterfrau Adelheid, verließ ihre stille Zelle, wohin Liebe zur Einsamkeit sie geführt hatte, auf einige Zeit, um ihren Bruder nichts zu wünschen übrig zu lassen und, um selbst einmal die Lieben zu sehen, von welchen sie geschieden lebte.

So wohl der Genuß häußlicher als rauschenden Freuden verkürzte dem Grafen Ludwig

und seinen Gästen die glücklichen Tage, welche sie zu Schaumburg zubrachten. Nur wenige schienen es ihnen gewesen zu seyn, als nach vier Wochen die Nachricht: daß sich Kaiser Heinrich zu einem neuen Heereszuge wider die verbundnen Fürsten rüstete: die Grafen Beringer und Dietrich mit den Ihrigen wieder in ihre Herrschaften zurück rief. Mit ihnen zugleich verließ auch Adelheid ihren Bruder und eilte nach ihrer geliebten Zelle, in welche sie sich öfters, mitten in dem Genusse der Freuden zu Schaumburg, gesehnt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Worinn der Leser unter Schlachtgetümmel geführt wird.

Ganz unvermuthet hoffte Heinrich die Sachsen zu überraschen, als er im Jahr 1080, zu Ende des Jenners, in Thüringen eindrang, doch sahe er sich bald in seiner Hoffnung betrogen, da er bey Flarchheim das Heer der Verbundnen zahlreich und wohlgerüstet vor sich fand. Noch trennte beyde Heere nur ein Bach, den Heinrich von einer Abtheilung des seinigen

umgehen ließ, um so die Verbundnen im Rükken zu überfallen.

Erstaunt waren diese zwar, als sie die Feinde ihrem Rücken sich nähern sahen, aber doch vereitelte eine geschickte Schwenkung, welche Rudolph machte, Heinrichs Absicht. Dem Grafen Otto von Nordheim erlaubte seine Stellung nicht, gleich Anfangs an dem Gefechte Theil zu nehmen, bald aber stürzte er sich mit der Tapferkeit, die man gewöhnlich an ihm bewunderte, unter das feindliche Heer, wo er mit den Seinigen fürchterlich würgte.

Die kaiserlichen Heerführer fochten nicht minder tapfer; und besonders erkämpften sich Herzog Wratislav von Böhmen, welcher Rudolphs königliche Lanze erbeutete, und sein Schwiegersohn, der Graf Wiprecht von Gröitzsch, rühmliche Lorbeeren, doch war es ihrer Tapferkeit unmöglich, dem Kaiser den Sieg zu verschaffen. Er wurde genöthigt, die Flucht zu ergreifen, obgleich Markgraf Ekbert von Meissen an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, sondern in einiger Entfernung ein müssiger Zuschauer geblieben war, ohne Zweifel in der Absicht, sich nach Beendigung derselben für den Sieger zu erklären.

Sobald Heinrich sich zurück zu ziehen begann, folgten ihm Ludwig und Wilhelm mit

ihren Schaaren nach. Ohne zu rasten setzte Heinrich seine Flucht fort, bis er sich in der Nacht mit seinem ermatteten Heere bey Eisenach lagerte. Begünstigt von der Finsterniß umgiengen ihn jetzt Ludwig und Wilhelm, vereinigten sich mit der Wartburger Besatzung, überfielen Heinrichs sicheres Heer, richteten unter demselben eine grosse Niederlage an, und erbeuteten viele Kostbarkeiten. Der Kaiser selbst befand sich in Gefahr, gefangen zu werden, sahe aber seine Flucht, durch die treuen Dienste des Grafen Ludwigs von Gleichen, erleichtert, welcher ihn auf verborgnen Wegen in Sicherheit brachte.

Der Kaiser verließ Thüringen; ein beträchtlicher Theil seines Heeres blieb aber noch, unter dem Herzoge von Böhmen und dem Grafen Wiprecht zurück. Wratislav bemühte sich, Meissens Besitz wieder zu erhalten, und war Anfangs so glücklich in seinen Unternehmungen, daß er einen grossen Theil der Markgrafschaft einnahm, allein Ekbert, von den übrigen thüringischen Fürsten unterstützt, entriß ihm die erhaltnen Vortheile bald wieder; und Wratislav dankte es nur der seltnen Tapferkeit seines Schwiegersohnes, daß sein Heer beym Zurückzuge nicht ganz aufgerieben wurde.

Ruhig blieb es nun einige Monate in Thüringen, bis Heinrich, durch die letzteren Unfälle zwar geschwächt, aber noch nicht ganz entkräftet, ein neues Heer sammelte, und damit auszuführen gedachte, was ihm bey seinem letzteren Heereszuge nicht gelungen war. Sein Heer war nicht zahlreich, doch hielt ihn dies nicht zurück, an die Gränzen des feindlichen Landes vorzurücken, wohin er die bayerischen und böhmischen Hülfsvölker, sich mit ihm zu vereinigen, berufen hatte. Bey seiner Ankunft fand er sie noch nicht, dagegen aber eine überlegene feindliche Macht, mit welcher ein Treffen zu wagen, Klugheit ihn widerrieth. Um indessen nicht müßig zu seyn, machte er einen verstellten Angriff auf Goslar und zerstörte, durch diese Kriegslist begünstigt, Erfurt.

Mit der Zerstörung der Hauptstadt Thüringens wurde den Verbundnen zugleich, durch ihre Kundschafter, berichtet, daß nach Heinrichs Plane, Naumburg ein ähnliches trauriges Schicksal treffen sollte. Sie eilten demnach, ihm zuvorzukommen und diese Stadt zu schützen, daher Heinrich, als er ihr nahe kam, das ganze verbundne Heer schon bereit fand, ihn zu empfangen. Ohne die Bayern und Böhmen noch immer zu schwach, mit Hoffnung des Sieges mit den Verbundnen schlagen zu können, änderte Hein-

rich seinen Plan und zog sich, ohne von seinen Gegnern verfolgt zu werden, bis zwischen Droyßig und Gera zurück.

Mit inniger Freude vernahm er jetzt, daß die längst herbey gewünschten Bayern und Böhmen über Weyda zu seiner Hülfe heran naheten.

Sonder Verzug stellte er sich nun, vereinigt mit den erhaltenen Hülfsvölkern, in Schlachtordnung und wählte absichtlich eine solche Stellung, daß er die, nicht fern von ihm fliessende, Elster im Rücken behielt. Er wollte nicht nur diesen hierdurch frey behalten, sondern auch die Seinigen zu noch grösserer Tapferkeit nöthigen, indem er ihnen die Gelegenheit zur Flucht benahm.

Das vereinigte Heer war dem kaiserlichen unmittelbar nachgefolgt, und befand sich ihm jetzt so nahe, daß es nur der See Grona *) von ihm trennte. Dieser hinderte die vereinigten Fürsten, sogleich den Angriff zu machen, wozu ohnehin ein Theil ihres, durch beschwerliche Wege, ermüdeten Volkes nicht geneigt zu seyn schien. Sie rasteten daher ein

*) Ein See befindet sich jetzt nicht mehr zwischen Gera und Droyßig, aber bey Osterfeld, nicht fern von Droyßig, ein grosser Teich, welcher vielleicht vor sieben hundert Jahren See seyn oder heissen konnte.

wenig und erflehten, in dem zwey und achtzigsten Psalm, welchen einige Bischöffe, die sich bey dem Heere befanden, anstimmten, vom Himmel Hülfe und Sieg über die Feinde. Dieser Andachtsübung folgten Ausfoderungen an die Gegner, durch spöttische und schimpfliche Reden reizender gemacht, durch welche sich aber Heinrich dennoch nicht aus seiner Stellung lokken ließ.

Otto, Ludwig und Wilhelm voll brennender Begierde mit dem Feinde zu schlagen, hatten bald ausgespäht, daß der See, an einer seiner Seiten, ohne Gefahr zu durchwaden war, und rasteten nun nicht eher, bis sie das ganze Heer zu dem einstimmigen Entschlusse entflammt hatten: dies zu thun und mit dem Angriffe nicht länger zu zögern. Ein Theil der Reisigen verliessen ihre Rosse, um das mehr entkräftete Fußvolk zu unterstützen und mit dem Feldgeschrey: für Freyheit und Vaterland; begann die Schlacht.

Unglücklich war ihr Anfang für das verbundne Heer, indem der rechte Flügel des kaiserlichen, vom Kaiser selbst und dem tapfern Radbod befehligt, die Angreifenden so tapfer empfieng, daß Schrecken und Verwirrung sich bald unter ihnen verbreitete. Schon wendeten sie sich zur Flucht, schon verleitete der Wahn:

des Sieges bereits gewiß zu seyn; die Bischöffe unter dem kaiserlichen Heere, das Tedeum mit lauter Stimme tönen zu lassen, als der Grafen Otto, Ludwig und Wilhelm gemeinschaftlicher Zuruf an ihre Krieger, ihre Ermahnungen: für Freyheit und Vaterland tapferer zu fechten; und ihr eignes Beyspiel die Fliehenden mit neuem Muthe belebte.

Ordnung kehrte augenblicklich unter diese drey Schaaren zurück, und wüthend stürzten sie sich unter ihre Gegner; unterbrachen sie in ihrem Siegsgesange, statt dessen nun Waffengeräusch und das Winseln der Verwundeten in die Luft erschallte und endigten ihr Wüthen nicht eher, bis Blut und Getödete den Boden bedeckten, ein grosser Theil der kaiserlichen Krieger in die Elster gesprengt und ihr übergebliebenes Häuflein bis nach Drovßig zurück gedrängt war. Radbods Fall, gleich beym ersten Angriffe, hatte Schrecken und Unordnung unter den Seinigen vermehrt, wodurch den Angreifenden der Sieg erleichtert wurde.

Angeführt von Heinrichen von Lacha, hatte indessen der andere grössere Theil des kaiserlichen Heeres, gegen den Gegenkaiser Rudolph und die übrigen verbundnen Fürsten, gefochten; doch minder tapfer, vielleicht auch nur weniger glücklich, als die Vorausgedrungenen, kämpften die

Zurückgebliebenen. Hohen Muthes voll drängte sich zwar Rudolph in des Treffens größtes Getümmel, aber Glück gesellte sich nicht zu seinem Muthe. Ein Streich Friedrichs von Hohenstaufen beraubte ihn seiner rechten Hand und, unfähig mit der linken sich, ausser ihm, auch wider den herzudringenden Gottfried von Bouillon zu vertheidigen, gelang es dem letztern, Rudolphs Kampf durch einen Lanzenstoß zu endigen. Von seinem Streitrosse herab gestürzt, würden die Huftritte der Rosse vollendet haben, was Friedrich und Gottfried begannen, wenn nicht einige muthige und treue Knappen Rudolphs, ihren Herrn aus dem Gewühle der Schlacht gerissen und so sein Leben gefristet hätten.

Wie gewöhnlich verbreitete auch hier der Fall des Anführers nachtheilige Furcht unter dem Heere. Von allen seinen Kriegern geliebt, schien die Nachricht von Rudolphs Unfalle, die sich nur zu bald allgemein verbreitete, die Arme zu lähmen, deren kraftvolle Streiche zuvor so viele Gegner zu Boden geworfen hatten. Heinrich von Lacha und seine Gefährten benutzten das für sie glückliche Ereigniß.

Durch das Glück, welches sich bisher für sie erklärt hatte, noch muthiger gemacht, drangen sie auf die Feinde los, die vielleicht nur

durch die schnellste Flucht einer fürchterlichen Niederlage entgiengen.

Zu früh kehrte Heinrich von Lacha auf den Wahlplatz zurück; zu früh stimmte auch er den Siegesgesang an. Die ersten Worte desselben wurden schon durch das Feldgeschrey, der jetzt siegenden Grafen, erstickt. Bey allem Muthe, den diese drey gleich stark beseelte, blieben sie doch, als sie sich dem Heere Heinrichs von Lacha naheten, einige Augenblicke lang zweifelhaft, ob sie den Angriff wagen sollten. Die Menge der Gegner, welche die Zahl der Ihrigen weit übertraf, war es nicht, was sie bedenklich machte — denn tapfere Männer zittern vor keiner Uebermacht — nein, nur der Gedanke an den langen Kampf, welcher, so wie die eilige Rückkehr zu ihren verlassenen Gefährten die Ihrigen ermüdet hatte, vermogte dies.

Unentschlossenheit mahlte sich in den Blikken, mit welchen die drey Heerführer sich ansahen, aber nicht lange dauerte sie. — Laßt uns den Sieg vollenden! — rief bald einer dem andern zu. Ein Beweis, daß Alle gleichen Muths voll waren.

Der Gedanke an Freyheit und Vaterland, die uns nur der Feinde gänzliche Niederlage sichert, wird unsere sinkenden Kräfte stärken — setzte Ludwig hinzu.

Er wird sie stärken, und uns den Sieg verschaffen — tönte nun das Geschrey von einem Theile des Heeres zum andern. Der Vorsatz, die Hoffnung ihrer Anführer entzündeten in der Brust jedes einzelnen Kriegers gleiche; und ohne länger zu weilen, wurde der Kampf voll Zuversicht des Sieges begonnen. Nie vielleicht haben vom Kampfe zurückkehrende Völker so löwenmäßig gefochten, wie jetzt Otto und seine Gefährten, doch war vielleicht auch die Erinnerung an den vorher erkämpften Sieg nicht ohne Nutzen für sie. Sie belebte ihren Muth und die kaiserlichen Krieger unter Heinrich von Lacha, traf das nämliche Schicksal, wie jene unter Heinrich des Vierten eigner Anführung. Nur wenige entgiengen, durch die Flucht, dem Tode durch der Feinde Mordgewehr oder in der Elster.

Funfzehntes Kapitel.

Ludwig ersetzt den Verlust während des Krieges.

Ruhig konnte sich Ludwig in den Armen seiner Adelheid der Lorbeeren freuen, die er bey

Wartburg und Gera erwarb. Kaiser Heinrich und seine Getreuen hatten zu viel gelitten, um wider die Verbundnen so bald wieder etwas unternehmen zu können. Gelang es dem Kaiser gleich, gegen das Ende des Jahres, wieder ein Heer zusammen zu ziehen: so war doch dies zu wichtigen Unternehmungen zu klein; und auch zu den kleinern, welche Heinrich vielleicht beabsichtet hatte, konnte er es nicht benutzen, weil die Verbundnen auf die erste erhaltene Nachricht: daß Heinrich sich mit Heeresmacht ihren Gränzen näherte, um wie er vorgab, unter diesem Schutze in Goslar das Weynachtsfest sonder Gefährde und ruhig feyern zu können; eilend eine Macht versammelten, gegen welche die seinige nur eine Schaar war. Sie liessen dem Kaiser wissen, daß er Gott in Goslar nur dann ruhig würde dienen können, wenn er sein Heer entliesse, das er ja ohnehin zur Uebung der Andacht nicht bedürfe.

Um sich ihr Zutrauen zu erwerben, erfüllte Heinrich ihr Verlangen und versuchte nun, ob es ihm vielleicht durch gütliche Verhandlungen gelingen mögte, die Ruhe des Reichs wieder herzustellen, und die Sachsen zur Treue zurück zu führen, da er beydes durch Gewalt nicht vermogt hatte. Er erreichte seine Absicht nicht, die vielleicht nur durch die päbst-

lichen Legaten vereitelt wurde, durch welche Gregor die Verbitterung der Verbundnen gegen den, ihm verhaßten, Heinrich nicht nur bey gleicher Stärke zu erhalten, sondern wo möglich noch zu vermehren strebte. Die Verbundnen waren über den Pabst beynahe nicht weniger unzufrieden, als mit dem Kaiser und dennoch wußten die Ränke der Abgesandten des erstern, sie immer von neuem zu verwirren und nach dem Erfordernisse des päbstlichen Vortheils, zu leiten. Doch nichts von Gregor und seinen Ränken, da uns dies zu weit von unserm Zwekke abführen würde!

Die Wunde, welche Rudolph durch die Lanze Friedrichs von Hohenstaufen erhielt, war so gefährlich, daß er zwey Tage nach der Schlacht sein Leben in Merseburg endigte, wohin er durch seine Knappen gebracht worden war. Im Besitze der allgemeinen Liebe der Seinigen, die er sich durch Leutseligkeit und wirklich väterliche Fürsorge für jeden seiner Krieger, deren Wunden er oft eher zu verbinden befahl, als seine eignen, erworben hatte; foderte sein Tod Alle, die ihm anhiengen, zu Klagen auf, da er im Gegentheile Heinrichen und seine Parthey mit Freude erfüllte, die sich sogar über die Art desselben laut äusserte, indem man nicht ermangelte, sie gerechte Strafe

eines Aufrührers zu nennen, der sich der Rechten, mit der er einst seinem Lehnsherrn Treue geschworen hätte, später hin zum strafwürdigen Kampfe wider ihn bediente.

Vortheilhaft war Rudolphs Tod allerdings für den Kaiser, da nun die abtrünnigen Fürsten ohne Haupt waren. Vielleicht machte auch wirklich die Art desselben auf Leichtgläubige Eindruck, genug mehrere Fürsten, die sonst zu Rudolphs Parthey gehört hatten, kehrten jetzt zur Treue gegen Heinrichen zurück.

Heinrich hoffte daher, daß er von allen deutschen Fürsten wieder allgemein würde anerkannt werden, wenn er nur erst mit dem fürchterlichsten seiner Widersacher, dem Pabste Gregor, ausgesöhnt wäre. Vor seinem Banne zitterte er mehr, als vor Sachsens und Thüringens vereinigter Macht. Von neuem damit belegt, beschloß er, nach Italien zu gehen, doch nicht um sich zum zweyten mahle vor dem stolzen Hildebrand zu demüthigen, sondern ihn zu züchtigen. Das weitere hievon gehört in die Geschichte Heinrichs des Vierten; doch so viel mußten wir melden, weil Heinrichs Zug nach Italien Thüringen die Ruhe wiedergab, die so lange aus seinen Gränzen entfernt gewesen war.

Ludwigs

Ludwigs Land hatte zwar durch den Schutz des Grafen Wilhelm und späterhin durch die Sorgfalt seines Beherrschers weniger gelitten, als Thüringens andere Länder, dennoch fand Ludwig vieles, was Verbesserung bedurfte und dies alles zu verbessern, war sein eifrigstes Bestreben, so bald des Kaisers Abreise nach Deutschland Thüringen längere Ruhe versprach.

An seinen Städten und Festen fand Ludwig wenig wieder herzustellen, viel aber an verheerten Feldern bey Langensalza und Eisenach. Zum Glücke für Ludwigs Unterthanen, war der Schatz, welchen ihr Landesvater für sie, nicht für sich selbst gesammelt hatte, in einem verborgnen Gewölbe in der Wartburg unversehrt geblieben. Jetzt öffnete Ludwig das Gewölbe, das die kaiserlichen Völker nicht entdeckt hatten; und reiche Gaben verbreiteten unter seinen Unterthanen bald wieder den Wohlstand, dessen sie sich vor dem Kriege freueten.

Bald nach seiner letzten Rückkehr in Adelheidens Arme wurde Ludwig zum siebenten mahle Vater. Adelheid gebahr ihm ein Töchterlein, das er, zum Andenken an seine Mutter Cecilie nannte. Um seinem Volke, nach so vielen traurigen Tagen, auch einmal wieder einige rauschend fröhliche zu verschaffen, stellte

Ludwig über die Geburt dieser Tochter, Festlichkeiten an, welche drey Tage dauerten und mit einem Ringelrennen und Lanzenstechen endigten.

Unter den Rittern, welche diese letztere Lustbarkeit nach Schaumburg zog, befand sich auch Ritter Thimo von Nordeck, ein tapferer, waffengeübter Mann, der auch hier Beweise von seiner Geschicklichkeit gab. Er erkämpfte den ersten Dank, welchen er aus den Händen der verwittweten Gräfin von Henneberg erhielt.

Ritter Thimo hatte sich Frau Hildegarden zu seiner Dame erkohren, und Frau Hildegard freuete sich während des Lanzenstechens der Geübtheit ihres mannhaften Ritters. Eifrig hatte sie gewünscht, daß er Sieger werden mögte und gab ihm daher, als er wirklich den Preis aus ihren Händen empfing, den Kuß, zu welchem sie Turnierbrauch verpflichtete, freudiger und wärmer, als ihn vielleicht ein Anderer erhalten hätte.

Diesem gesetzmäßigen Kusse folgten nach einiger Zeit mehrere freywillige. Frau Hildegard hatte ihren Ritter so schön geküßt, daß er es tief in seinem Innern fühlte. Er fand an Poppos drey und dreißig jähriger Wittwe Behagen, nahm daher die Einladung ihres

Bruders, der gern in der Gesellschaft kampfgeübter Männer lebte, mit Freuden an und blieb nach dem Tage, wo er den schönen Preis erhalten hatte, noch einige Tage in Schaumburg.

Dieser längere Aufenthalt gab ihm zu der Bemerkung Gelegenheit, daß er Frau Hildegarden nicht misfiel, so wie er gewahr wurde, daß er sich nirgends so wohl befand, als an ihrer Seite. Er wünschte daher, auch in Nordeck sich ihrer Gegenwart freuen und, durch Vereinigung auf immer, sich viele so glückliche Tage verschaffen zu können, als er durch Hildegardens Vermittelung in Schaumburg verlebt hatte, weshalb er, bey Hildegarden und ihrem Bruder, um die Hand und das Herz warb, von deren Besitze er sich für das Glück seines Lebens Vermehrung versprach. Ritter Thimo bat nicht vergebens, zog darauf wieder heim nach Nordeck, um daselbst zum Empfange seiner Braut die nöthigen Anstalten zu treffen, kehrte aber bald wieder zurück nach Schaumburg, wo Hildegard ihm ihre Hand reichte.

Sechszehntes Kapitel.

Etwas von dem Fasten am Charfreytage.

Drey Jahre verflossen nun für unsern Ludwig und die Seinigen, so leer an Begebenheiten, daß wir von ihnen nichts zu erwähnen wissen, als daß Adelheid ihres Vaters Tod betrauerte. Bemerkenswerther hingegen ist, was ihr und ihrem Gemahle begegnete.

Bisher hatte Adelheidens Gewissen ihr wegen der Ermordung ihres ersten Gemahls noch keinen Vorwurf gemacht, ob gleich sie allein seine wahre Mörderin war, denn unvergessen wird es hoffentlich unsern Lesern seyn, daß Ludwig nur durch Adelheidens zauberische Verführung zu einer That hingerissen wurde, vor der er Anfangs zurück schauderte. Mit einem mahle erwachte jetzt ihr Gewissen, das vielleicht Sinnlichkeit allein so lange schlummernd erhalten hatte, und seine fürchterlichen Rügen schienen sie auch für diese lange Ruhe strafen zu wollen.

Mit schmerzlichem Erstaunen wurde Ludwig die Veränderung gewahr, welche sich mit seiner Gattin so schnell begab. Vorher hatte er sich ihrer immer frohen Laune gefreut, jetzt

betrübte er sich über den Tiefsinn, welcher jene verdrängt hatte. Adelheidens einst heiterer Blick senkte sich, Schwermuth verkündigend, auf den Boden, und zwang sie sich auch bisweilen zur Heiterkeit oder zum Lächeln, so glich dies Lächeln den Strahlen der Sonne, wenn sie zwischen Gewitterwolken getrübt hervor blicken.

Oefters beschwor Ludwig seine Adelheid mit der Allgewalt der zärtlichsten Liebe, den Gram ihm zu entdecken, der ihre Stirne umdüsterte, und schon an ihrer Schöne zu nagen begann; allein er sahe hier diese Allgewalt Ohnmacht, denn ohne Mühe überzeugte er sich, daß das, was Adelheid ihm als Ursache ihrer Veränderung nannte, dies nicht war. Mancherley körperliche Leiden gab sie als jene mächtig wirkende Ursache an, unverkennbar war es aber, daß schwere Seelenleiden an ihrem Herzen zehrten.

Absichtlich verbarg sie diese ihrem geliebten Gemahle, weil sie befürchtete, daß im entgegengesetzten Falle auch ihn die Qualen foltern mögten, denen sie beynahe erlag. Der Gedanke an den ermordeten Gemahl raubte ihr des Tages die Ruhe, des Nachts den Schlaf. Siegte auch dieser über den ermatteten Körper, so war er sonder Erquickung, weil fürchterliche Träume ihn störten. Der ermordete Friedrich

erschien der Schlummernden in tausenderley fürchterlichen Gestalten, die sie öfters aus ihrem Schlafe aufschreckten. Ihr Schreyen erweckte zuweilen auch ihren Gemahl, doch blieb ihm die Veranlassung dazu verborgen, da Adelheid nur Töne, nicht Worte, von sich hören ließ. Sie nannte Wirkung der Unruhe ihres Blutes, was Folge der Unruhe ihrer Seele war; und Ludwig rief nach und nach viele Aerzte, aus fernen Landen, zusammen und bot dem einen hohen Preis, der seiner Gemahlin unruhiges Blut wieder ruhig machen könnte.

Keiner vermogte dies, denn Arzney für den Körper bestimmt, wirkt nicht, wenn der Grund des Uebels in der Seele liegt. Auch blieben die Arzneyen, welche Adelheid erhielt, unangetastet von ihr. Ueberzeugt, daß sie ihr nicht helfen konnten, verbarg sie sie bis zur Zeit, wo die Aerzte sie verbraucht glaubten und hieß dann ihre Kunigunde, in einen Teich, nahe bey dem Schlosse werfen, was öfters, die Aerzte mit Anstrengung aller ihrer Kunst und ihr Gemahl, mit Aufwand vieler Kosten ihr verschafft hatten.

Kunigunde allein wußte, was ihre Gebieterin bekümmerte, und alles Ernstes bemühete sie sich, das Uebel, das sie zu so lebhaftem Mitleide auffoderte, zu heben oder wenigstens zu

mindern. Ihre Bemühungen blieben so ganz ohne Erfolg, wie die Anstrengung der Aerzte, ob sie sich schon mit ihnen nicht gleicher Mittel bediente. Oeftere Erinnerungen an den Ablaßbrief des Erzbischoffs Siegfried sollten, nach Kunigundens Hoffnung, bewirken, was die Aerzte nicht vermogten. Sie irrte. Adelheid zweifelte, daß dies Pergament eine Sünde versöhnen könnte, die ihr Gewissen mit unaussprechlichen Foltern bestrafte.

Umsonst wiederholte ihr Kunigunde unzählig oft, daß Siegfried, wie alle heilige Väter, die Kraft: Sünden zu vergeben; gehabt hätte. Adelheid stellte ihre Qualen zum Beweise auf, daß diese Vergebung nicht wirksam seyn könnte, und alle Beredsamkeit Kunigundens vermogte sie nicht zu überzeugen, daß ein Hirngespinst sie quälte. Anderer Mittel glaubte sich daher Kunigunde bedienen zu müssen, um ihrer Gebieterin, Ruhe, und dem Grafen von Thüringen, eine heitere Gemahlin wieder zu geben. Sie rieth ihr, ihrem Beichtvater ihr Herz zu entschleiern und Adelheid entschloß sich endlich hierzu, weil sie Linderung der Leiden wünschte, die mit jedem Tage peinigender wurden.

Adelheid wurde von ihrem Beichtvater getröstet, doch nicht entsündigt. Dies — versicherte er — vermögte nur der heilige Vater

zu Rom, welchen sie, verbunden mit ihrem Gemahle, um Ablaß flehen müste.

Dem Rathe ihres Beichtvaters gemäß, entdeckte Adelheid ihrem Ludwig, was sie ihm so lange verborgen hatte, und dieser gab einen Beweis, wie mächtig Vorurtheile wirken. Es entstanden in ihm nicht nur keine ähnlichen Bedenklichkeiten, wie sie seine Gemahlin quälten, sondern er lächelte so gar über die ihrigen, doch unterdrückte er dies Lächeln bald, weil er bemerkte, daß es Adelheiden wehe that. Er bediente sich nun der nämlichen Trostgründe, welche Kunigunde zur Beruhigung seiner Gemahlin angewendet hatte, allein mit nicht glücklicherm Erfolge. Zum erstenmale vielleicht in ihrer achtzehnjährigen Ehe waren Ludwig und Adelheid ganz entgegen gesetzter Meynung. Dieser stützte sich auf die Kraft der von Siegfried erhaltenen Absolution, da sie hingegen jene ohne alle Kraft glaubte.

Vergebens bemühte sich Ludwig, seine Gattin zu beruhigen, und eben so vergebens suchte diese, ihm zu beweisen, daß ihr Gewissen sie nicht ohne hohe Ursache quälte. Von neuem suchte sie Rath bey ihrem Beichtvater, welcher sie ermahnte, alles anzuwenden, um bey ihrem Gemahle die Absicht zu erreichen, die sie bisher verfehlt hatte. Leicht war es, diesen

Rath zu geben, ihn auszuführen aber äusserst schwer. Auf keine Weise wollte dies Adelheiden gelingen, wodurch ihre Leiden noch vermehrt wurden, weil sie anfieng ihren geliebten Gemahl für einen verstockten Sünder zu halten. Lange und oft dachte sie über ein Mittel nach, durch das es ihr möglich seyn würde, sein Herz zu rühren; endlich hoffte sie eins gefunden zu haben.

Graf Ludwig war ein frommer Mann, und ein strenger Beobachter aller kirchlichen Gebräuche. Hierauf stützte sich die Hoffnung Adelheidens: daß sie ihre Absicht dennoch erreichen würde; und wirklich sah sie auch diese Hoffnung bald erfüllt. Mit saurer Mühe stellte sie sich einige Tage lang heiterer, oder wenigstens ruhiger, als sie wirklich war, da sie hingegen zuvor die Empfindungen, welche sie quälten, vor ihrem Gemahl nicht mehr verborgen hatte. Sie hielt öfters mit ihrem Beichtiger Rath und, geleitet von diesem, schritt sie zu der Ausführung ihres Vorhabens.

Es war am Charfreytage 1084, als Adelheid die Tafel, an welcher sie diesmal, ausser dem Ritter Reinhard, allein mit ihrem Gemahle speiste, nicht nach den Vorschriften der Kirche mit Fastenspeisen, sondern mit Fleischgerichten besetzen ließ. Ihr Befehl hatte alle Be-

diente aus dem Zimmer entfernt, wohin sie nun ihren Gemahl zum Mittagsmahle führte. Ludwig wunderte sich über die aufgetragenen Speisen und fragte Adelheid: ob sein Koch des heutigen Tages vergessen hätte.

Nein — antwortete diese — aber welchen Einfluß hat der heutige Tag auf unsere Mahlzeit?

Ludwig. Unerklärbar, daß meine Adelheid heut eine Verordnung der heiligen Kirche vergißt, da sie sonst wider keine derselben handelte.

Adelheid. Laßt dies jetzt mein Gemahl. Seht, wie gut dies Huhn zubereitet ist! Sollte es heut eurem Gaumen weniger behagen, als an einem andern Tage?

Ludwig. Vielleicht nicht, aber absichtlich beschwerte ich noch nie mein Gewissen; und dies würde ich thun, wenn ich heut verbotne Speise genösse.

Adelheid. Ich thue jenes so wenig als ihr, allein seit dem ihr mich belehrt habt, daß sich mein Gewissen über die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrichs unnöthig beunruhigt, hat sich mein Verstand — durch euch aufgeklärt — über mancherley Vorurtheile hinweg gesetzt, die mich sonst einnahmen.

Ludwig. Was auch eure Absicht mit diesen Speisen und mit euren Reden seyn mag: so bitte ich euch mir andere erlaubte Gerichte bringen zu lassen, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch ungesättigt wieder verlassen soll, denn von allen, was ich hier sehe, werde ich nichts berühren.

Adelheid — lächelnd — Heut von einem Huhn zu essen — sollte dies strafbarer seyn als die That, über welche ich mich so angstvoll quälte, ehe meine Begriffe durch eure Bemühungen erhellt wurden!

Sie hatte indessen dem Ritter und ihrem Gemahle vorgelegt und fieng jetzt an zu essen, aber keiner ihrer Gesellschafter folgte ihrem Beyspiele. Ihre Bitten: gleich ihr zu thun; blieben ohne Wirkung, dennoch wiederholte sie sie, bis endlich Ludwig unwillig aufstand und im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen. Adelheid hielt ihn zurück, wodurch Ludwigs Unwille zu steigen schien. In bittererm Tone und mit einem finsterem Blicke, als Adelheid je beydes an ihn bemerkt hatte, fragte er sie: Sage Weib! was dies Possenspiel soll?

Adelheid. Nichts weiter, als mich belehren: ob es wirklich weniger Sünde ist, am Charfreytage Fleisch zu essen, als einen Men-

schen zu ermorden; zu belehren, ob die Verordnungen der Kirche verbindlicher sind, als Gesetze, älter denn sie, — Gesetze — die in jedes Menschen Herz geschrieben sind und denen auch die Heyden und Wilden im Morgenlande gehorchen. O ich beschwöre euch, mein theurer Gemahl, schenkt mir, schenkt eurer Schülerin noch einige Augenblicke Geduld!

Reinhard. Auch ich, gnädiger Herr, bitte euch: verweilt noch ein wenig.

Adelheid. Was sehe ich, Herr Ritter! eure Mienen haben sich verändert. Irre ich mich nicht, so lese ich Unruhe in ihnen. Sollte vielleicht der Zweifel in euch entstanden seyn: daß es verzeihlicher wäre, am Charfreytage ein Messer zu ergreifen, um damit ein Huhn zu essen, als mit einem Jagdspiese die Brust eines Menschen zu durchbohren? Ich bitte euch, eilt, meinem Gemahle euren Zweifel zu entdecken, damit er ihn euch benimmt. Er kann das ohne Mühe: denn ihr sollt wissen, daß ich noch vor wenig Tagen mir bittere Vorwürfe machte, daß ich einst, durch meinen Gemahl und euch, des Pfalzgrafen Friedrichs Mörderin würde, bis mein Herr und Gemahl mir bewies, daß ich durch jene Vorwürfe unnöthig mein Leben verbitterte. Morden, Herr Ritter, mögt ihr immer, aber an Fasttagen Fleischessen dürft

ihr nicht. Nicht wahr, mein Gemahl! ich fange an euch zu verstehen?

Ludwig. Ich schaudere, da ich nun auch dich zu verstehen ahnde. O Adelheid! dein Verstand . . . .

Adelheid — ihn unterbrechend — Ist nicht verwirrt, wie ihr zu befürchten scheint, aber schaudert deshalb immer, doch nicht über mich allein, nein, auch über euch, den Mörder eines unschuldigen Mannes, dessen Blut über euch und mich um Rache schreyet und dessen abgeschiedner Geist jede Nacht, um die zwölfte Stunde, den Leib von mir fodert, den ich ihm, durch euch raubte. Sahet ihr ihn noch nie, wenn ich, durch ihn vom Schlafe aufgeschreckt mit Angstschweiß bedeckt, mich an euren Busen verbarg? Erschien auch euch, Ritter, Friedrichs Geist noch nie und zeigte euch in einen Scheinkörper gehüllt, die tödende Wunde, die euer Speer in seinen wahren Körper bohrte? Ha, ihr bebt! Jedes eurer Glieder zittert! Schwebte er vielleicht jetzt euren Augen vorüber? O kehre wieder, Geist Friedrichs, und stelle dich in der furchtbarsten Gestalt meinem Gemahle dar! Rufe ihm, mit der Stimme des brüllenden Donners, das Wort Mörder ins Ohr, damit du ihn erweckst aus dem Schlafe, in den Betrug und Habsucht eines bösen Pfaffen

ihn wiegten; damit er sein Verbrechen erkennt, Reue seinen Busen zerreißt und er gen Rom pilgert, um — wenn es möglich ist — sich und sein verbrecherisches Weib entsündigen zu lassen.

Friedrichs Geist erschien zwar nicht, doch sahe Adelheid, daß ihre Absicht nicht mislang. Was sie kurz vorher schon an dem Ritter Reinhard bemerkte, wurde sie jetzt auch an ihrem Gemahle gewahr. Entsetzen hatte ihn ergriffen. Er begann an der Kraft des Ablaßbriefes zu zweifeln, der bisher die Erkenntniß seines Verbrechens und, als Folge, auch das Entstehen der Reue verhindert hatte, Adelheidens Worte machten so tiefen Eindruck auf ihn, daß sie ihm die Kraft raubten, sie in ihrer langen Rede, auf die sie vorher schon gedacht hatte, zu unterbrechen; die Kraft, nun, da sie schwieg, zu sprechen. Ritter Reinhard befand sich mit ihm in gleicher Lage und Adelheid fuhr fort:

Zum Troste reuiger Sünder wurde den Dienern Gottes Macht gegeben, schon begangene Sünden zu vergeben; aber Mißbrauch dieser Macht ist es, wenn einer, von Habsucht geblendet, sich erkühnt, Ablaß für Sünden zu ertheilen, die erst begangen werden sollen. Dies der Fall bey dem Erzbischoffe Siegfried, dem Gott

jetzt in jenem Leben seinen Frevel nicht gedenken mag. War das, was er von euch für den Ablaß verlangte, ein Preis, wie er sich ziemt? War seine Foderung nicht ein Beweis seiner Habsucht? und ist den Geistlichen jene apostolische Gewalt wohl zur Befriedigung dieses Lasters gegeben? Doch gesetzt auch, daß es ihnen erlaubt wäre, durch Ablaßbriefe im voraus Vergunst zum Sündigen gegeben — erlaubt, mit der Vergebung der Sünden zu wuchern, sie zur Befriedigung ihrer Habsucht zu benutzen — so muß dennoch Siegfrieds, euch gegebener, Ablaßbrief kraftlos seyn.

Ludwig. Warum das? Vorhin fodertest du Belehrung von mir, jetzt fodere ich im Ernste von dir, was du von mir nur zum Scheine verlangtest. Gott verzeih es dir, Adelheid, wenn du unnütz die Qualen in mich ausgegossen hast, deren vorher dein Herz allein voll war.

Adelheid. Dank sey Gott und dir für dies Geständnis! O laß Reue recht lebhaft in dir werden und uns dann beyde zum heiligen Vater eilen, um durch Bußen, von ihm aufgelegt, unser schweres Verbrechen zu versöhnen.

Ludwig. Du vergißt, was ich von dir verlangte. Vollende, Adelheid!

Adelheid. Durch gute Werke allein kann man Vergebung der Sünden erhalten *); kein gutes Werk war es aber, was Siegfrieds Geiz von euch begehrte. Dies ein Grund, warum sein Ablaßbrief kraftlos seyn muß; daß ihr, was er zum Preise dafür begehrte, nicht thatet, dies ist der Zweyte. Nur ein einziges mahl habt ihr den Zehnten entrichtet, und auch dies einzige mahl hätte er ihn sonder Zweifel nicht erhalten, wärt ihr nicht, sammt allen thüringischen Fürsten, auf dem Sinod zu Erfurt dazu gezwungen worden.

Ludwig. Adelheid, du erregst Zweifel in mir, die ich vorher zwar leicht aus deinem Busen zu verbannen hoffte, von denen ich aber nun schmerzlich empfinde, wie schwer sie zu besiegen sind.

Reinhard. O gnädiger Herr, beginnt dies nutzlose Werk nicht! Eilt lieber, nebst mir, vom heiligen Vater das Blut von unsern Händen wischen zu lassen, womit sie zu bespritzen schreckliche Täuschung uns einst verleitete. Nur allzuqualvoll fühle ich es jetzt, welch grosses Verbrechen wir begiengen; und zeigt gleich Frie-

*) Vergiß nicht, Leser, daß du dich in dem finstern elften Jahrhunderte befindest!

Friedrichs Schatten mir seine Wunde nicht: so ruft doch mein Gewissen das Wort Mörder mir so schreckensvoll zu, als Friedrich, aus seiner Gruft empor gestiegen, es kaum vermögte.

Siebenzehntes Kapitel.

Worinnen zwey Lichter erscheinen.

Ueberzeugt war also Ludwig noch nicht von der Ungültigkeit des von Siegfried erhaltenen Ablaßbriefes, doch waren wenigstens wichtige Zweifel in ihm empor gestiegen, weshalb er sich an seinen Beichtvater wendete, damit dieser sie lösen mögte. Ludwig erstaunte, von diesem das nämliche zu hören, womit Adelheid ihn bereits geschreckt hatte. Er gab seinem Beichtvater die Vorwürfe zu hören, die er dem Erzbischoffe Siegfried und dem Vater Hugo nicht machen konnte, weil beyde nicht mehr in dem Lande der Lebendigen wandelten, und endigte dann mit den bittersten Vorwürfen gegen sich selbst: daß er so schwach gewesen war, durch jene sich blenden zu lassen.

Die Gefühle, welche ihn damals durchbebten, als Adelheid ihn zuerst zu Friedrichs Ermordung auffoderte, kehrten jetzt mit grösserer Stärke zurück, und ihre Qualen vermehrten sich durch die Reue, welche sich zu ihnen gesellte. Unter gleichen Foltern, wie seine Gemahlin, klagte Ludwig einige Tage; Ruhe war fern von ihm, und Traumbilder, welche ihm den ermordeten Friedrich darstellten, schreckten ihn, wie jene, von dem Lager auf. Trost und Linderung zu suchen, eilte er mit seiner Gemahlin, nach Halberstadt zu seinem vertrauten Freunde, dem Erzbischoffe Bukko. Eifrig bemühete sich dieser, beyde zu trösten und versprach sogar, den Grafen auf seiner Pilgerreise nach Rom zu begleiten, wo der heilige Vater ihn und seine Gemahlin von dem Verbrechen entsündigen würde, über welches sie jetzt gerechte Reue fühlten.

Der freundschaftliche Bischoff war alles Ernstes bedacht, durch tröstlichen und aufrichtenden Zuspruch das Quälende dieser Reue zu mildern, welches ihm auch, durch die öfters wiederholte Versicherung, die er dem reuigen Paare gab: daß ihr Verbrechen zwar groß wäre, aber doch durch die Absolution des heiligen Vaters und die von ihm aufgelegte Buße von ihnen genommen werden würde; wenigstens zum Theil gelang. Ludwig und Adelheid wurden ruhiger,

doch eilte jener, seine Reise nach Rom anzutreten, weil das Bewustseyn seines noch nicht versöhnten Verbrechens ihn für alle Freuden des Lebens unempfänglich machte. Ein Blick auf seine Kinder hatte ihm sonst selige Vaterfreuden gegeben, jetzt erfüllte ihn Schmerz, wenn er sie ansahe, weil er sie bedauerte, daß sie Kinder eines Mörders waren.

Die Ruhe, welche ihn in den Armen seiner Adelheid flohe, hoffte er, würde wiederkehren, der Schmerz, zu welchem alles, was er sahe, ihn auffoderte, weil seine Einbildungskraft geschäftig war, in allem Erinnerung an seine Schuld aufzusuchen, würde von ihm weichen, wenn des heiligen Vaters Ablaß diese Schuld von ihm gewaschen hätte.

Wenig Tage nach seiner Rückkehr von Halberstadt machte er daher schon Anstalten zu seiner Pilgerreise. Er bat den Grafen Wilhelm von Brena, während seiner Abwesenheit in Wartburg zu hausen, um die Seinigen und sein Land beschützen zu können, und Graf Wilhelm müßte weniger Freundschaft für Ludwigen und seine Gemahlin gehabt haben, als er wirklich hatte, wenn er sich nicht ohne Verzug aufgemacht hätte, um die Bitte des Erstern zu erfüllen.

In den Augen eines so strengen Mannes, als Graf Wilhelm war, mußte Ludwig und Adelheid allerdings viel verlieren, als der erste ihm ohne Zurückhaltung die Ursache entdeckte, warum er gen Rom ziehen wollte. Doch Wilhelms Freundschaft bemühte sich, für die schwarze That seiner Freunde Entschuldigungen aufzusuchen und — wie leicht findet innige Freundschaft diese nicht! — Der widrige Eindruck, den die Nachricht von einer That seiner Freunde, welcher er sie nie fähig geglaubt hätte, auf den Grafen Wilhelm machte, wurde also bald wieder verwischt, wozu die schmerzvolle Reue, welche er an jenen bemerkte, nicht wenig beytrug.

Adelheid war fest entschlossen, ihren Gemahl nach Rom zu begleiten, theils um selbst dem heiligen Vater zu beichten, theils auch damit die Ruhe, welche sie sich von seiner Absolution versprach, ihr, wenn sie diese selbst vernähme, einige Tage früher zu Theil würde. Die dringenden Bitten ihres Gemahls: sich ihren kleinen Töchtern, die ihrer Pflege so nöthig bedürften, nicht zu entziehen; würde vielleicht nicht hinreichend gewesen seyn, ihren Entschluß zu ändern, wenn nicht Bukko ihr die Pflicht: bey ihnen zurück zu bleiben; recht lebhaft geschildert hätte. Zugleich suchte er sie noch mehr zu beruhigen, indem er ihr versi-

cherte, daß der Sünde ihrer Jugend nicht gedacht werden würde, wenn sie vollbrächte, was ihr der heilige Vater durch ihren Gemahl zur Buße auflegen würde, und wenn sie sich hinfort ernstlich befleißigte, durch gute Werke und einen frommen, tugendsamen Wandel ihr Vergehen vergessen zu machen.

Ohne seine Gemahlin, aber begleitet von dem Bischoffe Bukko und dem Ritter Reinhard, trat Ludwig seine Reise an, dieser leistete ihm Gesellschaft, um sich ebenfalls Ablaß zu holen, jener aus Freundschaft, vielleicht aber auch, um von dem heiligen Vater Dank und Lob zu ernten, daß er an der Erreichung seiner Absichten in Deutschland so eifrig arbeitete und der unversöhnlichste Feind des, jenem so verhaßten, Kaisers Heinrich war.

Glücklich langten Alle in Rom an, wo sie von Gregor dem Siebenten freudig empfangen wurden, da dieser lebhafte Freude an allem empfand, was seinem Ansehen schmeichelte und es vermehren half, so wie er keine Gelegenheit: es noch höher zu heben; ungenützt vorbeystreichen ließ. Auch der, welche sich ihm jetzt dazu zeigte, bediente er sich. Ludwig beichtete alle seine Sünden; und das Bekenntniß derselben zeichnete sich gewiß dadurch vor vielen ähnlichen aus, daß die Versicherung der

Reue, welche er damit verband, Wahrheit war. Er schloß mit dem eifrigen Verlangen, welches er hätte: jede Buße, die ihm der heilige Vater auflegen würde, gewissenhaft zu befolgen.

Pabst Gregor, seinem Grundsatze gemäß: die Macht der Geistlichen, dieser Stütze des heiligen Stuhles, zu Rom immer zu vergrössern und weiter auszubreiten, und das Ansehen dieses Standes zu erhöhen; befahl dem Grafen von Thüringen zur Büssung für seine Sünden, besonders für die größte derselben, nach seiner Heimkunft ein Kloster zu erbauen, dereinst selbst ein Mönch desselben zu werden und sein Leben darinnen zu beschliessen, um durch Bußübungen die Sünden zu versöhnen, die er in seinen frühern Jahren begangen hätte. Gleiche Buße legte er auch Adelheiden auf; billigern Preißes kam aber Ritter Reinhard davon, weil er zu arm war, um selbst ein Kloster zu stiften, doch mußte er geloben: dem Kloster zu Goseck, in dessen Nähe Friedrich ermordet worden war, die Hälfte seines Vermögens zu spenden, worauf unsere Pilger ihren Heimweg wieder antraten.

Beruhigt durch ein Vorurtheil ihres Zeitalters, genossen nun Ludwig und Adelheid die Zufriedenheit wieder, welche sonst ihr glückliches Loos gewesen war. Ihr Gewissen quälte sie

nicht länger, und empfänglich wurden ihre Herzen wieder für Freude; wobey jedoch beyde nicht vergaßen, sich ihres Versprechens gegen den Pabst bald zu entledigen. Ludwig gieng mit seinem Freunde Bukko zu Rathe, über den schicklichsten Platz, ein Kloster zu stiften, und Adelheid nahm sich vor, dies in Scheiplitz zu thun. Am besten befand sich Ritter Reinhard bey der ihm aufgelegten Buße, denn zwiefältigen Ersatz gab ihm die Güte seines Herrn, für die Summe, welche er nach Goseck spendete.

Noch hatte Graf Ludwig keinen Ort erkohren, als Reinhard, — ein Töpfer aus dem Thüringer Walde — zu ihm kam, um ihm ein Wunderzeichen zu erzählen, das schon mehrere Nächte ihn und seine Nachbarn in grosses Erstaunen gesetzt hätte. Reinhard hatte nicht fern von einer Wasserquelle seine Wohnung aufgeschlagen und schon viele Jahre hier gehaust, ehe er die Erscheinung entdeckte, die jetzt seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, daher glaubte er seinem Landesvater, der keinem seiner Unterthanen den Zutritt versagte, zu entdecken, was ihm so merkwürdig schien. Reinhard hatte vom Rande der Wasserquelle zwey Lichter hervor steigen sehen, die sich bis nahe vor seine Wohnung fort bewegten, hier ein we-

nig hin und her hüpften, dann wieder zur Wasserquelle zurück schwebten und verschwanden.

Einige Nächte hatte schon Reinhard diese wandelnden Lichter mit Verwunderung und geheimen Schauder gesehen, als er es endlich seinen Nachbarn erzählte. Alle hörten ihn mit gleichen Empfindungen zu, waren Anfangs nicht geneigt Reinhards Berichte zu glauben, glaubten ihn aber, weil Reinhard die Wahrheit desselben so oft betheuerte und sie auffoderte, sich selbst davon zu überzeugen, welches sie, wie er versicherte, ganz sonder Gefährde thun konnten. Einer unter den Zuhörern, ein Freygeist des elften Jahrhunderts, der weder Erscheinungen noch Wunderzeichen glaubte, konnte durch nichts von der Wahrheit überzeugt werden, die Reinhard so oft betheuerte, der erste war er aber, welcher Reinharden versprach, die nächste Nacht in seiner Wohnung der Erscheinung der Lichter zu harren. Sein Spott über ihre Verzagtheit und die wiederholte Versicherung Reinhards: daß die Lichter ihren Weg her und hin friedlich machten; bewog Alle zu dem nämlichen Entschlusse, welchen der Unglaubige gefaßt hatte, und als die Nacht herein brach, waren alle Nachbarn Reinhards in seiner Wohnung versammelt.

Die Lichter stiegen hervor und manches Zuschauers Haar strebte höher empor, je mehr die Näherung der Lichter seine Furcht vergrösserte, doch schämten sich alle diese zu äussern, damit der Spott des Ungläubigen sie nicht von neuem treffen mögte. Sonder Furcht zeigte sich im Gegentheile dieser, und als Reinhard sagte, daß die Lichter nun nicht näher kommen, sondern bald wieder zurück wandeln würden, faste er den Vorsatz: auf sie zu zu gehen, um zu erforschen, was dies eigentlich für eine Erscheinung wäre. Alle beschworen ihn, bey der Liebe zu seinem Leibe und Leben, diesen frevelhaften Vorsatz nicht auszuführen, der Ungläubige ließ sich aber nicht zurücke halten, ob er gleich zur Vorsicht ein Kreuz vor sich machte, als er seine Wanderung antrat.

Nicht wenig prahlte er mit seinem Muthe, da er sich hastig den Lichtern genähert hatte und diese nun zurück wichen. Er verfolgte sie, bis er, da er kaum noch einige Schritte gegangen war, durch einen Sumpf verhindert wurde, dies länger zu thun. Naß und bis zur Hälfte seines Körpers mit Schlamm bedeckt, kehrte er zurück, worauf nun seine Gefährten für seine Spötterey sich dadurch rächten, daß sie ihn über seinen Unfall aus allen Kräften verlachten.

Dies alles erzählte Reinhard dem Grafen Ludwig weitläufiger, als wir, theure Leser, euch; und der Graf, der der Naturlehre nicht kundiger war als der Töpfer, hielt die Erscheinung der Lichter für ein Zeichen, daß er sein Kloster auf dem Platze erbauen sollte, wo jene sich zeigten. Zugleich schien ihm auch ihre Erscheinung ein Beweis, daß Gott und der heiligen Jungfrau das Opfer angenehm wäre, das er ihnen zu bringen gedachte. Ohne Verzug nahm er einige Bauleute zu sich, begleitete mit ihnen den Töpfer und ließ sich von diesem den Platz zeigen, wo die Lichter verweilten. Auf dieser heiligen Stätte — sprach er — soll des Klosters Kirche stehen.

Eilend wurde nun der Anfang mit der Erbauung des Klosters gemacht, welches Ludwig mit der Geschwindigkeit, die ihm beym Bauen gewöhnlich war, beendigte. Er nannte es Reinhardsbrunnen, weihete es der heiligen Jungfrau, zum Danke für ihren Schutz, der vor zehn Jahren, bey seinem Sprunge vom Giebichenstein, sich an ihm kräftig gezeigt hatte, begabte es mit ansehnlichen Besitzungen und legte, als die Kirche eingeweihet wurde, das Gelübde ab; so bald Sorgfalt für die Seinen und für sein Land es ihm vergönnen würde, das Ordenskleid, das er einst entheiligt

hatte, mit der Lanze zu vertauschen und in Reinhardsbrunn, durch Buße und frommen Wandel, sich vollends ganz von seinen Sünden zu reinigen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Knoblauchs König.

Wichtige Veränderungen waren indessen in Deutschland überhaupt und besonders in Thüringen und Sachsen vorgegangen. Während Heinrichs Aufenthalte in Italien wurde, von denen wider ihn verbundnen Fürsten Graf Herrmann von Luxenburg zum Könige gewählt, doch hatten die verbundnen Fürsten von dieser Wahl so wenig Nutzen als Herrmann vom königlichen Namen Ehre. Er hatte wenig Macht und konnte sich daher seinem, bey allen seinen Verfolgungen noch immer mächtigen, Gegner nicht entgegen stellen. Daß er sich durch seine Schwäche und von seiner Residenz Eisleben, wo damals viel Knoblauch wuchs, den Beynamen: der Knoblauchskönig; erwarb, war alles, was Herrmann mit seiner neuen Würde gewann.

Indessen war er doch Ursache, daß Heinrich nach Deutschland zurückkehren mußte, ehe er seine hochfliegenden Absichten mit dem Pabste erreichte; wahrscheinlich aber würde ihm dies auch bey längerm Verweilen nicht gelungen seyn, da sich Gregor in dem Herzoge Robert von Apulien einen mächtigen Beschützer zu verschaffen wußte, wider welchen Heinrich nichts ausrichten konnte.

Vorher hatte der Kaiser geglaubt, daß es ihm nicht schwer werden würde, dem Labirinthe, in welchem er irrte, zu entkommen, wenn nur erst seine Streitigkeiten mit dem Pabste beygelegt wären. Indeß er hierauf vergebens alle Mühe verwendete, hatte sich die Lage der Dinge in Deutschland, ungeachtet der Wahl eines neuen Gegenkaisers, so sehr zu seinem Vortheile geändert, daß er hoffte: durch seine Gegenwart die so lange zerrüttete Ruhe bald wieder herzustellen, worauf er sich dann auch mit mehrerer Wahrscheinlichkeit schmeicheln konnte, seine Absichten wider den Pabst durch zu setzen.

Von den mächtigsten seiner Gegner hatte ihn der Tod befreit. Der Erzbischoff Siegfried, Markgraf Udo, Pfalzgraf Friedrich der Zweyte, und Graf Otto von Nordheim waren nicht mehr; und Heinrich glaubte mit Rechte, daß

der schwache Herrmann den verbundenen Fürsten den Verlust jener mächtigen und tapfern Männer nicht würde ersetzen können. Besonders freuete er sich über den Tod des Grafen von Nordheim, da er der Tapferkeit dieses heldenmüthigen Mannes beynahe allein den Verlust der Schlachten zuschrieb.

Bey allen guten Hoffnungen sahe sich dennoch Heinrich ausser Stande, gleich nach seiner Zurückkunft in Teutschland, wider die verbundnen Fürsten etwas zu unternehmen, wenn es ihm schon gelang, einige derselben auf seine Seite zu bringen, weil er an den Markgrafen Ekbert einen zu mächtigen Gegner fand.

Unter unnützen Verhandlungen verflossen zwey Jahre, ohne daß der Kaiser seinem Zwekke näher kommen könnte, oder die verbundnen Fürsten über ihn einen Vortheil erlangten. Eine, zur friedlichen Uebereinkunft, angestellte Versammlung wurde am Ende so unfriedlich, daß nebst mehreren Grossen Wilhelms Bruder, Graf Dietrich, seinen Tod in derselben fand. Bey einer andern wollte man untersuchen: ob Heinrich vom Pabste Gregor mit Rechte in den Bann gethan worden und daher dieser Bann für Andere verbindlich wäre oder nicht; allein man gieng auseinander, ohne etwas entschieden zu haben.

So standen die Sachen in Thüringen während der Zeit, daß Ludwig in Rom war und nachher das Kloster Reinhardsbrunn erbaute. Ueberzeugt, daß ihm mehrere ähnliche Unterhandlungen nichts frommen würden, brachte Heinrich ein Heer zusammen, mit dem er vor Magdeburg zog. Die Verbundnen waren nicht zum Kampfe gerüstet und König Herrmann gerieth, bey der Näherung des Kaisers, in solche Furcht, daß er sich nach Dänemark flüchtete, wohin ihn der Erzbischoff Hartwig von Magdeburg und Bischoff Bukko begleiteten. Magdeburg öffnete dem Kaiser seine Thore und die verbundnen Fürsten, zu unmächtig, sich seinem zahlreichen Heere entgegen zu stellen, ergaben sich ihm. Heinrich, schwach und gütig, hielt diese Ergebung, die nur nothgedrungen war, für freywillig, jauchzte schon, daß er seine Absicht erreicht hätte und vergaß die Regeln nöthiger Vorsicht so ganz, daß er sein Heer auseinander gehen ließ.

Er selbst blieb noch einige Zeit in Magdeburg und glaubte dadurch, daß er Hartwigs und Bukkos Stellen mit andern ihm ergebenen Geistlichen besetzte, für seine künftigen Sicherheit viel gethan zu haben, bald aber sahe er, wie schrecklich er sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Die verbundnen Fürsten,

weit entfernt mit dem Kaiser hinfort in Frieden leben zu wollen, hatten sich ihm nur zum Schein ergeben, um dadurch die Entfernung seines Heeres zu bewirken. So bald sie diesen Zweck erreicht sahen, rüsteten sie sich, so verborgen als möglich, und überfielen den Kaiser in Magdeburg.

Ihr Heer war nicht groß, aber doch weit zahlreicher, als die kleine Schaar, welche Heinrich bey sich behalten hatte, daher sich diese zur schnellsten Flucht genöthigt sahe. Verfolgt zwar von den Verbundnen, aber doch glücklich, entkam er nach Hirschfeld, hielt sich bey dem ihm völlig ergebenen Abte Hartwig einige Tage verborgen und eilte dann nach Bayern, mit dem festen Vorsatze: seine Rache gegen die ungetreuen und heuchlerischen Thüringer nicht länger zu mäßigen, sondern sie ihnen auf das empfindlichste fühlen zu lassen.

Mit einem mächtigen Heere kehrte der Kaiser bald wieder zurück, zu nicht geringem Schrecken der Verbundnen, welche sich dieser schnellen Rückkehr nicht versehen hatten. Müde der Verwüstungen und Unruhen ohne Ende, thaten jetzt die mehresten verbundnen Fürsten wirklich, was sie vorher nur zum Scheine gethan hatten. Sie unterwarfen sich ihm von neuem und Heinrich, getrieben von der Unbe-

ständigkeit oder — wenn man lieber will — von der ihm angebornen Herzensgüte, die ohne Zweifel die größte Ursache alles des Unglücks war, das ihn traf, vielleicht auch aus Furcht: seine Gegner durch Verzweiflung nicht aufs Aeusserste zu bringen; vergab den Fürsten, vergaß seines Vorsatzes und züchtigte nur einige der strafwürdigsten.

Markgraf Ekbert war der Einzige, der sich dem Kaiser nicht unterwarf, bald aber reuete ihm seine Widersetzlichkeit, da er von dem Kaiser in die Acht erklärt wurde. Er machte einen Versuch, diesen Unfall durch verstellte Ergebenheit von sich abzuwenden und der Erfolg desselben entsprach seinen kühnsten Hoffnungen vollkommen. Der Kaiser verzieh ihm, und gab ihm alle Besitzungen zurück, deren er ihn kurz zuvor für verlustig erklärt hatte.

Ludwig hatte an allen diesen Unruhen keinen Theil genommen, nicht sowohl aus Treue für den Kaiser, den er im Gegentheile so wenig für den rechtmäßigen Oberherrn der Thüringer erkannte, wie irgend einer unter ihnen, als aus Liebe für sein Volk, das er den Widerwärtigkeiten des Kriegs nicht wieder Preis geben wollte und aus Furcht: daß die verbundnen Fürsten, jetzt da einige, die sich

sonst

sonst zu ihnen gehalten hatten, zur Parthey des Kaisers getreten wären, zu schwach seyn mögten, wider diesen etwas auszurichten. Innig dankte ihm sein Volk, daß er diesem Vorsatze, den er gleich Anfangs faßte, treu blieb, bald aber bewog ihn Freundschaft, jenem Vorsatze untreu zu werden.

Neunzehntes Kapitel.

Den Grafen von Thüringen blendet der Glanz einer Krone nicht.

So bald Hartwig und Bukko erfuhren, daß die Ruhe in ihrem Vaterlande einigermaßen wieder hergestellt wäre, eilten sie aus Dänemark dahin zurück, begleitet von König Herrmann, den jedoch nur ihre stürmenden Ueberredungen bewegen konnten, seinen Zufluchtsort zu verlassen.

In hohem Grade waren schon die Fürsten über Herrmanns Flucht, zu einer Zeit, wo sie eines Anführers am nöthigsten bedurften, unzufrieden gewesen, und Bukko und Hartwig wurden es nun noch mehr, da es ihnen so viele

Mühe kostete, ehe sie ihren verzagten König zur Rückkehr vermogten. Ueberzeugt, daß die Streitigkeiten mit Heinrich dem Vierten, für die Verbundnen, ein unglückliches Ende nehmen würden, wenn sie keinen tapferern und muthigern Anführer hätten, giengen beyde geistliche Herren schon unterweges zu Rathe, welcher von den verbundnen Fürsten ihrer Parthey die Vortheile am wahrscheinlichsten würde verschaffen können, die sie sich von Herrmanns Wahl zum Könige vergebens versprochen hatten. Ihre Wahl fiel einstimmig auf den Grafen von Thüringen.

Die peregrinirenden Bischöffe fanden auf ihrem Wege, in dem Bischoffe Adalbert zu Würzburg, einen Leidensgefährten. Gleich ihnen war Adalbert von dem Kaiser aus seinem Bisthume verjagt worden, und wollte ebenfalls in der Fremde besserer Zeiten harren. Hartwig und Bukko waren von der Hoffnung erfüllt, sich nach ihrer Zurückkunft von ihren Freunden, bald wieder in den Besitz ihrer verlornen Rechte gesetzt zu sehen. Sie versuchten in Adalberts Busen gleiche Hoffnung zu beleben, welches ihnen auch so vollkommen gelang, daß Adalbert, derselben voll, sich zu ihnen gesellte.

So bald unsere Wanderer die sächsische Gränze erreicht hatten, gesellte sich eine Schaar Gewappneter zu ihnen, die vertriebenen Bischöffe mit Gewalt wieder einzusetzen. Er hätte dieser Hülfe nicht bedurft, denn die Bürger zu Magdeburg und Halberstadt empfingen ihre vertriebenen Seelenhirten mit offnen Thoren und Armen, und verjagten die Räuber ihrer Stellen. Herrmann gieng nach Eisleben, Adalbert blieb in Magdeburg bey dem Erzbischoffe und Bukko eilte nach der Wartburg, den Plan auszuführen, welchen er mit dem Grafen Ludwig hatte. Innig freute sich Ludwig, seinen alten Freund glücklich wieder in seinem Vaterlande zu sehen und von ihm zu hören, daß er sich wieder in dem Besitze seines geraubten Bisthums befände.

Freuet euch nicht zu sehr, Herr Graf — sprach Bukko — Nach wenig Wochen wird mich Heinrich wahrscheinlich von neuem nöthigen, mein graues Haupt über die Elbe zu tragen. Freund, es ist traurig im Greisenalter unstät und flüchtig seyn zu müssen!

Ludwig. Folgt dem Rathe der Klugheit, und unterwerft euch dem Kaiser, wie alle unsere Fürsten thaten, um sich und den Ihrigen Ruhe zu erkaufen.

Bukko. Gott bewahre mich, daß ich diesen gebannten Tyrannen für das Oberhaupt des Reichs erkenne! Fern sey es von mir, mich ihm nur je zu nähern, wenn dies nicht als Feind geschieht!

Ludwig. Ein Entschluß, den ich von eurer Festigkeit vermuthete. Aber was bleibt euch jetzt sonst übrig, als dem Beyspiele anderer Fürsten zu folgen?

Bukko. Nichts vielleicht, als in einer Einöde die wenigen Tage meines Lebens vollends zu beendigen, und die Felsenklüfte die Klagen wiederhallen zu lassen: daß der Muth, der sonst den Sachsen und Thüringern eigen war, ganz von ihnen gewichen ist.

Ludwig. Ihr irrt, Freund, noch ist es nicht so weit mit uns gekommen. Hoher Muth belebt noch beyde Völker, und Heinrich wird die Beweise davon schmerzlich fühlen, wenn sie sich nur erst von den bisher ausgestandnen Drangsalen ein wenig wieder erholt haben.

Bukko. Vergebene Hoffnung! Wäre der Muth unseres Volkes nicht ganz dahin geschwunden: so würden sie nicht dulden, daß Heinrich mit ihren geistlichen Vätern blos nach dem Eingeben seiner tyrannischen Willkühr verfahre.

Ludwig. Ein Vorwurf, den ich von euch am wenigsten erwartet hätte; denn hat euch nicht die Treue eures Volkes die Rechte wieder errungen, welcher Heinrich euch beraubt hatte?

Bukko. Weil dies ohne Mühe geschehen konnte. Doch glaube ich auch gern, daß meine treuen Bürger Blut und Leben willig für mich wagten; aber was würde ein solches Wagstück mir und ihnen frommen? Können diese Wenigen etwas wider Heinrichs Macht vermögen? Alles aber vermögten die verbundnen Fürsten, wenn sie ernstlich wollten. Ihr, Herr Graf, ehrt mich mit dem Namen Freund, und ich schmeichle mir, daß ihr auch wirklich der meinige seyd.

Ludwig. Oft versicherte ich euch dies schon — und Freundschaftsversicherungen heuchelte ich noch nie.

Bukko. Freunde darf man um Hülfe flehen und sich dabey der Hoffnung getrösten: nicht vergebens zu bitten. Von euch allein, Herr Graf, erwartet Bukko, erwartet euer Freund, Hülfe und Beystand, wider die Uebermacht seines Unterdrückers.

Ludwig. Daß ich sie euch gewähren könnte!

Bukko. Verzeiht, wenn ich euch sage, daß ihr könntet, wenn ihr wolltet.

Ludwig. Ihr vergeßt, Freund, daß ich durch Gewalt mich selbst nicht zu schützen vermag; vergeßt, daß nur scheinbare, durch die Zeitumstände nöthig gemachte, Unterwerfung mich und mein Land vor Heinrichs Macht sichern konnte.

Bukko. Und dennoch wiederhole ich, was ich vorher sagte. Auf euch allein kömmt es an — und ich kann ohne Furcht: wieder vertrieben zu werden; in Halberstadt hausen; auf euch — und Thüringen und Sachsen lachen Heinrichs Macht, zertrümmern sie und sehen bald die Ruhe zurückkehren, die Heinrich so lange gewaltsam zerrüttete.

Ludwig. Ihr sagt mir Dinge, Herr Bischoff, die ich so wenig einsehen kann, als die Zuversicht erklären, mit welcher ihr sprecht.

Bukko. Und doch ist beydes so leicht! Den Verbundnen mangelt nichts, als ein tapferer und muthiger Anführer; denn muthvoll würden sie seyn, wenn der Knoblauchskönig Herrmann nicht selbst verzagte. Der selige Siegfried hätte unserer Parthey keinen schlimmern Streich spielen können, als daß er die Wahl dieses Mannes beförderte, der des königlichen Namens so unwürdig ist, als der Eh=

re: der Anführer der wackern Thüringer und Sachsen zu seyn.

Ludwig. Der Erzbischoff zu Maynz konnte unmöglich eine Veränderung voraus sehen, die gewiß keiner der Wahlfürsten vermuthete; denn welcher unter ihnen hätte glauben sollen, daß ein heldenmüthiger Graf ein verzagter König werden würde?

Bukko. Zu vermuthen war dies freylich nicht, aber doch zu befürchten, da nicht die Schultern jedes Grafen stark genug sind, die schwere Bürde eines Königs zu tragen. Einstimmig seyd ihr also mit mir, daß unter dem Schattenkönige Herrmann das Heer der Verbundnen die Schmach, welche es seit zwey Jahren traf, nie wieder durch Thaten, bieder und groß, wie man sie sonst an ihm bewunderte, vergessen machen wird; wollte Gott, daß ihr es auch in Absicht der Wahl des Mittels wäret, das allein den alten Ruhm unsers Heeres erneuern kann!

Ludwig. Und dies Mittel wäre?

Bukko. Daß ihr, tapferer Mann, der Anführer der Verbundnen werdet. Wie er euch, würdet ihr dem Namen Ehre machen, den Herrmann schändet und dessen Heinrich sich noch widerrechtlich anmaßt. Auf, Freund! nehmt euch der Bedrängten an, die nicht allein in

unsern Ländern, nein in ganz Deutschland einer Vaterlandesfreundes harren, der ihre Bedrängnisse endigen soll! Auf, die Rechte der heiligen Kirche zu schützen, die ein von ihr Ausgestossener frevelnd mit Füssen tritt! Laßt es mich den Verbundnen verkündigen, daß ihr sie zum Kampfe wider Heinrichen führen wollt — und freudig werden ihre Schaaren herbey eilen, um, euch an ihrer Spitze, den Namen wieder zu erringen, den sie schier verloren haben und euch dann, nach kurzem Kampfe, auf den Thron heben, auf welchem Heinrich lange schon so unwürdig prunkte.

Ludwig. Und dies alles spricht der Bischoff Bukko, mein Freund spricht dies ernstlich zu mir?

Bukko. Ueber wichtige Gegenstände sprach ich nie anders, als ernstlich. Aber warum bezweifelt ihr dies hier? Warum fragt ihr, ob euer Freund mit euch spricht?

Ludwig. Weil ich nicht glauben konnte, daß er mir rathen würde, mich in einen Abgrund zu stürzen; denn nur allzugut nehme ich den unergründlichen Abgrund wahr, der sich neben der schwindelnden Höhe befindet, die ihr mir zeigtet. Der geringste Stoß von einem Andern würde mich darinnen mein Grab fin-

den lassen; und dieser Stösse hätte ich unzähliche zu befürchten.

Bukko. Freund, sollte ich mich auch in euch geirrt haben? Sollte auch von euch der Muth gewichen seyn, den ich zu finden hoffte?

Ludwig. Der Muth wird mich nie verlassen, Tollkühnheit aber war immer fern von mir; und den höchsten Grad derselben würde ich äussern, wenn der Vorsatz in mir entstände, den ihr zu beleben strebt. Wenn alle Fürsten Thüringens und Sachsens mir die königliche Würde antrügen: so würde ich mich ihrer Annahme weigern, und noch viel weniger bin ich sie zu erschleichen gesonnen.

Bukko. Ruhig wollt ihr also zusehen, wenn euer Vaterland noch mehr verwüstet, das Volk den Lasten unterjocht wird, die es zwar einmal mühsam von sich warf, wahrscheinlich aber bald wieder beseufzen wird; ruhig zusehen, wenn eure Nachbarn vertrieben werden, und die heilige Kirche geschändet wird?

Ludwig. Ihr müßtet mich nicht kennen, Herr Bischoff, wenn ihr dies wirklich von mir vermuthen könntet. Keiner kann mehr für sein Vaterland glühen, keiner ihm Blut und Leben williger aufopfern wollen als ich, aber es nutzlos zu vergeuden, verbeut mir Liebe

zu den Meinigen und zu meinem Volke. Für das Beste seiner Kinder sorgen ist die heiligste Pflicht eines Mannes, der Vater ist.

Bukko. Könntet ihr für diese besser sorgen, als wenn ihr euch in den Stand sezzet: nach wenig Jahren vielleicht alle eure Söhne mit Herzogthümern belehnen zu können?

Ludwig. Still Freund, damit mir eure riesenmäßigen Hoffnungen kein Lächeln abzwingen! Rudolph war ein mächtigerer Fürst denn ich, und der Verbundnen zu seiner Zeit eine grössere Zahl, als jetzt, und dennoch frommte es ihm zu nichts König zu seyn, als daß er zuerst sein Herzogthum und dann sein Leben verlor.

Bukko. Ist es deshalb eine Folge, daß euch gleiches Schicksal treffen muß?

Ludwig. Nichts weniger, aber doch wäre es möglich, und schon diese Möglichkeit gebietet meine Liebe zu den Meinen zu vermeiden. Hört jetzt meinen Entschluß, Herr Bischoff, den nichts zu erschüttern vermag! Freundschaft für euch gebietet mir, mich mit aller meiner Macht dem Kaiser zu widersetzen, wenn er es wieder wagen sollte, euch von eurem heiligen Stuhle stossen zu wollen, um darauf eins seiner Geschöpfe zu heben, doch nicht dann allein will ich mich Heinrichen entgegen stellen, nein, heut

noch bin ich dazu bereit, wenn es euch möglich ist, die Verbundnen durch völlige Einigkeit fest zu verketten und, besonders den Markgrafen Ekbert von dem Wankelmuthe zu heilen, den er seit zehn Jahren bald mehr bald minder bewies. So bald ihr mir die Versicherung bringt, daß Markgraf Ekbert hinfort unsere Parthey nicht wieder verlassen, auch in keiner Schlacht ein müssiger Zuschauer bleiben will, rüste ich mich, zum Kampfe wider den Unterdrücker unseres Volkes zu ziehn.

Bukko gab sich alle Mühe den Entschluß des Grafen von Thüringen zu ändern, unerschüttert blieb er aber, wie Ludwig schon vorher gesagt hatte, daher Bukko sich nach Meissen aufmachte, um zu versuchen, ob seine Beredsamkeit über den Markgrafen Ekbert mehr vermögen würde.

Zwanzigstes Kapitel.

Markgraf Ekbert.

Markgraf Ekbert der Zweyte war ein Fürst von ein und zwanzig Jahren, unter den Verbundnen der mächtigste und einer der mächtigsten unter allen Fürsten des Reichs. Muth und Tapferkeit, von denen er, wie unsere Leser sich

erinnern werden, schon in seinen frühern Jahren rühmenswerthe Beweise ablegte, waren seine größten Tugenden; Wankelmuth, Rachsucht, Gewissenlosigkeit und Tollkühnheit seine größten Fehler. Wie den mehresten muthigen jungen Männern schien ihm alles möglich, was er wollte; und es wurde nicht schwer ihm Hoffnungen wahrscheinlich zu machen, die tausend Andern im höchsten Grad unwahrscheinlich schienen. Waren sie aufgeregt: so strebte er eine Zeit lang alles Ernstes, sie zu verwirklichen; gelang dies aber nicht in kurzer Zeit: so erschlaffte seine Thätigkeit, und die Hoffnung, die ihn vorher beschäftigt hatte, verschwand.

Ekbert war also ganz der Mann, wie ihn Bukko zu seiner Absicht bedurfte, in so fern es darauf ankam, Heinrich dem Vierten schnell einen mächtigen Gegner entgegen zu stellen; unbrauchbar aber dazu, wenn Heinrichs Macht nicht in sehr kurzer Zeit zertrümmert werden würde. Die Furcht: daß dies nicht geschehen mögte; hatte wahrscheinlich den Bischoff abgehalten, sich gleich an Ekberten zu wenden, da er voraus befürchtete, daß er seine Absicht mit dem Grafen von Thüringen nicht erreichen würde. Jetzt hoffte er, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil er es wünschte, den Wankelmuth des jungen Helden zu besiegen und,

wenn auch seine Unternehmungen nicht gleich Anfangs ein glücklicher Erfolg bekrönen würde, die Hoffnung: die kaiserliche Krone zu erhalten: in ihm zu bestigen.

Von Wartburg hinweg hatte Bukko so gleich nach Meissen eilen wollen, allein er änderte seinen Entschluß, als es ihm einfiel, daß Ekberts Hoffnung zur kaiserlichen Krone noch lebhafter werden würde, wenn mehrere sie ihm versprächen. Er wandelte daher zuerst nach Magdeburg, berichtete dem Erzbischoffe Hartwig seine fehlgeschlagene Hoffnung, so wie die neu entstandene und trat dann, begleitet von ihm und dem vertriebenen Bischoffe zu Würzburg seine Reise nach Meissen an.

Ekbert fand nicht wenig Vergnügen an der Eröffnung, welche die drey heiligen Väter ihm machten. Sie hatten nicht nöthig, ihre Beredsamkeit anzustrengen, denn Ekberts Hoffnung und seine rasche Einbildungskraft kamen ihnen zu Hülfe, und zauberten die kaiserliche Krone schon auf sein Haupt, da die Bischöffe sie kaum genannt hatten. Ekbert ahndete nicht, wie Ludwig, daß man ihn einem Abgrund entgegen führte, nein, er sahe sich schon im Geiste den Römerzug thun und sich von Gregors Händen mit dem Kleinode zieren, das ihm die Bischöffe — woran er aber freylich nicht

dachte — dafür, daß er sich für sie aufopfern sollte, zum Preiße boten, ob gleich dieser Preis nicht in ihren Händen war.

Keinen Augenblick wollte Ekbert versäumen, um sein bald zu erkämpfen, was er sich so zuversichtlich versprach. Er war unwillig, daß er nicht seine ganze Macht durch ein Wort nach Meissen zaubern konnte, um heut noch, an ihrer Spitze, sich auf sein Streitroß zu schwingen und den Kampf um den glänzenden Preis, der seinen Ehrgeiz so mächtig reitzte, zu beginnen. Da dies nicht möglich war, mußte er sich begnügen, durch Eilboten alle seine Getreue und Lehnsmänner aufbieten zu lassen, indeß andere allen thüringischen und sächsischen Fürsten, welche sich noch nicht ganz für den Kaiser erklärt hatten, Ekberts Vorsatz kund machten und sie auffoderten, ihre Macht mit der seinigen zu vereinigen.

Die drey geistlichen Väter versprachen, zur Erreichung der letztern Absicht selbst thätig mitzuwirken und reisten daher im Lande herum, die Fürsten zur schnellsten Rüstung aufzufodern. Schwerer zwar, als bey dem Markgrafen Ekbert, wurde es ihnen bey einigen, sie nach ihrer Absicht zu leiten, doch waren ihre Reisen so wirksam, daß nach einiger Zeit, ausser den Grafen Ludwig und Wilhelm, noch mehrere der

verbundnen Grossen ihre versammelten Heere verliessen und sich nach Meissen begaben, um mit dem Markgrafen sich über den Plan zu ihren weitern Unternehmungen zu bereden. Die Bischöffe waren indessen auch wieder in Meissen eingetroffen, nachdem Hartwig und Bukko durch ihren Eifer: eine zahlreiche Schaar zu bewaffnen; den übrigen Fürsten ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hatten.

Wähnt nicht, ihr wackern Vertheidiger gekränkter Freyheit, ihr Beschützer der entheiligten Kirche und ihrer Diener — redete Adalbert die Versammelten an — wähnt nicht, daß nur eigner Vortheil aus mir spricht, wenn ich euch rathe, mit eurem muthigen Heere eilend nach Franken aufzubrechen. Ein treuer Hirte, sehne ich mich zwar nach meinen Schaafen, die jetzt ein Miethling und Ketzer irre leitet, aber nicht diese Sehnsucht, nicht der Wunsch: mein Haupt zu Würzburg wieder friedlich niederlegen zu können, ist es, der jenen bescheidnen Rath gebahr, nein, Sorgfalt für euren eignen Vortheil, edle Fürsten und Herren, erzeugte ihn. Am ersten werdet ihr eure Länder vor den Verheerungen des Krieges sichern können, und Heinrichen zugleich in seinem Herze angreiffen, wenn ihr Franken, dieses ketzerische Land, das sich erfrecht, dem gebannten Heinrich noch im-

mer mit fester Treue anzuhängen, mit eurer Heeresmacht überströmt; und habt noch daneben den Vortheil, euch mit dem wackern Herzoge Welf von Bayren vereinigen und so, des Ketzers Heinrichs Macht noch schneller aufreiben zu können.

Keiner war unter den Versammelten, der diesen Rath nicht weislich gefunden hätte. Es wurde beschlossen, ihm ohne Verzug gemäß zu handeln. Die versammelten Fürsten bestimmten einen Tag, wo sie ihre Schaaren miteinander vereinigen wollten, und verliessen nun eiligst den Markgrafen Ekbert, um zu der festgesetzten Zeit auf dem Sammelplatze einzutreffen. Der Tag erschien, und mit ihm ein zahlreiches, muthvolles Heer, dessen Anblick dem Markgrafen Ekbert für seine Hoffnung die besten Aussichten gewährte. Einstimmig wurde er zum ersten Anführer desselben ernannt. Die Grafen Ludwig und Wilhelm waren nach ihm die Obersten; und in dem Busen jedes Kriegers brannte glühende Begierde: unter diesen tapfern Anführern die Flecken auszuwischen, die ihr Ruhm seit zwey Jahren erhalten hatte.

König Herrmann hatte versprochen, sich mit den Seinigen auch auf dem Kampfplatze einzufinden, allein der bestimmte Tag verstrich,

und Herrmann kam noch nicht. Unbekümmert um ihn, von dessen Gegenwart sie sich ohnehin nicht viel heilsames versprachen, waren die Verbundnen des andern Morgens schon im Begriffe, mit ihrem Heere aufzubrechen, als sie durch einen von Herrmann abgesendeten Eilboten, die Nachricht erhielten, daß Heinrich sich mit einer grossen Macht den sächsischen Gränzen näherte und seine leichten Truppen so gar im Lande schon umher streiften. Hierdurch wurden zwar die Verbundnen auf einige Augenblicke in Ungewißheit gesetzt: was sie nun thun sollten; doch fanden sie es nach kurzer Prüfung am rathsamsten, ihren Vorsatz auszuführen und gen Franken zu ziehen, weil sie glaubten, daß sie dadurch den Kaiser nöthigen würden, von seinem Vorhaben wider Sachsen abzustehen und ihnen nachzufolgen. Sie liessen daher dem König Herrmann, neben der Botschaft von ihrem Vorsatze, die Bitte überbringen: Heinrichs Heer zu umgehen und ihnen nachzueilen.

Sie selbst setzten ihren Zug ohne Rast fort bis vor Würzburg, dessen Belagerung sie mit aller Macht begannen. Die Feste hielt sich, bis Heinrich zu ihrem Entsatze ein Heer herbeyführte, dem der größte Theil des ver-

bundnen bis Bleichfeld entgegen gieng. Hier stellten sich beyde Heere in Schlachtordnung und liessen ohne Zögern die Trommeten zum Anfange des Treffens ertönen. Die Schlacht war fürchterlich und der Ausgang für den Kaiser höchst unglücklich, doch hatte die Tapferkeit der Verbundnen weniger Antheil an dem Siege, als Verrätherey. Ekberts List, durch Bukkos Einschläge unterstützt, hatte Mittel zu finden gewußt, die köllnischen und utrechtischen Völker, welche sich bey dem kaiserlichen Heere befanden, zur Flucht zu erkaufen, wodurch den Verbundnen der Sieg erleichtert wurde. Würzburgs Uebergang war die Folge desselben; und Bischoff Adalbert freute sich nicht wenig: seines Körpers zu Würzburg wieder ruhig pflegen zu können: aber nicht lange freute er sich dieses Gewinns.

Heinrich zog bald wieder mit einem neuen Heere daher, das vorzüglich die Treue mehrerer Städte, unter welchen sich, das ihm so ganz ergebne, Worms besonders auszeichnete, verschafft hatte, belagerte Würzburg und war so glücklich, es nach kurzer Zeit einzunehmen, worauf er sich des nämlichen Mittels bediente, um die Verbundnen nach Sachsen zu ziehen, das sie zuvor angewendet hatten, um ihn nach Franken zu nöthigen. Unmittelbar nach der

Eroberung Würzburgs, machte er sich mit seinem ganzen Heere bey nächtlicher Weile auf, nahm damit den Weg nach Sachsen und hatte bereits einen grossen Theil desselben zurückgelegt, ehe noch den Verbundnen sein Entschluß kund wurde. Eilend zogen sie ihm nun nach.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Bukko macht noch mehr Kabalen.

Kaiser Heinrich hatte zwar für gut befunden, den Grafen Wilhelm einmal einen Räuber zu schelten, vielleicht war aber nie ein Krieger menschlicher und strenger gerecht, als dieser übel bescholtne Wilhelm. Er bediente sich zwar ebenfalls der List im Kriege, verabscheute aber manches, was andere Krieger sich unter diesem Namen erlauben, und besonders empörte sich sein ganzes Inneres dawider, durch Geld oder andere Bestechung sich den Sieg zu erkaufen.

In hohem Grade war er daher mit dem Markgrafen Ekbert unzufrieden, da er erfuhr, daß er sich dieses Mittels bey Bleichfeld bedient hätte. Er entdeckte seinem Freunde Ludwig seinen Unwillen, und brachte in ihm eine

ähnliche Empfindung hervor, wenn schon Ludwig nicht so weit gieng als Wilhelm, der dem Markgrafen Ekbert sonder Zurückhaltung erklärte: daß er mit den Seinigen sein Heer verlassen würde, wenn er sich zur Erhaltung des Sieges jemahls wieder anderer, als gerechter, Waffen bediente.

Vermehrt wurde Wilhelms Unwille und Ludwigs dem seinigen gleich, als das verbundne Heer Thüringen, wo es Heinrich den Vierten schon fand, erreicht hatte, und jene ihn nicht bewegen konnten, den Wunsch des ganzen Heeres zu erfüllen und den Kaiser anzugreifen. Ekbert machte ihnen dagegen bekannt, daß er mit seinem Vetter Heinrich friedliche Unterhandlungen angefangen hätte, welche ohne Zweifel dem Blutvergiessen ein Ende machen, und den bedrängten Ländern die so lange entrissene Ruhe wieder geben würden. Dies eigenmächtige Verfahren Ekberts empörte die Grafen Wilhelm und Ludwig gleich stark. Sie machten ihm die bittersten Vorwürfe und bereueten es, mit einem Manne sich eingelassen zu haben, der den Wankelmuth auch als Mann beybehielte, der ihm kaum in seinem Jünglingsalter zu verzeihen gewesen wäre.

Murren konnten sie zwar über Ekbert unziemliches Beginnen, allein es abzuändern ver-

mogten sie nicht, denn kaum hatten sie Ekberts Zelt verlassen, als ein kaiserlicher Herold in ihrem Lager erschien, die Anführer des Heeres im Namen seines Herrn zu fragen: ob sie sich dem Kaiser, gleich dem Markgrafen von Meissen unterwerfen, oder von ihm mit schwerer Hand gezüchtigt werden wollten. Murrend versprachen sie das Erstere, weil ihnen keine Wahl übrig blieb, doch waren alle weit entfernt ihr Versprechen halten zu wollen. Endlich und scheinbar willig gelobte hingegen Markgraf Ekbert: dem Kaiser hinfort ohne Wandel treu zu bleiben, wenn er sein Heer entlassen und die Untreue nicht ahnden wollte, welche er bisher an ihm begangen hätte. Heinrich war diese Bedingungen eingegangen, worauf ein Tag fest gesetzt wurde, an welchem beyde Heere auseinander giengen.

König Herrmann sahe nun weiter keine Hoffnung vor sich: den Namen länger zu behaupten, der ihm bisher nur Sorge und Unruhe gemacht hatte. Er ließ daher Heinrich dem Vierten melden, daß er auf die königliche Würde Verzicht thun wollte, wenn jener das Vergangene vergessen und ihn in dem Besitze seiner Erb- und Lehngüter nicht stören würde. Heinrich, erfreut eines Gegners sich entledigen

zu können, der zwar an sich nicht mächtig, aber deshalb für ihn gefährlich war, weil er einer mächtigen Parthey zum Haupte diente, gewährte ihm sein Verlangen und Herrmann gieng wieder zurück nach Luxenburg, wo er sein Leben bald endigte.

Kaum hatte Herrmann Thüringen verlassen, als Ekbert einen Herold an den Kaiser sendete und ihm kund machen ließ, daß sein Gewissen und die, seinem Vaterlande schuldige, Treue ihm nicht verstatteten, was er dem Kaiser kurz zuvor gelobt hätte, zu erfüllen. Gerechter Unwille bemächtigte sich des Kaisers; und seinem Zorne über den eydbrüchigen Ekbert kam nun der Zorn über sich selbst bey: daß er sich abermals von einem Manne hatte täuschen lassen, der ihn zuvor schon mehrmals hintergangen hatte. Die Völker des Markgrafen hatten sich indessen wieder zusammen gezogen, daher Sorge für seine Sicherheit dem Kaiser eilige Flucht zu befehlen schien, da er das entlassene Heer nicht so schnell wieder zusammen rufen konnte, als bey der ihm nahen Gefahr nöthig war.

Ganz ohne Bedeckung war Heinrich zwar nicht, allein er wagte es nicht, sich ihrem Schuzze anzuvertrauen, weil der größte Theil derselben aus einer Schaar bestand, mit welcher der Erzbischoff Hartwig, an dem nämlichen Ta-

ge, an dem Ekbert Treue gelobt hatte, zu ihm übergegangen war. Heinrich ahndete den Erzbischoff so treulos als den Markgrafen, äusserte dies durch Kaltsinn gegen ihn, und glaubte es seiner Sicherheit am zuträglichsten, sich nach der Feste Quedlinburg zu flüchten. Hier betagte er einen Fürstenrath, der größtentheils aus Thüringern und Sachsen bestand und von dem Kaiser berufen worden war, über den eydbrüchigen Ekbert zu richten.

Ludwig und Wilhelm waren ebenfalls nach Quedlinburg berufen, und eben im Begriffe sich dahin auf den Weg zu machen, als Bukko in Ludwigs Gemach trat und ihn und seinen Gesellschafter bat, nicht nach Quedlinburg zu gehen, um an der wahrscheinlichen Verurtheilung eines Unschuldigen keinen Antheil zu nehmen.

Unschuldig nennt ihr einen Mann, der mit wackern Männern sein Spiel treibt und mit Eydschwüren scherzt? — fragte Wilhelm voll hohes Unwillens.

Wenigstens ist Ekbert minder schuldig, als ihr ihn glaubt — antwortete Bukko — Hört mich — und eure Gerechtigkeit wird ihn entschuldigen!

Wir wollen euch, theure Leser, nicht wiederholen, was Bukko erzählte, weil sein Bericht nicht ganz der Wahrheit gemäß war, denn

weislich bemühete er sich, zu verbergen, welchen grossen Antheil er selbst an Ekberts That hatte. Laßt uns daher diese lieber erzählen, wie sie wirklich war, nicht wie Bukko sie bemäntelte.

Unwillig, daß er nicht von Franken so gleich nach Rom hatte ziehen können, um sich vom Pabste die kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen, war Ekbert schon müde, um dieses Kleinod zu ringen, da er mit seinem Heere das kaiserliche in Thüringen erreicht hatte. Hartwig und Bukko waren die einzigen unter den Verbundnen, welchen die wahre Ursache bekannt war, warum Ekbert mit Heinrichen kämpfte, daher er sich auch nur ihnen allein entdeckte.

Ihr habt mich getäuscht — beklagte er sich gegen sie — Welche Hoffnung bleibt mir übrig, die Krone zu erringen, durch deren Glanz ihr mich verblendetet, da Heinrichs Macht noch grösser ist, als wir sie glaubten!

Ein standhafter Mann, Herr Markgraf, muß nicht gleich durch einige Hindernisse sich schrecken lassen — strafte Hartwig Ekberts Verzagtheit.

Und gesetzt, daß es mir gelänge, Heinrichs Macht, bey aller Wahrscheinlichkeit des Gegentheils zu zerschmettern — fuhr Ekbert fort — gesetzt, daß ich die Krone von seinem Haupte risse, was würde mir dies frommen,

so lange Herrmann seine Hand nach ihr ausstreckt?

O dieser wird sie euch gern überlassen, wenn ihr sie mit Versprechungen oder drohend von ihm verlangt — suchte Bukko dem Markgrafen Muth ein zu sprechen, fand aber, daß dies nicht so leicht war und überzeugte sie bald, wie sehr er sich in der Erwartung: Ekberts Hoffnung, wenn sie sinken würde, ohne grosse Mühe stützen zu können, getäuscht hatte. Feyerlich erklärte ihm Ekbert, daß er morgen schon friedliche Verhandlungen mit dem Kaiser beginnen würde, wenn ihm der Bischoff nicht bis dahin die Nachricht bringen könnte, daß Herrmann der Krone, so wie des königlichen Namens, entsagte.

Bukko bemühte sich vergebens den Markgrafen anderes Sinnes zu machen, so daß er endlich mißvergnügt von ihm schied. Da sein eigner Vortheil sich diesem Mißvergnügen entgegen stellte, beschloß er kurz nachher, Herrmanns Gesinnung zu erforschen, ohne ihm jedoch die Ursache dieser Forschung zu entdecken. Herrmann verbarg es dem kundschaftenden Bischoffe nicht, daß er nicht gesonnen wäre, einem Namen, der ihm keinen Vortheil brächte, die Ruhe seines Lebens noch länger aufzuopfern.

Erhalten wir — sprach Herrmann — nicht bald einen völlig entscheidenden Sieg über Heinrichen, oder kömmt es dem unbeständigen Markgrafen von Meissen vielleicht in den Sinn, unsere Parthey wieder zu verlassen: so kehre ich nach Luxenburg zurück und überlasse gern den königlichen Namen Jedem, der diese Scheinehre so theuer als ich erkaufen will.

Bukko hinterbrachte dem Markgrafen von dieser Erklärung so viel, als er, der dem Kaiser unversöhnliche Rache geschworen hatte, seinen Absichten dienlich erachtete. Ihm, der von der Sünde des Meineides entbinden konnte, schien es erlaubt, diese Sünde selbst zu begehen und Andere dazu zu verleiten. Er rieth daher dem Markgrafen, dem Kaiser sich zum Scheine zu ergeben, damit Herrmanns Entsatzung des königlichen Namens, die hierauf unmittelbar folgen würde, ihm gerechte Hoffnung gäbe diesen bald, sammt der Krone, zu erhalten.

So geneigt auch Ekbert war, diesen Vorschlag anzunehmen: so hielt ihn doch Furcht vor den vereinigten Fürsten zurück; dies so gleich zu thun. Er gedachte der Erklärung des Grafen Wilhelm und fürchtete, daß das verbundne Heer mehr solche strenge Männer zählen mögte.

Bukko wußte auch diese Furcht zu besiegen, indem er ihm das Versprechen gab; die vereinigten Fürsten, ohne Ausnahme, wieder auf seine Seite zu bringen, wenn auch einige mit ihm unzufrieden werden sollten, daß er ohne ihren Beyrath mit dem Kaiser Friede gemacht hätte. Er gab ihm zu bedenken, wie viel er über sie vermögte, da es ihm, wie dem Markgrafen unverholen wäre, nur wenig Worte gekostet hätte, um den Grafen von Thüringen, aus einem müßigen Beobachter, zu dem lebhaftesten Theilnehmer an dem Kriege mit Heinrichen zu machen; und Ekbert that, was unsern Lesern schon aus dem Vorhergehenden bekannt ist.

Der Markgraf machte sein Vorhaben, vor der Ausführung desselben, dem Erzbischoffe Hartwig bekannt, welcher ihn seines vollkommensten Beyfalls versicherte und ihm nun entdeckte, daß er, um den Verbundnen in Zukunft noch nützlicher seyn zu können, als bisher, zu dem Kaiser über zu gehen Willens wäre.

Es wird euch und den Eurigen mehr frommen — setzte er hinzu — wenn ich mich bemühe, euch unter dem feindlichen Heere selbst eine Parthey zu machen, als wenn ich mit meiner kleinen Schaar bey euch fechte. Ihr bedürft dann keine Kundschafter, da ich euch alles berichten werde, was in Heinrichs Lager vorgeht.

Ekbert war mit diesem Vorsatze Hartwigs so zufrieden, als dieser mit dem seinigen. Nicht also Bischoff Bukko, der aber darüber noch mehr unzufrieden war, daß Ekbert schwor: sich an ihm zu rächen, wenn die Befolgung seines Rathes unglückliche Folgen für ihn haben würde.

Aller Ueberredungskünste bediente er sich deshalb, die Grafen Ludwig und Wilhelm nicht nur von ihrer Reise nach Quedlinburg zum Fürstenrathe abzuhalten, sondern auch sie dahin zu vermögen, sich von neuem mit dem Markgrafen zu verbinden, bey aller Mühe erreichte er aber seine Absicht kaum zur Hälfte. Beyde Grafen versprachen nicht nach Quedlinburg zu gehen, versicherten aber zugleich ernstlich: daß sie mit dem Markgrafen nie wieder in Verbindung treten würden, um nicht wieder das Spielwerk seiner Unbeständigkeit zu werden.

Sein Wort — sprachen beyde — muß dem Manne heilig seyn; Ekbert aber bricht es, so oft es ihm gelüstet, und leistet Eidschwüre, die er nicht zu halten gedenkt.

Mißmuthig über den unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen und furchtvoll: daß Ekberts geschworne Rache ihn treffen würde; schied Bukko von den Grafen und wußte Ekberten das, was er ausgerichtet hatte, durch Beysätze und Unwahrheiten gemildert und verschönert,

so vorzustellen, daß ihn seine völlige Zufriedenheit belohnte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ekbert rächt sich und seine erstorbene Hofnung lebt wieder auf.

Mit Beystimmung der Fürsten, die der Kaiser nach Quedlinburg berufen hatte, erklärte er den eidbrüchigen und aufrührischen Ekbert zum zweyten mahle in die Acht, und ließ ihm von seinen Besitzungen nur seine Erbgrafschaft Braunschweig. Mit dem Isselgau, oder der jetzigen Provinz Oberissel, belohnte der Kaiser die treuen Dienste, die ihm der Bischoff Konrad zu Utrecht schon seit so vielen Jahren geleistet hatte, Meissen hingegen gab er, nächst dem Herzog Wratislav, dem nachgelaßnen Sohne Dedo des Dritten, Heinrich Graf zu Eilenburg, zum Lehen.

Dies hatte Ekbert vermuthet; daß aber die Grafen Ludwig und Wilhelm sich weigern würden, seine verlornen Länder wieder erobern zu helfen und mit dem Kaiser eine neue Fehde zu beginnen, befürchtete er nicht, bis er sich endlich zu seinem Schrecken hiervon überzeugte. Er eilte nun nach Halberstadt, wiederholte sei-

ne Drohungen gegen den Bischoff, wodurch er ihn zu noch thätigerer Vermittelung für ihn bewog. Es war wirklich nicht des Bischoffs Schuld, daß die erzürnten Grafen sich nicht mit dem Markgrafen verbanden, denn er ließ nichts unversucht, um dies zu bewirken, konnte aber doch dadurch nicht verhindern, daß Ekbert ihm im geheim die empfindlichste Rache schwor.

Der getäuschte Markgraf gieng nun nach Braunschweig, versammelte hier eine beträchtliche Schaar Krieger, mit denen er sich, verbunden mit allen, die ihm noch in Meissen treu geblieben waren, den Unternehmungen Wratislavs widersetzte. Er konnte wenig wider seinen Gegner ausrichten und beschloß deshalb ernstlich, sich dem Kaiser zu unterwerfen.

Die Ueberlegung: daß es schon manchem, wider den der Kaiser die gerechtesten Ursachen hatte, im höchsten Grade aufgebracht zu seyn, gelungen war, von ihm Verzeihung zu erhalten, belebte die Hoffnung in ihm: daß dies auch ihm gelingen und Heinrich ihm wiedergeben würde, was er ihm genommen hatte. Auch war Rachsucht vielleicht ein mitwirkender Grund zu dem Entschlusse Ekberts, der durch jene Hoffnung erzeugt wurde, weil er glaubte, daß es ihm dann, wenn er mit dem Kaiser ausgesöhnt wäre, nicht nur leichter werden würde, sich

an dem Bischoffe Bukko zu rächen, sondern daß er auch, unter dem Scheine der Treue gegen den Kaiser seine Rache im Verborgenen befriedigen könnte.

Ekbert sendete daher Abgeordnete an den Kaiser, versprach zur Bürgschaft seiner künftigen Treue Geisseln zu stellen; und Heinrich war wirklich gütig genug, ihm zu verzeihen. Laut sagte es nun Ekbert, daß er, zum ersten Beweise seiner hinfort unwandelbaren Treue gegen den Kaiser den Bischoff zu Halberstadt, diesen erbittertsten seiner Feinde, züchtigen wollte und begann, unmittelbar nach dieser Aeusserung, den Bischoff zu befehden.

Bukko, zu schwach, um ihm zu widerstehen, versuchte friedliche Unterhandlungen mit ihm anzufangen und schlug eine Zusammenkunft zu Goslar vor, um hier, durch den Rath unpartheyischer Fürsten, ihre Streitigkeiten auszugleichen. Ekbert nahm dies an, eilte aber, dem Bischoffe in Goslar zuvor zu kommen und wußte es bey den Bürgern, die dem Kaiser ganz ergeben waren, dahin zu bringen, daß sie einen Aufstand wider den Bischoff machten, in welchem er sein unruhiges Leben endigte.

Die Nachricht von Bukkos Tode machte auf Niemand so tiefen Eindruck, als auf den Erzbischoff Hartwig, dem er mit allen Neben-

umständen berichtet wurde, doch brachte sie nicht Mitleid hervor, sondern Furcht, daß vielleicht auch ihn Ekberts Rache treffen mögte. Doch ehe wir erzählen, was er that, um sich vor ihn zu sichern, sind wir den Lesern noch eine Aufklärung, über das frühere Betragen des Erzbischoffs, schuldig.

Der Beyfall, welchen Hartwig äusserte, als Ekbert ihm sein Vorhaben: den Kaiser durch eine verstellte Unterwerfung zu hintergehen, um sich Vortheil zu verschaffen; entdeckte, war Heucheley. Er wollte dadurch nur den Grafen täuschen, um sich mit List von ihm los zu machen, weil er bey ihm, wenn seine Absicht nicht gelänge, nicht sicher zu seyn fürchtete. Er war dem Kaiser so wenig treu, als dem Markgrafen und seiner Parthey, und würde sich mit jenem nicht verbunden haben, wenn nicht Furcht vor diesem es ihm gerathen hätte.

Jetzt, da Heinrich nicht mehr an Ekberts unwandelbarer Treue zweifelte, weil er ihm, was er vorher noch nie that, Geisseln gegeben hatte, glaubte Hartwig dennoch nicht, daß Ekbert wirklich Willens wäre, den erneuerten Schwur seiner Treue zu halten und er wurde in seiner Vermuthung gestärkt, als Bukkos Ermordung ihn überzeugte, daß Rachsucht den

Mark-

Markgrafen zu dem Kaiser zurück getrieben hätte. Daß zwar Ekbert seine Rache gegen ihn nicht auf gleiche Art üben konnte, wie gegen den unglücklichen Bukko, sahe Hartwig sehr leicht ein, doch vergaß er nicht, daß ihm hierzu andere Mittel übrig blieben, weil er wußte, daß es dem Markgrafen wenig Mühe kosten würde, ihn bey dem Kaiser verdächtig zu machen.

Er suchte ihm demnach zuvor zu kommen, erinnerte den Kaiser, wie oft Ekbert ihn getäuscht hatte, und schloß mit der Ermahnung: auch jetzt seinen Versicherungen und Schwüren ewiger Treue nicht zu trauen. Heinrich gab ihm nicht so leicht Gehör, als er geglaubt hatte, doch nach und nach siegte des Bischoffs List, worauf er nun seine Bemühungen nicht eher endete, bis er den Kaiser bewog: ein Heer an die thüringischen Gränzen zu führen, wo sich bald ergeben würde, ob Ekbert ihm wirklich treu oder noch immer ein geheimer Anhänger der mißvergnügten Thüringer und Sachsen wäre.

Kaum hatte der Kaiser beschlossen, nach dem Rathe des Erzbischoffs ein Heer zusammen zu rufen, als es diesem einfiel, daß er nun dann erst völlig sicher seyn würde, wenn der Markgraf von Meissen, so wohl als der Kaiser sein Freund wäre. Er dachte demnach über

die Mittel nach, wie er dies möglich machen könnte — und was ist einem listigen Verräther nicht möglich! Sobald seine List ein solches Mittel ersonnen hatte, sendete er einen Vertrauten an den Markgrafen, durch den er ihm melden ließ, daß der Kaiser Willens wäre, Thüringen zu befehden und, zuerst ihn und dann auch alle andere Fürsten, auf ewig unfähig zu machen, sich ihm fernerhin zu widersetzen.

Die Liebe zu seinem Vaterlande und den verbundnen Thüringern — beschloß der Abgesandte — hätte ihm nicht vergönnt dem Herrn Markgrafen das furchtbare Ungewitter zu verheimlichen, das sich über den Häuptern dieser Sorglosen zusammen zöge. Mit Gefahr seines Lebens, oder wenigstens seiner Freyheit, riethe er ihnen daher, sich mit aller Macht zu rüsten, um sich den Absichten des Kaisers: sie ganz zu vernichten; entgegen setzen zu können, doch verspräche er sich auch, daß der Markgraf seine patriotischen Absichten nicht verkennen und ihn vielleicht verrathen würde. Unverbrüchliche Verschwiegenheit gedächte er dadurch zu belohnen, daß er dem Markgrafen, wenn er sich mit den übrigen Fürsten Thüringens und Sachsens wider Heinrichen verbände, alles getreulich berichten würde, was von dem Kaiser und seiner Parthey zum Nachtheile der Verbundnen be-

schlossen werden mögte, und daß er überhaupt alles thäte, was den Verbundnen ersprießlich seyn könnte.

Der wankelmüthige Ekbert war so gleich zum Kampfe wider den Kaiser bereit, doch hielt ihn die Furcht; daß er allein zu schwach seyn würde; zurück, die Rüstungen schon zu beginnen. Er theilte Hartwigs Abgesandten seine Furcht mit und foderte ihn auf: sich mit ihm zu den Grafen Ludwig und Wilhelm auf zu machen, um diese zum Beytritte zu dem Bündnisse wider den Kaiser zu vermögen. Er selbst zweifelte, die über ihn zürnenden Grafen hierzu zu überreden, und seine wiederholten Bitten bewirkten endlich so viel, daß Hartwigs Abgesandter ihn begleitete. Ihr Weg gieng zuerst nach der Wartburg, wo Ludwig nicht wenig erstaunte, von dem Markgrafen Ekbert heimgesucht zu werden.

Das Wohl des Vaterlandes führt mich zu euch — begann Ekbert.

Kann das euch am Herzen liegen? — fragte Ludwig bitter.

Ich fühle euren Vorwurf, Herr Graf — antwortete Ekbert — doch jetzt ist die Zeit zu edel, um mich gegen euch zu rechtfertigen, bey besserer Weile werde ich es thun. Jetzt, bitte

ich euch, vergeßt, um eures eignen Besten willen, aus Liebe für das Wohl eures Vaterlandes, des Grolls, den ihr wider mich hegt und alles Geschehenen. Laßt uns einträchtig über die Mittel zu Rathe gehen, die Gefahren von uns zu wenden, die uns schon so nahe sind. Hört diesen Mann, den ihr schon sonst als einen treuen Diener des Erzbischoffs Hartwigs, als einen eifrigen Freund unserer Sache kanntet, hört ihn und schaudert!

Verzeiht, Herr Graf — nahm jetzt Hartwigs Abgeschickter das Wort — wenn ich, ehe ich rede, zu meiner Sicherheit von euch, auf euer Schwerd, den Eid der Verschwiegenheit verlange.

Den schwöre ich euch — erwiederte Ludwig — doch nun bitte ich euch auch zu reden und meine Neugierde nicht höher zu spannen, da ihr sie bereits genug zu der wichtigsten Nachricht vorbereitet habt.

Hartwigs Vertrauter sprach, und Ludwig gab seinem Berichte um so eher Glauben, da auch er bereits von einem Freunde an dem kaiserlichen Hofe erfahren hatte, daß sich Heinrich zu einem Kriegszuge rüste. Er versprach, seine ganze Macht aufzubieten und sich, verbunden mit dem Markgrafen, dem Kaiser zu widersetzen, so bald dieser etwas Feindseliges wi-

der Thüringen unternehmen würde. Diesem Versprechen fügte er das, beynahe eben so wichtige bey, den Grafen Wilhelm zu vermögen, daß auch er sich mit dem Markgrafen zum Besten des Vaterlandes verbände.

Freudig daß er seine Absicht erreicht hatte, kehrte Ekbert nach Meissen zurück, indeß Ludwig zu seinem Freunde Wilhelm eilte, ihm die Gefahr meldete, welche Thüringen bedrohete und ihn auffoderte: zur Abwendung derselben das Seine beyzutragen. Es würde keiner langen Auffoderung bedurft haben, wenn Ludwig von seinem Freunde weiter nichts verlangt hätte, als zum Kampfe für das Vaterland sich bereit zu halten. Ein Wink hätte den tapfern Wilhelm schon zum Kampfe gerufen; viele Mühe kostete es aber dem Grafen von Thüringen, ihn zur Verbindung mit Ekberten zu bewegen.

Wilhelm war so sehr wider den Markgrafen aufgebracht, daß Ludwig ihm vergebens vorstellte: das allgemeine Wohl erfodre jetzt, daß er seinen Zorn wider Ekberten vergäße. Er wiederholte seinem Freunde alles, was Ekbert sich gegen ihn zu seiner Entschuldigung bedient hatte, bat ihn: einen feurigen jungen Mann, den Ehrgeiz und der Bischoff Bukko verführt hätten, nicht allzustreng zu richten, und verlang-

te zuletzt als Beweis der Freundschaft, was Wilhelm auf keine andere Art leisten zu wollen schien.

Bewogen durch Ludwigs Bitten trat also Graf Wilhelm dem Bündnisse wider den Kaiser bey, worauf es dem Markgrafen Ekbert nicht schwer wurde, nun da zwey der mächtigsten und tapfersten Fürsten gewonnen waren, auch den größten Theil der übrigen auf seine Seite zu ziehen; durch nichts liessen sich aber die Grafen Friedrich von Sommersenburg und Heinrich von Eilenburg bewegen, dem Bunde beyzutreten. Kaum war er geschlossen und die Rüstungen so weit beendigt, daß nur noch einige Trommetenstösse nöthig waren, um ein mächtiges Heer zu versammeln, als einige ausgesandte Kundschafter dem Markgrafen auch schon die Nachricht brachten, daß sich Heinrich mit einer zahlreichen Macht Thüringens Gränzen näherte.

Ekbert sendete dem Kaiser einen Boten, durch welchen er ihm seine Treue wiederholt versichern, zugleich aber auch melden ließ, daß kaiserlicher Majestät Heereszug ganz Thüringen mit Besorgnissen erfüllte. Im Namen aller Fürsten dieses Landes und des verbundnen Sachsens bäte er daher den Kaiser, durch die Entfernung seines Heeres von ihren Gränzen ihre Besorgnisse zu heben. Der Markgraf hoffte,

daß die Antwort, welche er von dem Kaiser auf diese Erklärung erhalten würde, als Anfang zum Kriege würde dienen können — und er irrte sich nicht in dieser Hoffnung.

Der Erzbischoff Hartwig ermangelte nicht, das Betragen des Markgrafen gegen den Kaiser, als einen Beweis geltend zu machen, daß er sich in seiner Vermuthung von ihm nicht getäuscht hätte. Ziehet an die meißnische Gränze, gnädigster Herr — endigte Hartwig — und ich will meinen Kopf verlieren, wenn sich Ekbert nicht eurem weitern Vorrücken mit aller Macht widersetzt.

Hartwigs Rathe gemäß ließ der Kaiser dem Markgrafen antworten: daß nur diejenigen nöthig hätten vor ihm zu zittern, denen ihr Gewissen sagte, daß sie es nicht treu mit ihm meinten; und gab dann, so bald der Bote entlassen worden war, seinem Heere Befehl: nach Meissen vorzurücken. Vorbereitet von dem Erzbischoffe Hartwig, vermuthete der Kaiser zwar, den Markgrafen mit den Seinigen in den Waffen zu finden, aber ein Heer anzutreffen, das wo nicht mächtiger, doch wenigstens nicht minder mächtig war, als das seinige, hatte er nicht geahndet. Ermattet von der Eil, mit welcher er nach Meissen gezogen war, glaubte jetzt Heinrich sein Heer zu keiner Schlacht ge-

schickt, zu welcher sein Gegner geneigt zu seyn schien. Er suchte sie daher zu vermeiden und zog sich eilend bis nach Mersebürg zurück. Hier lagerte er sich und nahm eine glückliche Stellung, in welcher er den Feind zu erwarten beschloß.

Das verbundne Heer ließ den Kaiser nicht lange vergebens harren. Den Tag, nachdem er sein Lager aufgeschlagen hatte, rückte es schon vor ihn, und den andern Morgen wurde das Zeichen zur Schlacht gegeben. Jeder Krieger des vereinigten Heeres focht als ein Held, das kaiserliche Heer erlitt die fürchterlichste Niederlage, so daß Heinrich sich genöthigt sahe, sich nach Merseburg zu flüchten und dem Feinde sein Lager zur Beute zu lassen. Heinrichs Flucht war so eilend, daß er, um nur sich zu retten, sich nicht einmal Zeit nahm, die Reichskleinodien in Sicherheit zu bringen. Ekbert erbeutete sie und sahe dies als eine günstige Vorbedeutung an, daß sie einst sein werden würden, denn mit dem Tage, da er sich zum Kampfe wider Heinrichen rüstete, wurde die Hoffnung wieder neu in ihm, die einst Bukko in ihm hervor gebracht hatte.

Mit reicher Beute beladen, rückte das Heer der Verbundnen vor Merseburg, umschloß diese Feste und ängstigte den Kaiser und Alle,

die sich dahin geflüchtet hatten so sehr, daß Heinrich sie zu übergeben versprach, wenn man ihn mit den Seinigen sicher und ungehindert wollte abziehen lassen. Ekbert nahm dies Erbieten unter keiner andern Bedingung an, als daß er eine Urkunde ausstellen sollte, in welcher er die Rechtmäßigkeit des Bannes, unter dem er lebte und die Verbindlichkeit, sich davon loszählen zu lassen erkennen und zugleich geloben mußte, dies letztere unverzüglich zu thun. Nothgedrungen gieng Heinrich diese harte Bedingung ein, worauf er mit den Seinigen freien Abzug, und von dem Markgrafen die Zurückgabe der erbeuteten Reichskleinodien erhielt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Indeß alle Welt sich freuet, trauert Ludwigs jüngster Sohn.

Fröhlich zogen nun die Thüringer und Sachsen wieder heim zu den Ihrigen, sich mit ihnen ihrer Lorbeeren und ihrer Beute ruhig zu freuen, und jauchzend wurden die Zurückkehrenden von ihren Lieben empfangen. Unter allen Gattinnen und Müttern, die die Rückkehr ihrer Lieben mit Freude erfüllte, war vielleicht

keine, die sich so unaussprechlich freuete, als Adelheid, da sie als Gattin und Mutter gleich starke Auffoderung dazu hatte.

Drey Söhne Adelheidens waren mit ihrem Gemahle zum Kampfe ausgezogen; der junge Pfalzgraf Friedrich, Friedrichs des Dritten Nachgeborner und Ludwigs Söhne, Ludwig und Herrmann. Bange Sorgen für ihr Wohl hatten öfters die zärtliche Mutter und die liebevollen Schwester erfüllt, jetzt wurden diese Sorgen durch Freude reichlich vergolten, Freude, daß keinem etwas widriges begegnet war, und jeder unter ihnen rühmliche Beweise des Muthes gegeben hatte. Lauter Jubel tönte in der Wartburg, doch einer von den Bewohnern des Schlosses stimmte nicht mit zu dem allgemeinen Jauchzen.

Es war Heinrich, Ludwigs jüngster Sohn. Vergebens hatte dieser funfzehnjährige Jüngling seinen Vater gebeten, ihn, als er zum Kampfe auszog, mit sich zu nehmen, um die Waffen, die er in den Kampfspielen geschickt zu führen verstand, auch einmal im ernsten Kampfe zu versuchen. Ludwig hätte wahrscheinlich die Bitte seines muthigen Sohnes erfüllt, wenn nicht Adelheid ihn beschworen hätte: nicht alle ihre Söhne mit einem mahle von ihr zu reissen — denn Udo, welches wir vergessen haben zu melden,

lebte schon seit einigen Jahren nicht mehr in dem väterlichen Hause, sondern in Halberstadt, wo Stephan, der nach Bukkos Tode Bischoff wurde, ihn zum künftigen geistlichen Fürsten bildete.

Traurig war Heinrich, während der Abwesenheit seiner Brüder, auf dem Schlosse zu Wartburg umher geschlichen und trauriger wurde er noch, nun da diese sich gegen ihn ihrer Thaten rühmten. Vielleicht hatten dies die Freudetrunkenen Jünglinge mit einem höhnischen Seitenblicke auf ihn gethan. Genug Heinrichs Trauer und Mißmuth stiegen so hoch, daß er sich in sein Gemach verbarg und klagte, bis sich endlich sein Vater seines Grams erbarmte und den unmuthigen Jüngling aufzurichten suchte.

Er versicherte ihm, daß seine Brüder sich keines Vorzugs vor ihm rühmen dürften, da es ihm nur an Gelegenheit gemangelt hätte, gleich jenen Feinde zu Boden zu strecken. Auch hoffe ich — setzte Ludwig hinzu — daß alle deine Brüder jenes Ruhms, der ihnen wenig Ehre machen würde, sich enthalten werden, da ihnen allen unverholen ist, daß ich dich nicht deshalb zurück ließ, weil ich befürchtete: Du dürftest dich noch nicht in einen Kampf wagen; sondern um deine Mutter nicht ohne Schutz zu lassen.

Daß ihn sein Vater zum Beschützer seiner Mutter erhob, beruhigte zwar den kampflustigen Jüngling, doch nahm er nicht eher an der allgemeinen Freude Theil, bis sein Vater versprochen hatte, ihn, so bald er selbst wieder zum Kampfe auszöge, der Erfüllung des Wunsches: Lorbeeren zu ernten; nahe zu bringen, und daß dann Ludwig oder Herrmann zum Schutze der Mutter zurück bleiben sollte.

Heinrich sahe seinen Wunsch bald erfüllt, denn kaum waren zwey Monden vergangen, als die Nachricht: daß Heinrich sich ihren Gränzen schon wieder näherte; die verbundnen Fürsten von neuem in das Feld rief. Heinrich fiel in die Besitzungen des Markgrafen Ekberts ein, der sich dafür an ihm dadurch zu rächen suchte, daß er mit den übrigen verbundnen Fürsten die Güter verwüstete, welche Heinrich in Sachsen besaß. Am sichersten glaubte er, den Schauplatz des Krieges aus seinem Lande in das kaiserliche zu verlegen, wenn er Quedlinburg belagerte, weshalb er ohne Säumen vor diese Feste zog.

Daß Heinrichs Schwester Aebtißin zu Quedlinburg war — dies war es nicht, was in dem Busen des Markgrafen die Hoffnung hervor brachte: Heinrich würde unverzüglich Meissen verlassen, um zu Quedlinburgs Entsetzung

herbey zu eilen, nein, die Nachricht: daß Heinrichs Gemahlin Adelheid, sich bey der Aebtißin zu Quedlinburg befände; war es, was jene Hoffnung belebte. Heinrich hatte sich kurz vorher mit Adelheiden vermählt und Ekbert wußte zu gut, wie viel Anziehendes ein schönes Weib in den erstern Wochen für den Kaiser hatte, um glauben zu können, daß er seine geliebte Adelheid der Gefahr aussetzen würde, nach der Eroberung Quedlinburgs, die nur er mit seiner ganzen Macht zu verhindern hoffen konnte, eine Beute der Sieger zu werden.

Muthig und thätig wurde die Belagerung der Feste begonnen und eben so fort gesetzt, ob schon Ekbert vernahm, daß Heinrich indessen sein Schloß Gleichen belagerte.

Er wird die Belagerung schon aufheben, wenn das Gerücht ihm verkündigt, in welcher Gefahr seine Adelheid schwebt — sprach Ekbert — und thäte er es nicht, so ist Quedlinburg und Adelheid in wenig Tagen unser, und dem wollüstigen Heinrich kein Preis zu theuer, um die letztere wieder zu lösen.

Er gab hierauf Befehl: alles bereit zu machen, die belagerte Feste des andern Tages zu bestürmen; verändert wurde aber dieser Plan, da kurz nachher ein geheimer Bote von dem Erzbischoffe Hartwig anlangte, welcher eine angenehme

Nachricht und den Beweis brachte, daß Ekbert in seiner Vermuthung nicht geirrt hatte.

Bey Merseburg schon hatte Hartwig bewiesen, daß er die Versicherung: des Besten des Markgrafen immer eingedenk zu seyn; nicht vergessen hatte. Er ergriff mit den Seinigen die Flucht, so bald er sahe, daß Heinrichs Krieger wichen und erleichterte dadurch den Verbundnen den Sieg. Jetzt gab er noch einen thätigern Beweis von seiner Treulosigkeit gegen den Kaiser und von dem Bestreben: den Markgrafen sich zum Freunde zu machen. Daß es nicht aus Ergebenheit für ihn, oder aus Eifer für die Sache der vereinigten Völker, sondern blos aus Furcht geschahe, werden unsere Leser aus dem Vorhergehenden leicht ermessen können.

Hartwig ließ dem Markgrafen melden, daß der Kaiser ihm Befehl gegeben hätte, mit dem größten Theile seines Heeres nach Quedlinburg aufzubrechen; indeß Heinrich selbst, bis nach seiner Zurückkunft, mit dem kleinern Theile Gleichen eingeschlossen halten wollte. Er beschrieb ferner dem Markgrafen den Weg, den er nach Quedlinburg zu nehmen gedächte und rieth ihm, die Belagerung dieser Feste eilend aufzuheben und auf einem andere Wege nach Gleichen zu ziehen, wo es ihm nicht schwer werden würde,

Heinrichs dort versammelte Macht mit einem Streiche zu vernichten, ihn vielleicht selbst gefangen zu nehmen und dann seinen grossen Plan zur Reife zu bringen.

Ohne Verzug theilte Ekbert die erhaltne Nachricht den Grafen Ludwig und Wilhelm, und den übrigen ersten Anführern des Heeres mit, doch verbarg er weislich, daß er sie von dem Erzbischoffe Hartwig erhalten hatte, weil er befürchtete, daß die Gewissenhaftigkeit des Grafen Wilhelms sich weigern würde, diese frohe Botschaft zu benutzen. Daß sie die Belagerung Quedlinburgs so gleich aufheben wollten, hierinn stimmten alle rathschlagende Fürsten überein, nicht ganz einig hingegen waren sie, ob es rathsamer wäre, den Kaiser jetzt gleich selbst, oder zuerst die zu Quedlinburgs Entsetzung abgesendete Schaar anzugreifen.

Der Vornehmste unter denen, welche für das letztere stimmten, war Graf Beringer, dessen Rath aber wenig Gewicht hatte. Vielleicht hatte es Cecilie durch ihre übergrosse Zärtlichkeit gegen diesen Schoossohn verschuldet, daß er so gar nichts von der Tapferkeit besaß, die seinen Bruder beseelte, daß wir bey so vielen Kriegsnachrichten, die wir euch, theure Leser, mittheilen mußten, noch nicht einmal Gelegenheit hatten, seinen Namen zu nennen.

Es war jedoch nicht schwer, den Grafen von Sangerhausen zu überzeugen, daß an dem Kaiser selbst mehr gelegen wäre, als an dem Erzbischoffe zu Magdeburg und man daher die, vielleicht nie wiederkehrende, Gelegenheit: durch jenes Gefangennehmung dem unseligen Kriege mit einem mahle ein Ende zu machen, nicht unbenutzt lassen müsse.

Das Heer brach also auf, nahm einen Weg, der von dem, welchen Hartwig zog, weit genug entfernt war, um nicht vielleicht von seinen Kundschaftern entdeckt zu werden. Der Gedanke an die bey Merseburg errungenen Lorbeeren, vielleicht auch bey manchen an die erhaltne Beute, machte alle Krieger fröhlich und kampfbegierig, doch konnte es keiner unter ihnen mehr seyn, als Heinrich und Lothar, ob gleich diese nicht jene Erinnerung, sondern nur der Wunsch: eben so ehrenvolle Zeichen um ihre Schläfe zu winden, als die, womit die mehresten Krieger des verbundnen Heeres prangten, schlachtdurstig machte.

Heinrich hatte an dem jungen Grafen von Supplingenburg, der jetzt vierzehn Jahre alt war und einst, nach dem Tode des Sohnes Heinrichs des Vierten, auf den kaiserlichen Thron gehoben wurde, einen Gefährten gefunden, den

gleicher

gleicher Muth und gleiche Wünsche bald freundschaftlich mit ihm verbanden. Lothar bat den Vater seines Freundes: an Heinrichs Seite fechten zu dürfen; und Ludwig erfüllte diesen Wunsch gern, da das feurig rollende Auge des Jünglings ihm bewies, daß er seinen Sohn gewiß nicht zur Flucht verleiten würde.

Noch weit genug von dem Kaiser entfernt, rastete das Heer ein wenig von den Beschwerden des schnell zurückgelegten Weges, doch gaben die Anführer bald wieder Befehl zum Aufbruche, weil die Kälte eines Decembertages den Ihrigen noch beschwerlicher wurde, als zuvor der Weg. Vor jener sich zu schützen hatten des Kaisers Krieger sich Hütten erbaut, in welchen sie, frey von der Furcht: bald daraus vertrieben zu werden; rasteten. Wie groß war daher ihr Schrecken, als sie am Christabende, zur Zeit, da die Sonne zu rüste gieng, mit der Nachricht: daß das Heer der Verbundnen sich nahe; zugleich das Feldgeschrey derselben vernahmen und sich angegriffen sahen, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Hütten zu verlassen und sich in Schlachtordnung zu stellen.

Angriff, Niederlage: und Flucht folgten so schnell auf einander, daß sie beynahe Eins zu seyn schienen, daher Lothar und Heinrich, nicht

so wohl durch Kampf als durch hitzige Verfolgung der Fliehenden Zeugnisse ihres Muthes geben konnten. Ihr Feuer riß sie mit zu denen fort, welche dem Kaiser bis nahe vor Bamberg nachsetzten; und sie würden sich bis unter die Mauren dieser Stadt gewagt haben, wenn nicht die versuchtern Anführer der Nachsetzenden es für Zeit gehalten hätten zurückzukehren, um nicht in einem feindlichen Lande von den Ihrigen abgeschnitten zu werden.

Der Wunsch derjenigen, welche sich bey Gleichen nach so reicher Beute gesehnt hatten als bey Merseburg, wurde erfüllt, so wie der Kaiser bey allem Unglücke wenigstens den Wunsch erfüllt sahe: daß seine Adelheid gerettet werden mögte. Sonder Gefährde brachte sie Hartwig bis nach Bamberg, wo der Kaiser, weil es ihm an Macht gebrach, den Krieg wider die Verbundnen zu erneuern, und er über dies seine Gegenwart in Italien jetzt für nöthiger hielt als in Deutschland, sich damit begnügte, Ekberten von neuem zu ächten und den Grafen Heinrich zu Eilenburg, zum zweyten mahle, mit Meissen zu belehnen.

Ekbert konnte also noch nicht die Ruhe geniessen, welcher sich die andern verbundnen Fürsten freuten. Er lebte mit seinem Gegner Heinrich in Fehde, bald aber machte sein Tod

dieser Fehde ein Ende. Er fand ihn in einer Mühle zu Eisenbüttel, nicht fern von Braunschweig, wo er sich eines Tages nieder gelegt hatte, um ein wenig auszuruhen, aber von einigen der Anhänger Heinrichs von Eilenburg, welche ihn ausgespäht hatten, zur ewigen Ruhe befördert wurde.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Adelheid bauet.

Adelheid hatte, nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Scheiplitz zum Wittwensitze erhalten, und hier war es, wo sie das Kloster erbaute, dessen Stiftung ihr von dem Pabste zur Buße war aufgelegt worden. Sich in der Abwesenheit ihres Ludwigs, während der Dauer der letztern Feldzüge, die Zeit zu verkürzen, hatte sich Adelheid nach Scheiplitz begeben und den Bau des Klosters angefangen. Er war schon seiner Vollendung nahe, als Graf Ludwig mit seinen Söhnen von Gleichen siegreich zurück kam, worauf Adelheid die Beendigung ihres Baues bis auf das folgende Jahr verschob, weil Liebe zu ihrem Gemahle und zu ihren

Kindern sie nach der Wartburg zurück riefen, und über dies der Winter eine unschickliche Jahreszeit zum Bauen ist.

Der Winter verstrich unter dem Genusse der Freuden, welche Adelheid darüber empfand, ihren Gemahl und ihre Söhne jetzt wieder um sich zu sehen; und grosse Vermehrung erhielt diese Freude durch die Hoffnung: daß sie ihre Gegenwart vielleicht lange würde geniessen können; die durch die Nachrichten, von dem Tode des Markgrafen Ekbert, und von dem Zuge des Kaisers nach Italien, in ihr belebt wurde.

Nun da Ekbert nicht mehr ist, und die Gebeine des unruhigen Bukko in Friede schlummern, hat Thüringen endlich Hoffnung, die Ruhe wieder zu erhalten, nach der es schon so lange vergebens seufzte — sprach einst Adelheid zu ihrem Gemahle — und in mir lebt die Zuversicht, daß ihr, mein theurer Gemahl und meine geliebten Söhne nicht so bald wieder von mir gerissen werdet, denn müde der nutzlosen Bemühung: es zu unterjochen; wird Heinrich fern von Thüringen bleiben, da nun Ekberts hochfliegenden Pläne ihn nicht mehr zurück zwingen.

Daß du richtig prophezeitest — wünschte Ludwig — denn bey allen glänzenden Siegen, die wir über unsern Unterdrücker erfochten, wün-

schen gewiß alle Fürsten, daß des Krieges einmal ein Ende seyn mögte, in welchem sie sich zwar Ruhm, ihrem Lande aber keine Vortheile erkämpften. Thüringen ist so sehr entvölkert und verheert, daß nur lange Ruhe ihm den Verlust ersetzen kann, den es trotz seinen Siegen litt. Auch ich — dir, meine Adelheid, darf ich es gestehen, da du überzeugt bist, daß nicht Feigheit aus mir spricht — auch ich bin des rastlosen Kampfes müde, wenn schon Geld mein Land vor den Verwüstungen schützte, über die andere klagen.

O nehmt meinen heissesten Dank für das schöne Geständniß, das meine zuversichtliche Hoffnung stärkt — erwiederte Adelheid an dem Busen ihres Gemahls.

Ungern würde ich mich wieder zum Kampfe rüsten — fuhr Ludwig fort — und nur zu Lustgefechten ziehe ich hinfort mein Schwerd, wenn Heinrich es nicht von neuem wagt, die Freiheit meines Vaterlandes beschränken zu wollen; wagte er dies aber: so ist mein Arm wie sonst zum muthigsten Kampfe bereit.

Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit seines Beginnens, und durch Unfälle und gerechte Demüthigungen nieder gedrückt, wird Heinrich ruhig bleiben und eure Adelheid sich, an eurer Seite, im Zirkel ihrer Kinder, glücklicher Ta-

ge freuen können — endigte Adelheid dies Gespräch.

Der Winter war zu Ende und der Frühling begann mit einem Feste, das Ludwig anstellte, um das rühmliche Verhalten seiner Söhne, bey Merseburg und Gleichen, zu belohnen und seinen Getreuen die Widerwärtigkeiten, die sie gemeinschaftlich mit ihm erduldet hatten, durch Freude zu vergelten. Ludwig schlug seine Söhne und den jungen Pfalzgrafen Friedrich zu Rittern, nachdem sie bey einem Turniere, nach üblichem Brauche am zweyten Tage desselben, neue Zeugnisse ihrer Waffengeübtheit abgelegt hatten.

Daß Ludwig zuweilen feyerliche Gelegenheiten durch Lustbarkeiten glänzender machte, dies war das Einzige, worinn er von den Vorschriften abgieng, welche ihn einst Siegfried gegeben hatte, doch geschahe es nicht ohne Grund. Ludwig glaubte es seinem Volke schuldig zu seyn, ihm zuweilen durch rauschende Feste zu lauter Fröhlichkeit und Erholung Gelegenheit zu geben und die Sparsamkeit, welche er sonst in allen Dingen zeigte, hielt ihn hiervon nicht ab, wenn er schon durch sie geleitet, auch bey diesen Lustbarkeiten alle unnütze Pracht vermied; und sein Volk dankte ihm für diese frohen Tage, so wie es ihm für seine Sorgfalt

dankte, daß er jeden seiner Tage froh und glücklich zu machen strebte.

So bald die Lustbarkeiten beendigt waren, deren sich Ludwigs Land jetzt gefreuet hatte, dachte Adelheid daran, den Bau ihres Klosters zu Scheiplitz zu vollenden und, durch die Freygebigkeit ihres Gemahls unterstützt, war der Bau nach kurzer Zeit mit aller Pracht ausgeführt. Adelheid bevölkerte nun die Zellen ihres Klosters mit frommen Jungfrauen, die aus andern Klöstern, welche daran Ueberfluß hatten, nach Scheiplitz versetzt wurde.. und that, gleich ihrem Gemahle, das Gelübde: ihr Leben anschaulich und büssend im Kloster zu beschliessen, wenn nicht der Tod sie eher überraschte, als Sorgfalt für die Ausbildung ihrer Töchter ihr vergönnte, von ihnen zu scheiden.

So bald Adelheid vom Pabste Gregor durch ihren Gemahl Ablaß erhalten batte, endigten sich zwar die Qualen, womit ihr Gewissen sie zuvor über Friedrichs Ermordung peinigte, aber vollkommen beruhigt war sie noch nicht worden. Folterten sie gleich jene Gewissensbisse nicht mehr, so machte ihr doch bisweilen der Gedanke Kummer: daß sie der Tod übereilen könnte, ehe sie sich durch die Gründung des Klosters ganz von ihren Sünden gereinigt hätte.

Besonders stieg dieser Gedanke öfters in ihr empor, als ihr Gemahl, nach der Vollendung des Klosters Reinhardsbrunn, verhindert wurde, das zu Scheiplitz so gleich zu beginnen, wie er seiner Gemahlin versprochen hatte. Der neue Krieg, welcher in Thüringen ausbrach, machte es dem Grafen Ludwig unmöglich, sein Versprechen zu erfüllen, daher Adelheid, weil der Gedanke, an die Möglichkeit ihres schnellen Todes, immer lebhafter in ihr wurde, den Bau in der Abwesenheit ihres Gemahls begann. Nun, da er vollendet und das Gelübde: die letzten Zeiten ihres Lebens im Kloster zu beschliessen; abgelegt war, kehrte die Ruhe, die Adelheiden so lange geflohen hatte, erst ganz in ihren Busen zurück, bald aber wurde sie durch neue Leiden unterbrochen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Friedrich erhält einen Befehl von seinem Grosvater.

Wenig Tage nach dem, da der junge Pfalzgraf Friedrich seine Volljährigkeit erreicht hatte, trat ein Unbekannter zu ihm, und verlangte einige Worte mit ihm im geheim zu sprechen.

Friedrich, neugierig was ein Mann, der ihm ganz fremd war, ihm zu sagen haben könnte, eilte das Verlangen des Unbekannten zu erfüllen. Er verließ die Söhne Ludwigs, in deren Gesellschaft er sich befand, um in dem Walde bey Scheiplitz zu jagen, ob gleich der älteste ihn warnte, sich dem Fremden nicht anzuvertrauen.

Ich, der mit keinem Menschen in Feindschaft lebte — wendete Friedrich ein — habe nichts zu fürchten, am wenigsten von diesem unbewaffneten, freundlich lächelnden Greise. Laßt mich, seyd ohne Sorge und versprecht mir, mich nicht zu belauschen.

Das wollen wir nicht — antworteten Alle — aber zu deiner Sicherheit hier verweilen, das wollen wir. Ein Ruf — und wir stürzen dir nach.

Friedrich befahl seinem Knappen: ihn zu begleiten; mußte aber auch diesen zurück lassen, als er den Greis fragte: was er von ihm begehre.

Nichts, als daß ihr euren Knappen hier eurer Zurückkunft zu warten gebietet — antwortete dieser — denn der, zu dem ich euch führen soll, muß euch ganz ohne Zeugen sprechen. Ihr könnt nun den Weg gerad vor euch allein fortsetzen, bis ihr zur Rechten einen Rit-

ter gewahrt, der euch winken wird. Dieser ist es, von dem ihr Dinge erfahren werdet, durch die ihr euren Weg gewiß für belohnt haltet. Zur Bürgschaft, daß ihr euch meinem Herrn sonder Gefährde nahen könnt, will ich mich, bis ihr wiederkehrt, der Gewalt eures Knappen übergeben.

Friedrich gieng, folgte dem Winke des Ritters im Walde, der sich ihm als Ritter Ekkard ankündigte. Friedrich wußte von diesem Manne weiter nichts, als daß er in einer nahen Burg die letzten Tage seines Lebens ruhig und einsam dahin fliessen liesse und sich damit beschäftigte: Armen und Nothleidenden Gutes zu thun. Dies alles war zwar weniger als unsre Leser schon vom Ritter Ekkard wissen, aber doch genug, alle Furcht, die er ohnehin nicht kannte, von dem jungen Pfalzgrafen zu entfernen.

Was habt ihr mir zu sagen, Herr Ritter — fragte er.

Als euer Herr Grosvater, den Gott tröste! seinen Tod nahe fühlte — begann Ekkard — rief er mich zu sich und gab mir einen Auftrag an euch, mit dem Befehle: mich desselben erst dann zu entledigen: wenn ihr wahrhaft gemacht und vollbürdig seyn würdet.

Friedrich. Euch gab mein Grosvater einen Auftrag? Herr Ritter, wie kamt ihr zu dem Markgrafen Udo.

Ekkard. Verzeiht, daß ich euch dagegen frage: warum ihr es so ganz vergessen habt, daß ihr ausser dem Markgrafen von Soltwedel noch einen Grosvater hattet?

Friedrich. Freylich hatte ich noch einen, aber ich habe mich gewöhnt, den Pfalzgrafen von Sachsen nicht Grosvater zu nennen, weil es ihm nicht gefiel, mir den Namen seines Enkels zu geben.

Ekkard. So nennt ihn nun so; wie er euch, einige Zeit vor seinem Ende, seinen Enkel nannte. Hört mich erst, und dann nehmt die Beweise, daß ich euch nicht täuschte.

Friedrich. O gebt mir diese lieber gleich jetzt, damit ich überzeugt werde, daß ihr mir Wahrheit berichtet. Glaubt mir, Herr Ritter, daß es mich öfters schmerzte, von dem Pfalzgrafen von Sachsen nicht als ein Enkel erkannt zu werden, ohne zu wissen, was ihn hierzu verleitete?

Ekkard. Und dies könnte euch wirklich so ganz unbekannt geblieben seyn?

Friedrich. Herr Ritter, ich beleidigte die Wahrheit noch nie, beynahe muß ich aber befürchten, daß ihr dies jetzt thut, da schnelles

Argwohnen eines Fehlers gewöhnlich ein Beweis ist, daß der Argwohnende ihn selbst besitzt. Ich bitte euch daher nochmals, gebt mir gleich jetzt die Beweise, die ihr mir später hin zu geben versprochen habt.

Ekkard. Dies würde ich thun, wenn ich nicht eurem sterbenden Herrn Grosvater gelobt hätte, genau nach seinen Vorschriften zu handeln. Meinem Versprechen genau nach zu kommen ist Pflicht, und ich hoffe von euch, Herr Pfalzgraf, daß ihr eure Ungeduld so lange bezähmen werdet, bis es mir erlaubt ist, sie zu befriedigen. Doch laßt mich zum Zwekke eilen! Ihr versichertet mich, daß es euch betrübt hätte, von eurem Grosvater nicht Enkel genannt worden zu seyn, und ich versichere euch, bey meiner ritterlichen Ehre, daß mich dies ebenfalls tief schmerzte. Ich vermogte etwas bey meinem seligen Herrn, und schmeichelte mir daher immer mit der Hoffnung: daß es mir noch gelingen würde, ihn anderes Sinnes zu machen; aber vergebens war sie, bis ich euch einst im Forste zwischen Freyburg und Weissenburg jagen sahe. Ihr standet eben still und ich ritt so langsam als möglich vor euch vorüber, um euch recht lange und aufmerksam betrachten zu können. Zu meiner Freude bemerkte ich an euch seltne Aehnlichkeit mit eurem

Vater, von dem ihr euch nur durch das Feuer, das aus euren Augen blitzt, unterscheidet, und eilte hierauf zu meinem seligen Herrn, ihm meine Bemerkung mitzutheilen.

Friedrich. Ihr wolltet auch zum Zweck eilen, Herr Ritter, ich finde aber, daß ihr sehr damit zögert.

Ekkard. Gemach, Herr Pfalzgraf, ich zögere nicht ohne Noth. Die Nachricht, welche ich eurem Grosvater brachte, machte tiefen Eindruck auf ihn. Er wünschte euch zu sehn, um sich von der Aehnlichkeit zwischen euch und seinem Sohne zu überzeugen, da ich sie ihm, als so auffallend geschildert hatte.

Friedrich. Sonderbar, Herr Ritter. Sollte Pfalzgraf Friedrich gezweifelt haben, daß ich meines Vaters Sohn wäre?

Ekkard. Wenigstens bezweifelte er, daß Friedrich der Dritte euer Vater wäre.

Friedrich. Unmöglich, Herr Ritter! Warum dies?

Ekkard. Jetzt ist es mir noch nicht vergönnt, euch diese Frage zu beantworten. Geduldet euch einige Augenblicke und erlaubt mir indessen fortzufahren. Durch die Aehnlichkeit mit eurem Vater wurde der Zweifel meines seligen Herrn gewaltig erschüttert. Ich sann auf Mittel, ihn ganz zu vernichten, aber

schwer würde es mir, ein solches Mittel zu finden. Friedrichs aufgeregte grosväterliche Liebe bewog ihn endlich, in einen Vorschlag zu willigen, den ich ihm machte. Verkleidet begaben wir uns nach Schaumburg, wo ihr euch eben damals aufhieltet und beschlossen, hier so lange zu verweilen, bis euer Grosvater Gelegenheit gefunden haben würde, euch so genau zu betrachten wie es mir geglückt war. Sie fand sich bald. Ihr gienget mit den Söhnen des Grafen von Thüringen dem Hause vorüber, in welchem wir uns aufhielten, und ich foderte euren Grosvater auf: unter den Jünglingen, welche er sähe, seinen Enkel zu suchen. „Dieser ist der Sohn meines Friedrichs, oder die Natur lügt,“ zeigte euer Grosvater auf euch und umarmte mich dann mit einem Feuer, das ich von einem Greise wie er nicht vermuthet hätte. „Gott und euch sey Dank“ — rief er aus — „ich habe einen Sohn gefunden und will nun freudig in die Gruft sinken, da ich weiß, daß mein Stamm noch grünt.“

Friedrich. Aber warum erzeigte mir der Pfalzgraf nicht die Wohlthat, selbst es mir zu sagen, daß er mir hinfort den Namen nicht verweigern wollte, nach dem ich mich so oft sehnte.

Ekkard. Weil der Tod ihn daran hinderte. Freude hatte den schwachen Greis so

heftig erschüttert, daß er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Weissenburg erkrankte. Der Tod folgte nach zwey Tagen der Krankheit und wurde eurem Grosvater dadurch verbittert, daß er von hinnen scheiden mußte, ohne euch umarmt und seinen väterlichen Segen gegeben zu haben.

Friedrich. Was hinderte ihn aber beydes zu thun?

Ekkard. Die Nähe seines Endes und die Ueberzeugung: daß es vergebens seyn würde, wenn er euch zu sich rufen liesse, da eure Frau Mutter und ihr Herr Gemahl euch schwerlich würden verstattet haben, seinem Rufe zu folgen.

Friedrich. Ein neues Räthsel! Werdet ihr die Finsternisse bald aufhellen, in die ihr mich führt.

Ekkard. Bald, Herr Pfalzgraf, werden sie sich in Licht verwandeln. Zuvor eine Frage! Habt ihr nie etwas von der Art des Todes eures Vaters gehört?

Friedrich. Man hat mich versichert, daß er auf der Jagd, durch die Unvorsichtigkeit eines seiner Begleiter, eine tödliche Wunde erhalten hätte, an welcher er gestorben wäre.

Ekkard. Auf diese Art war die Wahrheit verunanstaltet worden, bis ihr die Jahre erreichtet, bis zu welchen ihr zurück denken könnt.

In Weissenburg erzählte man sich zwar damals noch die Geschichte von dem Tode eures Vaters der Wahrheit gemäß, aber auch hier wurde diese schon vor mehreren Jahren mit dem Gerüchte verwechselt, das euch zu Ohren gekommen ist.

Friedrich. Und was, Herr Ritter, sagt die Wahrheit?

Ekkard. Daß euer Vater meuchlings ermordet wurde, zwar wohl bey einer Jagd, aber nicht durch einen seiner Gefährten, sondern durch Meuchelmörder, von seinen Feinden gedungen.

Friedrich. Nein, Ritter, nun hör ich euch nicht länger, wenn ihr mir nicht zuvor die Wahrheit aller der unglaublichen Dinge beweist, die ihr mir schon berichtetet.

Ekkard. Eine Schrift durch eures Grosvaters Handzeichen und mit seinem Siegel bekräftiget, wird euch diese Beweise geben und alles Dunkle so schnell aufhellen, wie ein Blitz die Finsterniß der Nacht. Ehe ich sie euch aber überliefern darf, müßt ihr mir noch einige Schritte folgen.

Friedrich. Ich folge, Ritter, aber auf mein Schwerd schwöre ich euch Rache, wenn ihr mich täuscht!

Ekkard. Mein grauer Kopf sinke vor der Zeit in die Grabe, wenn ihr euren Weg nicht belohnt findet!

Sie giengen fort, bis sie eine steinerne Bank erreichten, wo Ekkard den jungen Pfalzgraf zu verweilen bat.

Hier — sprach Ekkard — jammerte euer Grosvater oft über den zu früh entrissenen Sohn; und hier findet ihr Beweise und Aufhellung zu allem, was ich euch sagte. Wollt ihr die Foderung erfüllen, die euer Grosvater an euch macht, so kommen alle jene Dinge in eure Hände.

Friedrich. Und diese Foderung ist?

Ekkard. Lest sie selbst, wenn ihr mir die Steinplatte herab heben helft, welche diese Bank bedeckt.

Friedrich that dies, und Ekkard hob nun aus dem Gemäuer einen Stein heraus, langte ein Stück Pergament hervor und überreichte es dem jungen Pfalzgrafen. Friedrich las:

„Jüngling, der du dich einen Sohn des Pfalzgrafen Friedrichs des Dritten nennst, wisse, daß dieser hier meuchelmörderisch fiel! Rollt sein Blut in deinen Adern: so schwöre einen feyerlichen Schwur, den Tod deines Vaters an seinem Mörder blutig zu rächen, und

empfange den Segen deines Grosvaters; sein Fluch treffe dich aber, wenn du zu vollbringen zögerst, was er und Kindespflicht dir gebieten. Wenig Augenblicke vor seinem Tode verlangt dies dein Grosvater von dir, soll der deinige einst ruhig seyn, so erfülle sein Verlangen".

Friedrich. Geist meines Grosvaters höre meinen Schwur! Dein Fluch — und wenn er der schrecklichste wäre — treffe mich, wenn ich den Tod meines Vaters nicht blutig räche! Nun Ritter?

Ekkard. Schwört auf euer Schwerd, wie es einem Ritter ziemt.

Friedrich entblößte sein Schwerd und wiederholte den Schwur, worauf er gegen den Ritter Ekkard fortfuhr: aber wer war der Verruchte, der mich zum Waysen machte, ehe ich geboren wurde. Dies — erwiederte Ekkard — und Antwort auf alle Fragen, die ich euch nicht beantwortete, findet ihr in diesem Pergamente, das ihr aber nicht eher entsiegeln dürft, bis ihr euch wieder daheim in eurem Gemache befindet. Jetzt kehrt zurück zu Graf Ludwigs Söhnen und kommt morgen wieder hierher, wo ihr mich treffen werdet, um den Rath und Willen eures Grosvaters weiter von mir zu vernehmen. Schwer wird es euch sonder Zweifel seyn, mit der Entsiegelung des Pergaments

so lange zu harren, als ich euch vorschreiben mußte, aber nur unter dieser Bedingung darf ich es euch geben.

Friedrich. Ich gehe sie ein und suche euch hier morgen wieder. Jetzt eile ich zurück zu meinem Knappen und dann mit ihm zu meinen Brüdern.

Ekkard. Zuvor müßt ihr Verschwiegenheit geloben: daß ihr mich hier traft, geloben, daß ihr nicht nur, was ihr von mir erhieltet, verborgen halten wollt, sondern auch, so viel an euch ist, die Empfindungen verhelen, die euch erfüllen werden, wenn ihr das Pergament eröffnet habt.

Friedrich versprach beydes, und eilte nun so schnell als möglich, sich Aufklärung alles dessen zu verschaffen, was ihn mit folternder Neugierde erfüllt hatte.

Begierig das Abentheuer zu erfahren, zu welchem hin sich ihr Bruder von ihnen losgerissen hatte, harrten Ludwigs Söhne im Walde der Zurückkunft Friedrichs. Vergebens suchten sie ihn auszuforschen, und ihre Neugierde wurde um so brennender, da es sich unverkennbar zeigte, daß Friedrich etwas Wichtiges begegnet war.

Denkt euch, theure Leser, Friedrichs namenloses Schrecken, als er die Pergamentrolle

öffnete, darauf gleich Anfangs die Worte fand. Graf Ludwig von Thüringen ist der Mörder Friedrichs des Dritten, und nun die Geschichte der Liebe Ludwigs und Adelheidens so umständlich und aufgeklärt las, wie ihr sie im ersten Theile gelesen habt, nur mit dem Unterschiede, daß ihrer frühern Liebe nicht gedacht und hierdurch die spätere noch strafbarer wurde.

Pater Hugo war der Verfasser dieses Aufsatzes, den er, aufgefodert durch die Qualen seines aufgewachten Gewissens auf seinem Todbette verfertigt und dann Friedrich dem Zweyten übersendet hatte. Die Rache des Greises entbrannte hierdurch mehr als jemals und seine Klagen: daß er sie nicht befriedigen konnte; ergossen sich unaufhörlich gegen den Ritter Ekkard. Mit dem Grafen von Thüringen zu kämpfen machte Friedrich dem Zweyten die Schwäche seines hohen Greisenalters unmöglich, und eben so wenig konnte er seine Klage wider ihn bey dem Kaiser erneuern, da dieser sich eben damals in Italien befand, wo er den Pabst Gregor zu züchtigen gedachte. Auch versprach sich Friedrich wenig von dieser Erneuerung seiner Klage, weil der Kaiser das Versprechen: Ludwigs Schuld streng zu untersuchen und ihn, wenn sie sich bewiese, nicht minder

streng zu bestrafen, unerfüllt gelassen hatte, so ernstlich er es ihm auch sechs Jahr zuvor gab.

Zuweilen fiel es wohl dem Pfalzgrafen ein: seine Rache durch einen gedungenen Mörder üben zu lassen, doch dieser immer nur flüchtige Gedanke wurde jederzeit, durch die Rüge seines Gewissens, bald wieder verscheucht. Sein Gewissen verstattete dem Greise nicht, Meuchelmord durch Meuchelmord zu rächen, nein, nur im gerechten Kampfe oder durch Klagen beym Kaiser, schien ihm dies erlaubt. Daher gesellte sich, als er durch Friedrichs des Vierten Aehnlichkeit mit seinem Sohne allmächtig hingerissen wurde, ihn für seinen Enkel zu erkennen, zu der Freude: seinen Stamm auch nach seinem Tode noch grünen zu sehen; auch die, welche die Hoffnung hervorbrachte: daß er nun wahrscheinlich auch einen Rächer seines ermordeten Sohnes gefunden hätte. Er traf daher die Maaßregeln, denen Ritter Ekkard heut treu handelte und denen wir ihn noch ferner werden treu handeln sehn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wunsch; daß Wahrheit Unwahrheit seyn möge.

Sehnsuchtsvoll flehete Friedrich die Stunde herbey, um welche er, nach der Bitte des Ritters Ekkard, wieder in den Wald bey Scheiplitz kommen sollte. Sie erschien und so heimlich als möglich, auch von seinem Knappen nicht begleitet, machte sich Friedrich auf den Weg. Ekkard, welcher es vermuthete, daß Ungeduld ihn nicht lange würde rasten lassen, harrte seiner schon.

O! Ritter — rief Friedrich ihm zu — welchen Qualen hat mich die schreckliche Schrift, die ich von euch erhielt, Preis gegeben! Denkt euch die fürchterliche Lage, in der ich mich befinde, und bemitleidet mich. Doch nein, was nützt mir euer Mitleid! Rath gebt mir Ritter, Rath, ob ich die Bande der Dankbarkeit, die Bande des Bluts zerreissen, oder den Schwur, den ich gestern hier ablegte, brechen und es wagen soll, von dem Fluch meines Grosvaters mich verfolgt zu sehn!

Ekkard. Daß ihr euch zuerst bemüht, euch zu fassen und dann dem Befehle der Pflicht folgt — dies ist mein Rath.

Friedrich. Ihr seyd ein schlechter Rathgeber Ritter! Was ihr mir da sagtet, konnte ich selbst erklügeln, was aber Pflicht hier befiehlt, wisset ihr sonder Zweifel so wenig als ich. Ihr habt mir die Ruhe meiner Seele, vielleicht für mein ganzes Leben, geraubt. O! Gott, mußte es seyn, daß ich der Unwissenheit, die mich glücklich machte, entrissen wurde! Mußte es seyn, daß ich den, den ich gleich einem Vater liebe, gegen den diese Liebe schuldiges Opfer ist, das seine zärtlich väterliche Sorgfalt mir abfodert, daß ich den meines Vaters Mörder, die, die mich gebahr, ein Ungeheuer fand!

Ekkard. Es mußte seyn, beklagenswürdiger Jüngling! Erkennt den Rathschluß des Schicksals und hadert nicht mit ihm. Wäre es sein Wille nicht gewesen: so würde euer sterbender Grosvater nicht diese qualvollen Gefühle, die ihr jetzt erduldet, in euch haben aufregen dürfen.

Friedrich. Still mit diesem Troste, er wirkt nicht. Rath, Ritter, will ich von euch, wenn ihr welchen habt! Doch vorher sagt: ob dieser Hugo nicht vielleicht log?

Ekkard. Trägt nicht seine Erzählung das Gepräge der Wahrheit?

Friedrich. Wenigstens rechtfertigt sie zugleich meinen Argwohn. Ein Böswicht, der

solcher Thaten fähig ist, als Hugo hier von sich bekennt, kann noch leichter ein schändlicher Lügner seyn. Hugo ist es, der meinen Vater mordete, denn meine Mutter und ihr Gemahl würden diese Freveltthat nicht auf sich gelastet haben, hätte jener Böswicht nicht ihr Gewissen einzuschläfern gewußt.

Ekkard. Ich stimme euch bey, daß aber Hugo nicht log, ist nicht schwer zu beweisen. Entsinnt ihr euch noch der Krankheit eurer Mutter vor sechs Jahren, die kein Arzt zu heilen vermogte und die sie dann erst verließ, als Graf Ludwig von Rom wiederkehrte.

Friedrich. Oft beklagte ich meine Mutter in jenen traurigen Tagen: aber warum ruft ihr diese jetzt meinem Gedächtnisse zurück?

Ekkard. Um euch zu beweisen, daß Hugo Wahrheit bekannte. Das Gewissen eurer Mutter wachte damals auf und — ich habe nie einen Kundschafter zu Wartburg gehabt, daher ich blos muthmaße — und wahrscheinlich entdeckte sie ihrem Gemahle Anfangs die Ursache ihrer Leiden nicht. Später hin muß dies aber geschehen und Graf Ludwigs Gewissen ebenfalls aufgeweckt worden seyn, da er, den sonst keine Schuld belasten kann, nach Rom pilgerte. Dies, und daß Ritter Reinhard zu eben der Zeit, da Graf Ludwig und seine Ge-

mahlin Klöster stifteten, eine namhafte Summe nach Goseck spendete — dies beydes giebt einen unwiderleglichen Beweis für die Wahrheit der Erzählung Hugos.

Friedrich. O! daß ihr mir lieber Beweise von der Unwahrheit derselben geben könntet! Ihr runzelt die Stirn, Herr Ritter, zürnt vielleicht, Friedrichs Sohn so sprechen zu hören, aber vergeßt nicht, daß ich auch Adelheidens Sohn, und Graf Ludwigs Pflegesohn bin. Vergeßt nicht, daß Graf Ludwig sich meiner annahm, da mein Großvater mich von sich stieß!

Eckard. Dies alles ist mir unvergessen, kindliche Liebe aber muß stärker seyn, als Dankbarkeit. Ueber dies, Herr Pfalzgraf, wisset ihr nicht, ob ihr dem Grafen von Thüringen für das, was er an euch that, Dank schuldig seyd, da ihr die Quelle nicht kennt, aus der es floß. Bestreben: sich von dem Verdachte zu rechtfertigen, in welchem er stand, leitete den Grafen sonder Zweifel.

Friedrich. Still, Ritter, schmäht den Grafen von Thüringen nicht! Von allmächtiger Leidenschaft hingerissen und irre geführt durch Hugo und Siegfried, konnte er zwar wohl meines Vaters Mörder werden, aber gleissen und unedel handeln kann er nicht.

Ekkard. Geist des ermordeten Friedrichs steige hervor, verlösche in dem Herzen deines Sohnes die Liebe zu deinem Mörder und entflamme es zur schuldigen Rache! und du, Geist Friedrichs des Zweyten, erinnere ihn an den Schwur: daß dein Fluch ihn treffen sollte, wenn er, der verblendete Jüngling, den Tod seines Vaters nicht blutig rächte! Horch, was rauscht dort, wo Friedrich ermordet wurde, in den Bäumen! Hört ihr es nicht, Herr Pfalzgraf? Es rauscht noch mehr. Noch nicht genug. Geist Friedrichs! Deutlicher mußt du dich deinem unglaubigen Sohn offenbaren! Erscheinen mußt du ihm, gehüllt in den Körper, den du sonst bewohntest und ihm die tödliche Wunde zeigen, die du durch Ludwigen empfingst, wenn er deinen Tod rächen soll!

Leser! stellet euch Friedrichs fürchterliche Verwirrung vor und zürnt nicht über ihn, daß seine wirbelnde Einbildungskraft das Bild vor seine Augen zauberte, das Ekkard vor sie gezaubert wissen wollte.

Genung, Geist meines unglücklichen Vaters — rief er aus — kehre wieder heim in deine Wohnung und sey ruhig! Dein Sohn will deinen Tod blutig rächen. Aber gieb mir auch Kraft, daß ich des Aufrufes der Natur vergesse! Verbanne Dankbarkeit und Liebe aus

meiner Brust, damit durch sie das lodernde Feuer der Rache nicht gestört werde!

Ekkard. Nun seyd ihr würdig Friedrichs Sohn zu heissen! Kommt jetzt in dieses Waldhäuschen, den Willen eures Grosvaters weiter zu vernehmen.

Der Raum verstattet uns nicht, Friedrichs Gespräch mit dem Ritter im Waldhause ganz mitzutheilen, auch halten wir dies für minder nöthig, als es war, ihre vorhergegangenen Gespräche dem Leser wörtlich zu überliefern.

Das Warum brauchen wir hoffentlich gegen den kritischen Leser nicht zu erwähnen, und die nicht kritischen interessirt es nicht. So viel also nur, daß Ekkard dem jungen Pfalzgrafen erzählte, wie sein Grosvater, nachdem er von dem Vorsatze: den Tod seines Sohnes selbst zu rächen, zurückgekommen wäre, dies zuerst durch seines Bruders Adalbert, dann durch seine eigene Klage bey dem Kaiser zu bewirken gesucht hätte. Er überlieferte ihm einige Beweisschriften und zuletzt eine Schrift, von Friedrich dem Zweyten unterzeichnet, worinnen er von seinem Enkel verlangte, daß er seine Länder, die der Graf von Thüringen nach seinem Tode sonder Zweifel vormundschaftlich verwalten würde, da er jetzt schon zuweilen Eingriffe in die

Rechte wagte, die Friederichs Grosvater allein gehörten, von dem Grafen fodern und, so bald er zu dem Besitze derselben gelangt wäre, ihn, den Mörder seines Vaters, zum Zweykampfe fodern sollte.

Friedrich verließ nun den Ritter, und brachte zwey qualvolle Tage, entfernt von allen Menschen, im fürchterlichsten Kampfe mit sich selbst zu. Liebe zu seiner Mutter und zu seinem Pflegevater und Dankbarkeit, die sich der letztere bey ihm in so hohem Grade erworben hatte, stellten sich seinem Vorhaben mächtig entgegen, doch nicht mächtig genug, um es abzuändern. Sein Schwur — und mehr noch als dieser — das Bild seines ermordeten Vaters, das seine, einmal rege gemachte, Einbildungskraft ihm immer von neuem vormahlte, wirkten mächtiger auf ihn, als Liebe und Dankbarkeit.

Der Vorschrift seines Grosvaters gemäß, begann er jetzt also damit, daß er von dem Grafen von Thüringen die Uebergabe seines Landes verlangte. Ludwig verweigerte sie ihm nicht, jedoch mit Ausschluß von Scheiplitz und den übrigen Besitzungen, welche Adelheid als Witthum erhalten hatte. Friedrichs Foderung selbst verwunderte den Grafen um so weniger, da er ohnedies Willens gewesen war,

seinem Pflegesohne, was er jetzt verlangte, unverlangt zu geben, höchlich aber wunderte er sich über die Veränderung, welche sich mit Friedrichen begeben hatte. Unverkennbare Spuren der Verwirrung, in welcher er sich befand, zeigten sich in seinen Mienen und in seinen Handlungen, so ernstlich er sich auch bemühte, sie vor Allen, die ihn sahen und besonders vor Adelheiden und ihrem Gemahle zu verbergen.

Fern von aller Ahndung der wahren Ursache forschte Ludwig liebevoll, was die Heiterkeit seines Pflegesohns gestöhrt hätte, doch war freylich dies Forschen vergebens und die Versicherung: daß ihm eine Verdrießlichkeit begegnet wäre, zwar geringfügig, an sich aber doch bey seinem schnellaufwallenden Blute von heftigem Eindrucke; alles, was Ludwig erfuhr. Wenig und dunkel war dies zwar, durch nichts konnte aber Friedrich bewogen werden, sich deutlicher zu erklären.

Der junge Regent eilte nun nach Weissenburg, theils um Besitz von seinem Lande zu nehmen, theils auch, um sich den forschenden Blicken des Grafen von Thüringen und der Seinigen zu entziehen und seinem Zwecke bald näher zu rücken. Das Erste, was er aus der letztern Ursache that, war die Rückkehr nach

Freyburg, wo er seine Mutter einige Tage zu- vor gelassen hatte.

Ludwig, auf alles aufmerksam, was seinem Lande nützen konnte, lebte nicht immer in Wartburg oder Schaumburg, sondern bald hier bald dort in seinem Lande, um sowohl den Wunsch aller seiner Unterthanen: ihn mitten unter sich zu sehen; so viel als möglich zu erfüllen, als auch mehrere Städte den Vortheil geniessen zu lassen, den den Bürgern die Gegenwart ihres Regenten gewährt.

Durch ein Gespräch mit dem Ritter Ekkard, auf dem Platze, wo Friedrich der Dritte ermordet worden war, hatte der junge Pfalzgraf sich zu stärken gesucht, bevor er seinen Weg zu dem Grafen von Thüringen antrat; und dies Stärkungsmittel, von dem Ritter Ekkard bereitet, war so wirksam gewesen, daß Zorn und Rachbegierde Liebe und Dankbarkeit aus dem Busen des Pfalzgrafen verdrängt hatten. So trat er in das Gemach seiner Mutter. Er glühete, und seine Augen sprühten Feuer, wodurch Adelheidens Blick an ihn gefesselt wurde. Adelheid — wir wissen nicht, ob aus geheimer Ahndung dessen, was ihr bald hernach Schaudern erregte — Adelheid führte ihren Sohn zitternd in ein Seitengemach, um mit ihm, entfernt von ihren Töchtern und einigen

Frauen, die sich bey ihr befanden, zu sprechen.

Woher, mein theurer Sohn — begann Adelheid, — woher kömmt mir die unerwartete Freude, dich so bald wieder zu sehn? Aber was fehlt dir? Deine Lippen sind blau, jedes deiner Glieder zittert und aus deinen Augen blitzt Zorn?

Friedrich. Eine Bemerkung, die ich zum Theil auch an euch mache. Was an mir eure Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die Folge einer Erhitzung im Forste zwischen Weissenburg und Scheiplitz und der Eil, womit ich den Weg hieher machte.

Adelheid. Was nöthigte dich aber zu dieser Eil?

Friedrich. Eine geheime Aufforderung, deren Ursache ich mir selbst nicht zu erklären weiß, denn was mich nach Freyburg führte, hätte solcher Eil nicht bedurft. Ich wollte euch blos bitten: mich zum Besitzer alles dessen zu machen, was mein Vater mir hinterließ.

Adelheid. Besitzest du es nicht schon?

Friedrich. So müßte euer Gemahl mich falsch berichtet haben, da er, nicht fern von Weissenburg zwischen meinen Besitzungen und dem, was ihr davon gerissen habt, die Gränze zog.

Adelheid. Gerissen! Woher mein Sohn diese Sprache! Besitze ich nicht mit Recht, was dein Vater dir als mein, so lang ich lebe, nannte? Kann mein Sohn mir entziehen wollen, was sein Grosvater, der doch an mir und ihm gleich ungerecht handelte, mich ruhig und ungestört besitzen ließ, da es ohnehin bald wieder an ihn zurückfallen wird? Denn wie viel werden der wenigen Jahre meines Lebens noch seyn!

Friedrich. Ich fordere mein Eigenthum, Frau Gräfin, und werde mir es nicht länger zurückhalten lassen!

Adelheid. Vergißt Friedrich, daß er mit seiner Mutter spricht, da er in einem so unziemlichen Tone Ungerechtigkeiten fodert?

Friedrich. O! daß ich es vergessen könnte, daß ihr meine Mutter seyd! Daß ich in euch nur die Gemahlin des Grafen von Thüringen sähe und die unrechtmäßige Besitzerin meines Eigenthums!

Adelheid. Gehe zu meinem Gemahl, Pflichtvergessener! Ihm donnere deine Ungerechtigkeiten vor, und er wird deinen Undank, deine Pflichtvergessenheit vergelten, wie du es verdienst und zugleich mich in dem gerechten Besitze meines Witthums schützen.

Friedrich.

Friedrich. Weiber, Frau Gräfin, die sich selbst zu Wittwen machen, dürfen kein Witthum fodern, und müssen ihrem günstigen Schicksale danken, wenn sie nicht gerechte Strafe für ihre Unthat trifft!

Adelheid — erblassend — Friedrich, ich ahnde, daß ein Böswicht mich dich durch Verleumdung verunglimpft hat!

Friedrich. Ihr würdet richtig ahnden, wenn ihr vermuthetet, daß ein Böswicht, ein gewisser Hugo, die Sünden bekannt hätte, die er euch zu frommen that. Er setzte das Bekenntniß derselben auf, übersendete es meinem Grosvater und von diesem erhielt ichs. Ihr beginnt zu beben. Ha — Ehebrecherin, Mörderin meines Vaters, fühlst du, daß der, dem du das Leben gabst, dein Verbrechen kennt und dich verabscheuen muß! Doch dies sey auch alle Rache, die er an dir übt; die Folvern des Gewissens, denen er dich überläßt, deine Strafe! Entsetzen warf Adelheiden ohnmächtig zur Erde. Friedrich verließ sie und rief den Weibern im Gemache, durch das er zurück gieng, zu: geht hinaus, eurer Frau beyzustehn!

Auch hier hatte Friedrich den Vorschriften seines Grosvaters gemäß gehandelt; denn nur an dem Grafen Ludwig hatte er ihm blutige

Rache geboten. Doch hatte Ritter Ekkard viele Mühe gehabt, die Foderung des Greises so weit zu beschränken. Was er von seinem Enkel verlangte, war ohnehin schon so viel, daß Friedrich es nicht würde haben leisten können, wenn Ritter Ekkard ihn nicht mühevoll geleitet hätte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser schafft dem Grafen von Thüringen auch einmal Vortheil.

Sobald Friedrich nach Weissenburg zurückgekommen war, sendete er den Ritter Ekkard an den Grafen von Thüringen: Scheiplitz, und was sonst noch zu Adelheidens Witthum gehörte, von ihm zu begehren.

Nie — antwortete Ludwig dem Ritter — nie werde ich verschleudern, was meiner Gemahlin mit Rechte gebührt. Euch, Herr Ritter, bitte ich, eilend nach Weissenburg zurück zu kehren, damit ich in euch den Abgesandten des Pfalzgrafen von Sachsen nicht vergesse, und dagegen nur den strafbaren Aufwiegler erblicke, der den Sohn wider seine Mutter empörte und gegen den, der ihm mit vatergleicher Liebe pfleg-

te und erzog. Fürwahr, Herr Ritter, ihr hättet weislicher gethan, wenn ihr eure letzten Tage nicht mit einer so ungerechten Handlung befleckt hättet.

Ich that — antwortete Ekkard — was Gerechtigkeit, und der letzte Wille meines seligen Herrn von mir erheischten.

Ihr thatet was euch gefiel — erwiederte Ludwig mit steigendem Affekt — und könnt dies auch fernerhin thun, nur wagt es nie, wieder zu dem zu kommen, gegen den ihr den Jüngling Friedrich zur Undankbarkeit, zur Pflichtvergessenheit verleitetet. Ihm, diesem irre geführten Jünglinge, sagt, daß er es nur den Fürbitten seiner Mutter, die ihre mütterliche Liebe nicht verleugnen kann, ob er sie gleich frevelnd zum gerechtesten Zorn reitzte, daß er es nur den Bitten dieser gekränkten Mutter zu danken hat, daß mein entbrannter Grimm ihn nicht nach Würden züchtigte.

O! nein Herr Graf — endigte Ekkard bitter — dies sage ich meinem Herrn nicht, denn er würde zweifeln, daß ich Wahrheit spräche, zweifeln, daß der Graf von Thüringen gegen ihn Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit häufen wollte.

Ludwig verstummte und Ekkard gieng; vielleicht aus Furcht: daß jener seine Drohung gegen ihn selbst wahr machen mögte, doch hätte diese Furcht fern von ihm bleiben können, da es Ludwigs eifrigster Wunsch war: mit seinem Pflegesohne friedlich überein zu kommen; so wenig er ihn auch gegen den Ritter äusserte. Absichtlich hatte er der Hitze Friedrichs gleiche Hitze entgegen gesetzt, weil er hierdurch jene am ersten zu dämpfen hoffte, welches ihm auch vielleicht gelungen wäre, wenn Friedrich nicht in allem nach dem Rathe des Ritters Ekkard gehandelt hätte. Gefühl der Dankbarkeit, das sich noch oft in seinem Busen regte, und Furcht vor der Macht des Grafen von Thüringen würden ihm nicht erlaubt haben, so weit zu gehen, als er auf Ekkards Rath ging.

Im Vertrauen: daß Friedrichs Hitze schnell wieder verrauchen würde; sendete Ludwig den Abt Konrad zu Goseck, einen Mann, der ihm ganz ergeben war, nach Weissenburg.

Konrad wendete alles an, den jungen Pfalzgrafen, den er nicht als Ludwigs Abgesandter, sondern blos als Abt zu Goseck heimsuchte, anderes Sinnes zu machen. Er gab vor, nach Weissenburg gekommen zu seyn, um dem Schirmvoigte seines Klosters die schuldige Ehrerbietung zu bezeigen, ermangelte aber nicht, bald der

Mishelligkeit zu erwähnen, in die, wie er vernommen hätte, der Herr Pfalzgraf mit dem Grafen von Thüringen gerathen wäre.

Da nach einer alten Erfahrung der Mund leicht überfließt, wes das Herz voll ist, wurde es dem Abte zu Goseck nicht schwer, von dem jungen Pfalzgrafen in kurzem mehr zu erfahren, als er schon wußte. Friedrichs Aeusserungen deuteten auf keinen glücklichen Erfolg der friedlichen Unterhaltungen, die Konrad einzuleiten gedachte, dennoch nahm dieser sich vor, alles zu thun, was seine Kräfte vermögten, um die Wünsche des Grafen von Thüringen zu erfüllen.

Er begann damit, den Vater Hugo bey dem Pfalzgrafen verdächtig zu machen, indem er ihm versicherte, daß Hugos Andenken allen Klosterbrüdern zu Goseck ein Scheusal wäre, da ihn alle als einen falschen, rachsüchtigen Mann, dessen Vergnügen es gewesen wäre, bösen Leumund zu machen, gekannt hätten. Er setzte dann hinzu, daß die Handschrift, die der Pfalzgraf von seinem Grosvater ererbt hätte, Hugos letzte schwarze That gewesen wäre. Hugo — sprach Abt Konrad — bat den Grafen von Thüringen: sich bey seinem Freunde, dem Bischoffe Bukko von Halberstadt, dahin zu verwenden, daß er ihm in seinem Sprengel

eine Stelle gäbe, welche dem Ehrgeitze Hugos gelüstete. Graf Ludwig that dies nicht, weil er sich, wie euch unverholen seyn wird, nie für verachtungswerthe Menschen vermittelte, weshalb Hugos Rachsucht das schändliche Gewebe von Unwahrheiten ausbrütete, das ihr, gnädiger Herr, verleitet worden seyd, für ein Geständniß der Wahrheit gelten zu lassen.

Konrads Mittlergeschäft endigte sich nicht nach seinem und Ludwigs Wunsche; Friedrich nannte ihn einen Mann, der die Gerechtigkeit und den Schirmvoigt seines Klosters weniger ehrte, als den Grafen von Thüringen, der ihn erkauft hätte, zu seinem Vortheile zu sprechen; und unwillig hieß er ihn zuletzt von sich gehen.

Friedrich ließ nun alle seine Getreuen und Lehnsleute aufbieten, zuvor aber, ehe sich sich versammelten, die Frage an seinen Stiefvater wiederholen, auf welche Ekkard verneinende Antwort erhielt. Die zweyte Antwort war der ersteren gleich, worauf Friedrich, ohne längern Verzug, mit gewaffneter Hand sich den Besitz dessen erwarb, was Ludwig ihm verweigerte. Dieser führte nun eine eilend gesammelte Schaar nach Scheiplitz, schlug Friedrichen mit den Seinigen zurück und sendete noch einmal an ihn, zur friedlichen Beylegung ihres Zwistes einen

Versuch zu machen. Er mislang und alles Ernstes befehdeten sich nun Friedrich und Ludwig.

Einige Wochen hatte schon ihre Fehde gedaurt; und doch war Friedrich noch nicht zur Beylegung derselben geneigt. Sie zu bewirken machte sich der Abt Konrad noch einmal zu dem Pfalzgrafen auf, allein er war jetzt noch unglücklicher, als das erste mahl, indem Friedrich so sehr wider ihn aufgebracht wurde, daß er ihn aus seinem Kloster verjagte und einen andern Abt an seine Stelle setzte.

Nicht um den Tod seines Vaters zu rächen, sondern nur um seine Rechte zu schützen, setzte Friedrich seine Fehde fort, von der er wenig Vortheil hatte, weil Ludwigs Tapferkeit und Kriegserfahrenheit den Vortheil gewöhnlich auf seine Seite zu ziehen wußte, wenn er schon nicht wie Friedrich, seine ganze Macht in Bewegung gesetzt hatte. Dies war er nun Willens zu thun, um, wenn es möglich wäre, dem Unwesen mit einemmahle ein Ende zu machen, so wie Friedrich sich dagegen vorsetzte: die Befriedigung seiner Rache nicht länger zu verzögern. Er sendete daher dem Grafen von Thüringen, als dem Mörder seines Vaters eine Ausfoderung: sich zum Kampfe mit ihm nach Merseburg zu stellen; und er war eben im Begriff diese Ausforderung unter den Seinigen öffentlich bekannt

zu machen, als Bischoff Waltram zu Naumburg in seinem Lager ankam.

Waltram hatte von dem Kaiser Auftrag erhalten, alle seine Ueberredungskunst aufzubieten, um den Grafen von Thüringen für den Kaiser zu gewinnen. Das Gerücht hatte den Bischoff zu Naumburg die Ursache der Fehde zwischen dem Pfalzgrafen von Sachsen und seinem Stiefvater genannt. Er vermuthete mit Rechte, daß die Beylegung desselben dem Grafen von Thüringen, aus Sorge für seinen guten Namen, sehr wünschenswerth gemacht werden müsse und beschloß, diese Beylegung zu bewirken, um sich dadurch bey dem Grafen ein Verdienst zu erwerben, damit seine Bemühung: ihn zu des Kaisers Freunde zu machen; um so eher gelingen mögte.

Da euer Lager so nahe bey Naumburg ist, Herr Pfalzgraf, konnte ich der Begierde nicht widerstehen, den jungen Helden kennen zu lernen, der es wagt, sich mit einem so versuchten Krieger, als Graf Ludwig ist, zu messen — suchte Waltram des Pfalzgrafen Verwunderung über seinen Besuch zu mildern und zugleich die wahre Ursache desselben zu verbergen.

Friedrich wußte, daß Waltram kein Freund Ludwigs war, so wie er überhaupt keines Menschenfreund war, der sich nicht zu den Fahnen

des Kaisers hielt. Er ahndete daher nicht, was den Bischoff zu ihm geführt hätte, und befürchtete aufs höchste, daß er deswegen käme, um ihn zu einem Freunde des Kaisers zu machen. Waltram äusserte nichts von dieser vermutheten Absicht, wußte sich aber durch Lob und feine Schmeicheleyen das Zutrauen des ehrgeizigen Jünglings bald zu erwerben. Die Folge hiervon war, daß Friedrich ihm alle seine Geheimnisse entschleierte, und so ihm auch entdeckte, daß er den Grafen von Thüringen zum Kampf gefodert hätte, und diese Foderung seinem ganzen Heere bekannt zu machen gedächte. Waltram bemühte sich alles Ernstes, ihn hiervon abzurathen.

Was ihr thut — sprach er — ist zwar Befolgung der Auffoderung kindlicher Pflicht, aber verzeiht mir, wenn ich euch unverholen sage, daß Staatsklugheit und Sorge für euer und der Eurigen Wohl andere Foderungen an euch machen. Ihr kennet das Verhältnis zwischen mir und dem Grafen von Thüringen, daher der Verdacht: daß Partheylichkeit für ihn aus mir spreche; hoffentlich fern von euch seyn wird.

Friedrich. Fürwahr, Herr Bischoff, dieser Verdacht ist fern von mir, ob er gleich durch das, was ihr mir sagt, beynahe aufgeregt werden muß.

Waltram. Ihr thätet wir Unrecht, Herr Pfalzgraf, wenn ihr meinen Worten eine andere Ursache zum Grunde legtet, als den Wunsch: einem jungen Fürsten, von dem, wie ich nun finde, das Gerücht mir nicht zu viel Gutes sagte, gefällig und nützlich zu seyn, und ihn aufmerksam zu machen auf sein eignes Wohl, das kindliche Liebe und — verzeiht meinem Alter und meiner Freundschaft für euch diesen Ausdruck — und die, seinem Alter gewöhnliche, Hitze vergessen lassen. Sind euer Wohl und eure Ehre euch lieb: so gebt dem Rathe eines Freundes Gehör und vertragt euch mit dem Grafen von Thüringen in Güte.

Friedrich. Kann ein Freund mir dies rathen?

Waltram. Vergönnt mir, ganz offen gegen euch zu seyn; und ihr werdet finden, daß mein Rath der Rath eines Freundes ist. Die glücklichste mögliche Folge eures Zweykampfs mit dem Grafen Ludwig wäre sein Fall, durch welchen zwar eure Rache befriedigt, zugleich aber auch euer zeitliches Glück, vielleicht auf ewig zertrümmert würde. Den Tod ihres Vaters zu rächen, würden Ludwigs Söhne nicht ermangeln, mit aller ihrer Macht euch zu überziehn, auch nöthigenfalls die Menge ihrer Vettern zu ihrer Hülfe herbey zu rufen, die ihnen so wenig

entstehen würde, als der Beystand des Grafen von Sommersenburg, der diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen würde, um vielleicht die Pfalz Sachsen, nach der, wie euch so wohl wie mir bekannt seyn wird, alle seine Wünsche streben, zu erbeuten. Denkt euch diesen mächtigen Bund und entscheidet dann selbst, ob ihr einziger, bey aller Tapferkeit, so Vielen würdet widerstehen können.

Friedrich. Herr Bischoff, ihr zeigt mir da eine schaudervolle Aussicht, in die ich wirklich noch nicht blickte.

Waltram. Und gesetzt, dieser mächtige Bund schadete euch nichts: so ist doch eure Ehre verloren, so bald ihr mit dem Grafen von Thüringen kämpft. Freunde müssen ohne Zurückhaltung Wahrheit reden und — Wahrheit, wisset ihr wohl Herr Pfalzgraf, tönt dem Ohr nicht immer lieblich — werdet ihr es daher meiner Theilnahme an eurem Besten und meinen Wünschen: etwas zu der Beförderung desselben beyzutragen — werdet ihr es dieser verzeihen, wenn das, was sie mir noch zu sagen befehlen, auch nicht lieblich klingt?

Friedrich. Ihr habt eure Gewogenheit gegen mich schon zu lebhaft geäussert, als daß ich aus eurem Munde nicht alles dankvoll annehmen sollte.

Waltram. Ihr scheint vergessen zu haben, daß, so bald durch euren Zweykampf in aller Menschen Munde kommen würde: der Graf von Thüringen hätte euren Herrn Vater ermordet, man sich zugleich von neuem erzählen würde: daß Graf Ludwig, mehrere Monden vor dem Tode eures Vaters seine Gemahlin fleißig besuchte und, daß später hin das Gerücht, welches euer Grosvater zuerst verbreitete und das von Weissenburg schnell weiter lief, daß dies Gerücht sagte: Ihr hättet jenen Besuchen euer Leben zu verdanken.

Friedrich. Herr Bischoff!

Waltram. Ich sagte euch zuvor, daß meine Wahrheit nicht lieblich klänge, und ihr erlaubtet mir dennoch, sie euch zu sagen. Arzneyen, Herr Pfalzgraf, muß man, bey dem widrigsten Geschmacke, nicht verwerfen, wenn nur ihre Wirkung wohltbätig ist. Noch einmal muß ich euch sagen, daß ihr es wagt: Bastart gescholten zu werden, wenn ihr selbst als Wahrheit erkennet, was man schon vor vielen Jahren als Unwahrheit verworfen hatte.

Friedrich. Bezeugt nicht mein Gesicht, daß ich Friedrichs Sohn bin?

Waltram. Wenigstens minder als es eurem Grosvater, und dem Ritter Ekkard dünkt. Auch, ich finde einige Aehnlichkeit zwischen euch

und eurem Vater, doch ist in eurem Gesicht wenigstens eben so viel, was eurem Vater nicht gleicht, da euer Feuer, das jenem mangelte, diese ähnlichen Züge oft verändert. Ueberdies ist Aehnlichkeit kein so gültiger Beweis für die Abstammung, daß die Eurige mit eurem Vater jenes, unvermeidliche erneuerte Gerücht, wiederlegen könnte. Bedenkt, daß man euch, zugleich mit jenen Scheltworten, mit dem Namen eines Vatermörders brandmarken würde, und entscheidet nun, ob nicht Sorgfalt für euer Bestes meinen Rath gebahr.

Waltram hatte dem Pfalzgrafen Dinge gesagt, an die er ohne ihn nicht gedacht haben würde, und die ihn um so mehr beunruhigten, da er gestehen mußte, daß es keine Hirngespinste waren. Die Furcht vor dem mächtigen Bunde, dessen Entstehung Waltram weissagte, wenn Friedrich im Kampfe mit dem Grafen von Thüringen den Sieg erhalten würde, machte auf den rachedürstenden Jüngling weniger Eindruck, als der Gedanke an die schmählichen Namen, die Waltram ihm verkündigte. Mit der Leichtigkeit, mit der die Jugend Wünsche in Hoffnungen verwandelt, hoffte er: dem Bunde, zum Vortheil des Grafen von Thüringen, einen andern entgegen zu stellen, ob er gleich zur Erfüllung dieser Hoffnung so ganz

keine Wahrscheinlichkeit vor sich sahe, da er hingegen die Unmöglichkeit erkennte, die vielen tausend Zungen des Gerüchts zu binden.

Ueber seinem Gespräche mit dem jungen Pfalzgrafen, von welchem wir nur das Wichtigste lieferten, hatte dem Bischoff von Naumburg die Nacht übereilt, weshalb er die Einladung seines Wirthes: in seinem Lager zu übernachten; freudig annahm. Die erste Veranlassung hierzu war der Wunsch des Pfalzgrafen: dem Ritter Ekkard die Zweifel vorzulegen, die Waltrams Reden in seinem Busen erzeugt hatten.

Ekkard hatte das Lager verlassen, um im Lande seines Herrn umher zu ziehen und die Bewohner desselben zu noch lebhaftern Rüstungen aufzufodern. Heut hatte er versprochen zurück zu kommen, allein er kam nicht und Friedrich mußte seine Zweifel selbst zu lösen suchen. Sie wurden immer mächtiger, so daß er nach und nach zu glauben anfing, daß sein Grosvater, wenn Bischoff Waltram mit ihm gesprochen hätte, ihm gewiß die Befehle nicht hinterlassen haben würde, die Ekkard ihm überliefert hatte. Der Schwur blutiger Rache war es allein noch, was sich der Neigung: dem Rathe des Bischoffs zu folgen; widersetzte.

Der Morgen erschien, und Waltram, als ein menschenkundiger Mann, wurde nach dem ersten Blicke auf den Pfalzgrafen gewahr, was durch ihn erregt in seinem Innern vorgegangen war. Um den Verdacht: daß er aus Gunst gegen den Grafen von Thüringen handelte; ganz zu verhindern, gedachte er dessen, was gestern der wichtigste Gegenstand der Unterhaltung gewesen war, jetzt um so weniger, da er gewiß voraus sahe, daß Friedrich bald selbst das, durch die Nacht geendigte, Gespräch fortsetzen würde. Seine Erwartung wurde erfüllt.

Eure Reden — sprach Friedrich — haben mich erschüttert. Ich, der fest zu stehen wähnte, schwanke jetzt gleich einem Schilfrohre.

So sey der Augenblick gesegnet, wo ich zu euch zu gehen beschloß — erwiederte Waltram — ohne zu ahnden, daß mir das Glück beschieden wäre, auf diesem Wege etwas Gutes zu schaffen.

Friedrich. O! Herr Bischoff, ich finde die folterndsten Zweifel, den fürchterlichsten Kampf in mir selbst nichts Gutes!

Waltram. Dafür werdet ihr es um so mehr in der Wirkung dieser Uebel finden. Euer Selbstkampf wird sich legen, so bald eure Zweifel gehoben sind, das mir fürwahr nicht schwer werden soll!

Friedrich. Meint ihr, daß es so leicht ist, einem Eide jene Verbindlichkeit zu nehmen? Nur dann, wenn ihr dieses könnt, mögt ihr meine Zweifel heben!

Waltram. Einem erzwungenen Eide, durch Täuschung der Sinne bewirkt, gebricht diese Verbindlichkeit ohnehin, und nur allzuzarten Gewissen zu frommen, ist uns, den Dienern Gottes, die Gewalt gegeben, von solchen Eiden zu entbinden. Ist euer Gewissen eins dieser allzuzarten: so will ich euch von einem Eide loszählen, der euch vor keinem Gerichte gedacht werden wird.

Friedrich. Geist meines Grosvaters umschwebe mich und lispele mir Wankenden den Entschluß zu, der sonder Beschwerung meines Gewissens der beste ist!

Waltram. Ist es diesem seligen Geiste vergönnt, euren Wunsch zu erfüllen: so muß euch jetzt eine geheime Stimme zurufen: folge Waltrams Rathe!

Zu oft hatte Friedrich schon während der verflossenen Nacht diese Worte zu hören geglaubt, als daß er sie nicht jetzt, noch stärker tönend, hätte hören sollen. Es war ihm nicht, als ob dieser Zuruf aus seinem Innern empor stiege, nein, getäuscht durch seine Phanthasie

glaubte

glaubte er ihn wirklich in sein Ohr dringen zu hören. Er folgte demnach dem Rathe des Bischoffs, ließ sich von seinem Eide entbinden und freute sich seines Erbietens: daß er zu dem Grafen Ludwig gehen und die Aussöhnung desselben mit ihm bewirken wollte. Ludwig zur Aussöhnung geneigt, machte es dem Bischoff nicht schwer, seine Absicht zu erreichen. Noch an dem nämlichen Tage kam sie zu Stande. Friedrich nahm seine Ausfoderung zurück, gelobte eidlich, sie nie wieder zu erneuern, noch den Grafen von Thüringen und seine Gemahlin je wieder im geheim oder öffentlich der Ermordung seines Vaters zu beschuldigen und erhielt dafür alles, was ausser Scheiplitz, zu dem Witthum seiner Mutter gehörte. In dem Besitze dieses Ortes bis an ihren Tod versprach er sie nicht zu stören.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ludwig erinnert seine Gemahlin an ihre mütterlichen Pflichten.

Voll inniger Freude, über die Beendigung des widrigen Zwistes mit seinem Pflegesohne kehrte

Ludwig in die Arme seiner Gemahlin zurück, fand aber ihre Stimmung nicht mit der seinigen in Einklang. Liebe für ihren Gemahl machte zwar Adelheiden die Beylegung seines Zwistes angenehm, ihr selbst aber konnte sie die Heiterkeit nicht wiedergeben, die seit dem Tage, wo Friedrichs Worte sie zu Boden gestürzt hatten, von ihr geflohen war. Ludwig traf sie des Vorsatzes voll: nicht dann erst, wenn ihr Ende sich nahen würde, sondern jetzt in das Kloster zu Scheiplitz zu gehen; um der Schmach zu entfliehen, die sie fernerhin erdulden zu müssen fürchtete.

Friedrich hatte zwar Stillschweigen eidlich gelobt, allein Adelheid zweifelte, daß er seinem Schwure treu bleiben würde, so wie sie gewiß überzeugt zu seyn glaubte, daß er nie die Hand zum Frieden geboten haben würde, wenn Ekkard in seinem Lager gewesen wäre.

So bald dieser blutdürstige Mann zurückkehrt — sprach Adelheid — wird Friedrich die kaum beendigte Fehde von neuem beginnen und sich von seinem Geschöpfe, dem Abt Friedrich zu Goseck, von dem Eide loszählen lassen, den er euch leistete.

Ihr quält euch mit unnützer Furcht, geliebtes Weib — antwortete Ludwig — Einmal ließ sich Friedrich von dem Ritter Ekkard

täuschen, nun aber, da er erkannt hat, wie er sogar nichts im Kampfe mit mir gewinnen kann, wird des Ritters List ihn nie wieder zu berücken vermögen. —

Ein Blick auf den so leicht zu täuschenden Friedrich läßt mich das Gegentheil nur allzugewiß ahnden — seufzte Adelheid.

Wozu, Liebe, diese selbst geschaffene Qual — entgegnete Ludwig — Ahndungen sind trügend. Warum willst du also durch so trügende Dinge dir Kummer machen lassen?

Weil ich leider nur schon allzuoft überzeugt wurde, daß meine Ahndungen nicht trogen — antwortete Adelheid — Entsinnst du dich noch, daß du einst, meine Ahndungen verachtend, voll hohen Vertrauns auf Heinrichs Wort, getrost nach Spira giengst und es dann zu spät, im Kerker auf dem Giebichenstein, bereuetest, daß du meine Ahndungen nicht geglaubt hattest? Nein, jetzt da es noch Zeit ist, will ich mich in das Kloster zu Scheiplitz verbergen, ehe vielleicht meine Kinder und Alle, die um mich sind, vor mir, der Mörderin, fliehen.

Und willst also, um der Täuschung eines Hirngespinstes zu folgen — suchte Ludwig Adelheidens Entschluß zu ändern — deine Cecilie

unterzogen und deine Adelheid noch nicht ganz ausgebildet verlassen?

Ludwig hatte seiner Gemahlin mütterliche Liebe erweckt und bemühte sich nun, sie immer lebhafter und thätiger zu machen, wodurch es ihm endlich gelang, von Adelheiden das Versprechen zu erhalten: daß sie sich nicht eher von ihm und ihren Kindern reissen wollte, bis Friedrich die beygelegte Fehde erneuern und die zurückgenommene Ausfoderung ihrem Gemahl zum zweyten mahle senden würde.

Gleich Anfangs hatte Ludwig vermuthet, daß der Bischoff zu Naumburg sich des Mitlergeschäfts zwischen ihm und seinem Pflegesohne, nicht eben aus Menschenliebe, sondern aus andern Absichten unterzogen hätte, aber erst nach drey Monaten sahe er seine Vermuthung bestätiget. Weislich hatte Waltram bis jetzt geschwiegen, und den Verdacht: daß er absichtlich gehandelt hatte; von sich abzulehnen, nun aber ließ er ein Sendschreiben an den Grafen ergehen, in welchem er alle Beredsamkeit anwendete, Thüringens mächtigsten Fürsten für den Kaiser zu gewinnen. Er glaubte den Grafen von Thüringen durch Schmeicheley und Opfer, dem Ehrgeitze gebracht, zu reizen und beehrte ihn deshalb sehr oft mit dem Titel eines durchlauchtigen und glorwürdigen Fürsten, vergas auch

nichts um ihn zu überreden, daß nicht Partheylichkeit für den Kaiser, sondern nur Freundschaft für den Grafen seine Feder führte.

Waltram verschwendete seine Schmeicheleyen und seine Ehrentitel vergebens. Ludwig wollte sein Schreiben gar nicht beantworten, doch übertrug er nach einiger Zeit die Beantwortung desselben seinem Freunde, dem Bischoffe Stephan zu Halberstadt. Stephan schien von seinem Vorweser den Haß gegen den Kaiser geerbt zu haben, aus welchem die Antwort an den Bischoff zu Naumburg floß. Sie war bitter und wurde das immer mehr, je länger Stephan fortschrieb. Er begnügte sich nicht damit, den Bischoff der Simonie und Ketzerey zu beschuldigen, sondern erlaubte sich auch Anzüglichkeiten gegen den Kaiser, indem er diesen einen gebannten Ketzer nannte, der des Namens eines Königs nicht würdig wäre und für Geld, Schmeicheley und Vergunst zum Ehebruch Bisthümer vertheilte, durch welche Mittel Waltram auch das Einige erschlichen hätte; und schloß mit der Versicherung: daß Graf Ludwig für einen solchen Mann nie und am wenigsten wider sein Vaterland fechten würde.

Unwillig seinen Zweck verfehlt zu sehen, bereuete Waltram, daß er sich, nutzlos für ihn, so viele Mühe gegeben hatte, den Pfalzgrafen

von Sachsen mit seinem Stiefvater auszusöhnen. Sich an den letztern zu rächen, sendete er einen seiner Dienstmannen nach Weissenburg, mit dem Auftrage: den Pfalzgrafen nicht nur zur Erneuerung der Fehde, sondern auch zu einer zweyten Kampffoderung zu bewegen. Daß dieser Mann nicht als Waltrams Abgeschickter erschien, bedarf wohl keiner Erinnerung, und euch, theure Leser, zu erzählen, unter welcher Vermummung er bey dem Pfalzgrafen auftrat und welcher Mittel er sich bediente, ihn nach dem Willen des Bischoffs zu leiten, ist uns der wenige Raum, den wir noch übrig haben, zu theuer, auch gehört dies weniger in Ludwigs als in Friedrichs Geschichte, daher nur so viel, als der Zusammenhang nöthig gemacht.

Ritter Ekkard war entschlummert, eine Folge der Beschwerden, welchen er sich bey der Fehde seines Herrn mit dem Grafen von Thüringen Preis gegeben hatte, ohne zu bedenken, daß sein Körper, vom hohen Greisenalter geschwächt, diese Beschwerden nicht mehr zu dulden vermögte. Vielleicht trug auch der Gram, bey seiner Rückkehr, in das Lager des Pfalzgrafen, den Zwist beendigt zu sehen, dessen Anfang er mit saurer Mühe bewirkt hatte, viel dazu bey, sein graues Haupt vor der Zeit in die Grube zu stürzen, besonders weil es ihm bey

allem Bestreben unmöglich war, die Gewalt über den Pfalzgrafen, die er vorher besessen hatte, wieder zu erhalten.

Gleich nach seinem zweyten Gespräche mit dem Ritter hatte Friedrichs Inneres zuweilen sich dawider empört, seiner Leitung und dem Willen seines Grosvaters zu folgen. Anfangs geschahe dies nur aus Gefühl der Liebe und der Dankbarkeit, späterhin auch aus Unwillen, daß er in seinen Unternehmungen wider den Grafen von Thüringen nicht glücklicher war. Selten waren zwar diese Anwandlungen von Reue über das, was er that, dann aber auch so heftig, daß Friedrich nur durch die Erinnerung an seinen Eid zur Vollendung des angefangenen Werkes vermogt werden konnte. Nun, da Bischoff Waltram ihn von diesem Eide entbunden hatte, stellte sich den Regungen seiner Liebe und seiner Dankbarkeit nichts mehr entgegen, daher Ritter Ekkard ohne den Trost: den Willen seines seligen Herrn vollbracht zu haben; von hinnen scheiden mußte.

Ohne Erfolg arbeitete daher auch Waltrams Abgeschickter für den Nutzen seines Herrn, bis er endlich den Abt zu Goseck zu Hülfe nahm. Durch die Ueberredung des letztern und durch seine Klagen: daß Ludwigs Aufseher über die seinem Kloster nahe gelegenen Länder, zu-

weilen auch so gar seine Gerichtsvögte in die Rechte des Klosters Eingriffe wagten; wurde endlich Friedrich bewogen den Grafen von Thüringen von neuem zu befehden.

Die Nachricht hiervon machte unserm Ludwig weniger Kummer, als die Furcht: daß Adelheid ihren Vorsatz: sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen; nun nicht länger unausgeführt lassen würde; doch erhielten seine Bitten endlich so viel, daß Adelheid versprach: nur dann erst den Schleyer zu nehmen, wenn Friedrich seine Foderung zum Zweykampfe erneuern sollte. Damit die Liebe ihres Gemahls sie nicht täuschen könnte, beschloß sie, ihn ins Feld zu begleiten, um hier selbst auszuspähen, was diese Liebe ihr vielleicht verbergen mögte.

Zum erstenmale befand sich jetzt Adelheid in dem Getümmel des Kriegs, sie war aber so glücklich keine Zeugin der Schrecken desselben zu werden. Ludwig bewies, daß der Abt zu Gojeck seine Diener unrecht beschuldigt hätte und hiedurch und durch die freundschaftliche Verwendung des Markgrafen Heinrich zu Meissen und des Grafen Ulrichs zu Weimar, wurde der völlige Ausbruch dieser Fehde verhindert.

Friedrich hatte nun Friede von aussen; aber auch in seinem Innern wünschte er Friede, und dieser konnte nur durch die Verzei-

hung seiner Mutter und durch völlige, nicht nur politische, Aussöhnung mit seinem Pflegevater gegründet werden. Lange kämpfte Friedrich mit sich selbst, ehe er sich entschliessen konnte, denen, die man bey ihm der Ermordung seines Vaters angeklagt hatte, sich wieder zu nähern. Die Partheyen dieses Kampfes waren ungleich, daher der Sieg bald zum Vortheile der stärkern entschieden wurde.

Die Empfindungen Friedrichs für Adelheiden und ihren Gemahl mußten nothwendig stärker seyn, als für seinen Vater und Grosvater, da er diese nie gekannt, von jenen hingegen unzählige Beweise ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt erhalten hatte. Zuvor hatte Friedrich unter Eltern und geliebten Geschwistern frohe Tage verlebt; einsam und von allen getrennt floß ihm jetzt sein Leben weniger heiter dahin. Innige Liebe zu allen hatte sein Herz erfüllt; und innige Liebe verlöscht so bald nicht. Flammender brannte sie nun wieder in Friedrichs Busen, da ihr kein Ekkard mehr entgegen arbeitete und belebte den Entschluß in ihm: zu seiner Mutter zu eilen, um von ihr Vergebung zu erflehn und die Freuden zu erneuern, die sie und ihre Kinder ihm sonst schufen.

Friedrich bemühte sich so gar, die Schuld von seiner Mutter und ihrem Gemahle zu

wälzen, deren Bewußtseyn seine Liebe beyden entzogen hatte. Weil sein Herz ihn mehr zu ihnen hinzog, als zu dem Vater, den er nicht gekannt hatte, wünschte er sie unschuldig an dem Tode des letztern. Zuweilen, wenn dieser Wunsch recht lebhaft war, stieg dann wohl der Gedanke in ihm empor: daß doch vielleicht der Abt Konrad zu Goseck ihm Wahrheit gesagt haben könnte, und nur Hugos Rachsucht die Schandschrift ausgebrütet hätte, die ihn wider seine Mutter empörte; unfähig war er aber diesen Gedanken zum festen Glauben zu erheben, wenn er es schon nicht unwahrscheinlich fand, daß sein Grosvater vielleicht nur deshalb der Schandschrift Hugos Beyfall gegeben hätte, weil sie ein schon zuvor gefaßtes Vorurtheil begünstigte.

Der Bau der Klöster zu Reinhardsbrunn und Scheipliz und das Benehmen seiner Mutter, als er sie zum letzten mahle gesehen hatte, dies war es vorzüglich, was ihn verhinderte Adelheidens und Ludwigs Unschuld zu erkennen. Er wünschte und hoffte also nur, daß beyde unschuldig wären; und weil es ihm durchaus unmöglich war, seine Meynung nach seinem Wunsche zu leiten, nahm er sich vor, die Begegnisse der letztern Monden wo möglich ganz zu vergessen, seine Mutter und ihren Gemahl

um das nämliche zu bitten und so, durch die Aussöhnung mit ihnen, die glücklichen Tage sich wieder zu verschaffen, die ihm sonst ihre und ihrer Kinder Liebe und der Umgang mit ihnen gewährt hatte.

Verzeiht, Mutter — trat daher einst Friedrich unvermuthet in Adelheidens Gemach — verzeiht, daß ich euch Leiden schuf.

O mein Sohn, fühle in dieser Umarmung meine Freude über deine Rückkehr — sank Adelheid in Friedrichs Arme — Lasse uns vergessen was uns trennte und sey du hinfort wieder mein Sohn, wie ich mit unveränderter Liebe deine Mutter seyn will.

Ja, Mutter — erwiederte Friedrich — vergessen wollen wir das Vergangene, seiner mit keinem Worte, mit keinem Blicke gedenken, denn nur dies allein kann unsern Herzen den Frieden wieder geben. Aber wird mein Pflegevater, der mir — wahrlich, Mutter, ich heuchle nicht — der mir immer theuer war, auch damals, als meine Handlungen das Gegentheil zu bezeugen schienen, wird dieser seine Hand zur Aussöhnung so willig bieten als ihr?

Er wird es — versicherte Adelheid.

Ihre zuversichtliche Hoffnung wurd erfüllt. Freudig reichte Ludwig seine Hand zur Aussöhnung, und innerer Friede kehrte wieder in

die Herzen der Verzwisteten, wenn schon ihr Wunsch: des Vergangenen ganz vergessen zu können; nicht so schnell erfüllt wurde, als schnell sie seine Erfüllung herbey flehten. Nur nach und nach gelang ihnen dies sowohl, daß Friedrich nach Verlauf einiger Zeit mit dem Grafen von Thüringen und allen den Seinen, so freundschaftlich lebte, als vor seiner nähern Bekanntschaft mit dem Ritter Ekkard. Bey ihnen lebte Friedrich mehr, als auf seinem Schlosse zu Weissenburg.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Enthält einen Zeitraum von neunzehn Jahren.

Jetzt, theure Leser, vergönnt uns, euch auf wenig Seiten durch einen Zeitraum von neunzehn Jahren zu führen. Unsern Helden und seiner Gemahlin begegnete während dieser langen Zeit so gar nichts Merkwürdiges, daß wir die Begebenheiten anderer Personen in die Seinigen würden weben müssen, wenn wir eine längere Geschichte dieser neunzehn Jahre unterhaltend liefern wollten, dann würden wir aber dem Versprechen, das wir euch vor dem An-

fange dieses Buchs gaben, untreu werden und nicht die Begebenheiten Ludwigs des Springers, sondern eine Geschichte seiner Zeit schreiben, oder wir müßten Abentheuer erdenken, von denen Ludwig selbst nichts wußte. Beydes sey fern von uns!

Wir wollen die Materialien zu unserm Buche verarbeiten, wie wir sie fanden, und diese erlauben uns jetzt nichts, als die Bitte an euch: nicht zu vergessen, daß, indem ihr dies neun und zwanzigste Kapitel leset, alle Personen, die ihr in dem Verfolge der Geschichte wieder findet, neunzehn Jahre älter worden sind. Dieser Bitte erinnert euch in Zukunft und uns laßt nun kurz berühren, was im Laufe jener neunzehn Jahre zwar nicht unsern Helden oder seine Gattin selbst betraf, aber doch auf die Geschichte der letzten Jahre ihres Lebens Einfluß hatte.

Von Ludwigs Söhnen könnten wir euch viel erzählen, wenn wir eine Familiengeschichte Ludwigs und der Seinigen zu schreiben gedächten, denn nur in dieser fänden ihre Begebenheiten einen schicklichen Platz. Daher von ihnen nur dies: daß sie, weil in ihrem Vaterlande Ruhe war, im Auslande Nahrung für ihren kriegerischen Geist suchten. Dies war Ludwigs, Heinrichs und Herrmanns Beschäfti-

gung, indeß sich Udo alles Ernstes bestrebte, durch Studieren den Ruhm zu erlangen, dem jene mit den Waffen in der Hand nachjagten. Mancherley Abentheuer bestanden Ludwigs weltliche Söhne auf ihren Kriegszügen, auch mischte sich Liebe bisweilen in diese Abentheuer, dennoch blieben alle bis jetzt unvermählt.

Nicht also seine Töchter. Bald nach Beendigung der Streitigkeiten Ludwigs mit seinem Stiefsohne, vermählte sich Kunigunde mit dem Grafen Wigmann und Adelheid mit dem Grafen Ulrich von Weimar, spät folgte aber erst Cecilie ihren ältern Schwestern nach, indem sie die Gattin des Grafen Gerlach von Waldersee wurde. So viel in diesem Kapitel von Heyrathsangelegenheiten!

Daß von einer so grossen Anzahl Menschen, als die Zahl derer, mit denen wir euch in dem Vorhergehenden bekannt machten, in einer Zeit von neunzehn Jahren viele starben, werdet ihr, liebe Leser, leicht ermessen können. Da wir aber glauben, daß es euch wenig vergnügen würde, wenn wir euch eine lange Todenliste lieferten, so nennen wir euch von den Verstorbenen nur drey, und geben euch übrigens volle Erlaubniß, alle Bekannte, die ihr in dem letztern Kapitel dieses Buchs wieder finden wer-

det, nach eurem Gutbefinden für physisch, moralisch oder politisch tod zu halten.

Kaiser Heinrich der Vierte endigte sein unruhvolles Leben im Jahr 1106. Nicht Alter, sondern Widerwärtigkeiten, die er im rastlosen Kampfe mit misvergnügten Fürsten, mit den Päbsten oder mit seinen eignen Söhnen erduldete, führten seinen Tod herbey und endigten sich auch mit diesem noch nicht, da Pabst Paschalis der Zweyte noch seinen entseelten Körper verfolgte. Auf seinen Befehl wurde er wieder aus der geweihten Erde zu Lüttich gegraben, in welcher ihm des dasigen Bischoffs Ergebenheit eine Ruhestelle gegeben hatte. Der Leichnam mußte nun zu Speier fünf Jahre lang unbeerdigt stehen, bis endlich Heinrich der Fünfte, von dem unversöhnlichen Pabste, die Loszählung seines Vaters vom Banne bewirkte. Heinrichs Tod machte den Thüringern Freude, weil sie sich von seinem Sohne günstigerer Gesinnungen schmeichelten.

In tiefe Trauer hingegen stürzte den Grafen von Thüringen und sein ganzes Land der Tod des wackern Grafen Wilhelms. Freunden und Wohlthätern fliessen willig Thränen auf die Gruft; und Graf Wilhelm war dem Grafen Ludwig und den Seinigen ein Freund, ein Wohlthäter gewesen.

Auch Heinrich von Eilenburg Markgra zu Meissen starb und hinterließ seine Gemahlin, Gertrut, schwanger. Die Furcht: daß man ihrem Kinde, ehe es noch gebohren würde, das Erbe seines Vaters entreissen mögte; bewog Frau Gertruten, die weibliche Sittsamkeit zu verleugnen und den vornehmsten Lehnsleuten ihres verblichenen Gemahls ihre Schwangerschaft unwiderleglich zu beweisen.

Dreißigstes Kapitel.

Vergebens bittet Ludwig seine Gemahlin: seinem Alter nicht Ruhe und Freude zu rauben.

Cecilie hatte sich zu Anfange des Jahres 1110 vermählt und Adelheid, nunmehr von allen ihren Töchtern getrennt, beschloß der Kirche das Opfer nicht länger vorzuenthalten, das sie ihr schon vor zwanzig Jahren gelobt hatte. Sie machte ihrem Gemahle ihren Entschluß bekannt: sich in das Kloster zu Scheiplitz zu begeben, um hier durch Abgezogenheit von allem Irdischen und durch Reue und Buße, sich zu dem künftigen Leben vorzubereiten und ein Gelübde zu erfüllen,

erfüllen, dessen Erfüllung sie, sonder Verletzung ihres Gewissens, nicht länger verschieben dürfte.

Schrecken bemächtigte sich des Grafen von Thüringen, als er den Entschluß der Gefährtin seines Lebens vernahm. Jene Liebe, mit welcher einst Ludwig erfüllt war, da sie ihn österс von Freyburg nach Weissenburg führte, lebte jetzt zwar nicht mehr in dem Busen des acht und sechszigjährigen Greises, aber Greise können nicht minder zärtlich lieben, als Jünglinge, wenn schon ihre Zärtlichkeit andrer Art ist. Graf Ludwig war einer dieser zärtlichen Greise. Der Gedanke an den Tod wäre ihm vielleicht nicht schreckhaft gewesen, aber der Gedanke an die Trennung von seiner Adelheid, hatte namenloses Schrecken für ihn.

Lange blieb er sprachlos, nachdem Adelheid ihren Vorsatz ihm mitgetheilt hatte, aber die Innigkeit, mit welcher er sie an seinen Busen drückte, sie fest mit seinen Armen umschloß — dies beydes verkündigte es laut, daß ihn der Gedanke erfüllte: Weib, ich lasse dich nicht; wenn ihm schon die Kraft gebrach, diesen Gedanken durch Worte auszudrücken. Auch Adelheid fühlte das Schwere der Trennung von ihrem Gemahle ganz. Tiefe Seufzer und heisse Thränen, die über ihre Wangen herab rannen,

bezeugten es; und dem Auge des Helden Ludwig entfloß jetzt, in seiner langen Ehe, die Thräne. Noch hielt er Adelheiden stumm in seinen Armen, als der Bischoff Stephan zu Halberstadt in das Gemach trat.

Euch führt ein guter Engel herbey — kehrte jetzt Ludwigs Sprache wieder.

Und ich danke es seiner Führung — antwortete Stephan — daß ich es euren Dienern verwehrte, euch meine Ankunft zu melden, weil mir so Ueberraschung die Freude gewährte, der Zeuge einer, für eure Jahre, so seltnen Zärtlichkeit zu seyn. Aber ich sehe eure Augen voll Thränen; sehe Schmerz in euren Blicken! Was hat die Zufriedenheit, was hat das Glück des Lebens meiner Freunde gestört?

Ludwig. Das Schrecklichste, wodurch sie gestört werden konnten. Mein theures Weib, bemitleidet mich Freund, mein Weib, die zweyte Hälfte meines Ichs, will mich verlassen!

Adelheid. Aber warum, mein theurer Gemahl, warum macht eine unvermeidliche Nothwendigkeit einen Eindruck auf euch, den kaum der größte unvermuhtete Unfall machen könnte? Ich bitte euch, Herr Bischoff, beweist die Macht der Freundschaft über meinen Gemahl dadurch, daß ihr ihn bewegt, meine unabänderliche Treu-

nung von ihm nicht sich und mir bitterer zu machen, als sie es ohnehin schon ist?

Ludwig. Und ich, theuerster Freund, bitte euch dagegen: sucht meine Gattin zu bewegen, daß sie nicht selbst sich mir entreißt. Geböte der Herr des Lebens über sie: so würde zwar die Trennung von ihr mich tief schmerzen, doch hoffe ich, würde ich mich dem unvermeidlichen Schicksale ergeben; wird aber Adelheid mir früher, als durch den Tod, entrissen: so wird der meinige die unvermeidliche Folge dieser Trennung seyn.

Stephan. Und ich bitte euch beyde, sagt mir zuförderst, wovon hier eigentlich die Rede ist?

Adelheid. Von der Erfüllung eines Gelübdes, das Euch, Herr Bischoff, ja wohl nicht unbekannt seyn kann.

Stephan. Unfehlbar des Gelübdes: in das Kloster zu Scheiplitz zu gehen. Verzeiht, daß ich nicht sogleich hieran gedachte, allein es ist schon so lange her, daß ihr mich zum Vertrauten dieses Gelübdes machtet, daß es meiner Vergessenheit gewiß verzeihlich ist.

Ludwig. Wozu diese unnützen unfreundlichen Reden, Herr Bischoff! Vereinigt euch dafür lieber mit mir, um meiner Gattin das

Vorhaben auszureden, dessen Ausführung den letzten Tagen meines Lebens Ruhe und Freude rauben würde.

Adelheid. Ihr würdet euch zwecklos bemühen, Herr Bischoff, wenn ihr thätet, was euer Stand euch verbietet. Doch ich bin überzeugt, daß ihr nicht meinem Gemahle, sondern mir beystehen werdet. Erdenseligkeit gewährte mir das Leben an der Seite meines Gatten, von dem ersten Augenblicke an; und Erdenseligkeit würde es mir auch jetzt noch gewähren, wenn Pflicht und Gewissen mich nicht aufruften: die so lange verzögerte Erfüllung eines heiligen Gelübdes, nicht länger zu verzögern; und wenn dieser Aufruf mir nicht Ruhe und das Glück raubte, das mir sonst das Leben an Ludwigs Seite gab.

Ludwig. Sagt, Herr Bischoff, kann Paschalis der zweyte nicht von einem Gelübde entbinden, das Gregor der Siebente auflegte?

Adelheid. Er kann es vielleicht, aber nicht mit mehrerem Rechte, als mit dem uns einst Erzbischoff Siegfried einen Ablaßbrief ertheilte.

Stephan. Ihr irrt, Frau Gräfin. Mit allem Fuge könnte der heilige Vater zu Rom den Wunsch eures Eheherrn erfüllen.

Ludwig. O, so erzeigt mir die Barmherzigkeit, Freund, und eilt zum heiligen Vater, damit er meinem theuren Weibe Vergunst ertheilt, bis an den Tod die Gefährtin, die Freude meines Lebens zu seyn. Gern wollte ich euch der Reise überheben, wenn ich nicht fürchtete, daß sich Adelheid, indeß ich pilgerte, der Kirche durch einen unauflöslichen Bund vermählen mögte.

Adelheid. Beschwert euch nicht ohne Nuzzen, ehrwürdiger Greis; denn ihr sollt wissen, daß die Jahre vorüber sind, wo jugendlicher Leichtsinn mich zu glauben verleitete: ein Ablaßbrief könnte erlauben, was Pflicht und Gewissen verbieten. Der heilige Vater Paschalis kann mich von der Verbindlichkeit: dem Aufrufe meines Gewissens zu folgen; nicht loszählen und wenn er unter allen Nachfolgern des heiligen Peters der heiligste und mächtigste wäre.

Ludwig. Wär es möglich, daß ihr, um einer mächtig gewordnen Grille zu folgen — denn was ist es sonst, was ihr Aufruf des Gewissens wähnt — die Sünde auf euch lasten wolltet: euren Gemahl dem Tode vielleicht einige Jahre früher zu überliefern?

Stephan. Laßt mich gen Rom ziehen, Frau Gräfin!

Adelheid. Wenn mir von Rom Beruhigung meines Gewissens kommen könnte, dann nähme ich, um meines Gemahls willen, euer freundschaftliches Erbieten gern an, aber diese Ruhe kann nur die Erfüllung meines Gelübdes sichern. Ich will nicht bitter seyn, mein geliebter Gemahl, wie ihr, hingerissen von Anhänglichkeit und Liebe zu mir, es wurdet, sonst würde ich euch fragen: ob es möglich wäre, daß ihr, um die Freuden eures Lebens um ein geringes zu vermehren, die Sünde auf euch lasten könntet: Euer Weib Qualen Preis zu geben, wie sie schon einst, vor mehrerern Jahren, euer lebhaftestes Mitleid erregten?

Ludwig. Man kann auch durch selbst geschaffene nutzlose Qual sich die Ruhe rauben. Dies euer Fall, meine Adelheid!

Adelheid. Vielleicht, daß eine andere an meiner Stelle durch einen Ablaßbrief des heiligen Vaters beruhigt werden könnte; unverborgen wird es euch aber seyn, daß Uebereinstimmung unter den Menschen in nichts seltner ist, als in Gewissenssachen. Ihr kennt meine Empfindungen für euch; und das Bewußtseyn dieser Kenntniß läßt mich hoffen, daß ihr nicht argwohnen werdet: ich würde mich von euch reissen, wenn ich nicht gezwungen wäre, dies Opfer zu bringen. Ihr sagtet vorhin, daß ihr

euch zu beruhigen wissen würdet, wenn der Tod mich von euch schiede, da Widersetzlichkeit gegen den Willen des Schicksals nichts frommte. Die Trennung von euch, welche mir jetzt Pflicht und Gewissen befehlen, ist so unvermeidlich, als Trennung durch den Tod; warum sollte es euch nicht möglich seyn, ihr ohne Murren entgegen zu sehen, da ihr sie noch über dies schon voraus wußtet?

Ludwig. Nein, Adelheid, die Trennung ist nicht so unvermeidlich, als Trennung durch den Tod, denn von dieser kann der heilige Vater zu Rom nicht loszählen.

Adelheid. O, ich bitte euch, gedenkt nicht dieser Loszählung, die für mich sonder Kraft ist. Ich muß es euch wiederholen, daß ich nur durch die Erfüllung meines Gelübdes die Erneuerung der Qualen verhindern kann, an die der blose Gedanke mich schon schaudern macht. Ich verliere bey der Trennung von der Welt mehr als ihr, denn ihr verliert nur mich, ich Alles; dennoch empöre ich, die Schwächere, mich nicht wider den Willen des Schicksals, solltet ihr, der Stärkere, dies thun?

Auch dieser Angriff auf seinen Ehrgeiz bewirkte nichts bey dem Grafen von Thüringen, so wie alle seine Bitten und die Vorstellungen eines geistlichen Freundes nichts über Adelhei-

den vermogten. Er machte einen Versuch, ob seine Bitten, unterstützt von allen seinen Söhnen, vielleicht erlangen würden, um was er bisher vergebens gefleht hatte; allein auch dieser Versuch mislang, worauf Ludwig, zu sehr an seine geliebte Gemahlin gewöhnt, um glauben zu können, daß er getrennt von ihr irgend eine Freude würde geniessen können, seinen Söhnen bekannt machte, daß er auch sie zu verlassen und die Welt mit einer stillen Zelle zu vertauschen gedächte.

Adelheid war die Erste, die ihren Gemahl bey der Liebe zu seinen Kindern und zu seinem Lande beschwor: jetzt noch nicht an die Erfüllung seines Gelübdes zu denken, da jene seiner Gegenwart noch so nöthig bedürften. Ihr selbst versichertet mich ja unlängst — sprach Adelheid — daß Thüringen der Ruhe sich nicht lange mehr freuen würde, weil Heinrich der Fünfte Willens schien, das auszuführen, was seinem Vater nicht gelang. Wenn diese bange Zeit erscheint, wie nöthig werden da nicht unsere Söhne eures Rathes bedürfen; denn sind sie gleich alle keine Knaben mehr, die noch geleitet werden müssen, so mangelt ihnen doch die Klugheit des Greises, durch jahrelange Erfahrung geläutert und erprobt; und diese wolltet ihr ihnen entziehn und sie in ein Kloster vergraben,

wo sie weder euch noch irgend einem Menschen frommen könnte?

Alle Söhne Ludwigs verbanden ihre stürmenden Bitten mit den Bitten ihrer Mutter, und Bischoff Stephan gesellte die seinigen und seine freundschaftlichen Vorstellungen auch dazu. Sie siegten. Ludwig versprach, noch nicht von den Seinigen zu scheiden und versuchte es nun noch einmal, seine Gemahlin zu gleichem Entschlusse zu vermögen. Dieser Versuch gelang so wenig als die vorhergehenden und, theils um noch mehrere folgende zu vermeiden, theils auch, das Scheiden von den übrigen durch den Abschied nicht noch mehr zu verbittern, schlich sich Adelheid zur Nachtzeit aus der Wartburg und war des andern Tages schon mit dem klösterlichen Schleier bekleidet, als ihr Gemahl, auf ihr Geheiß durch ihre Frauen von ihrem Vorhaben benachrichtigt, in Scheiplitz anlangte, um den letzten Versuch, zur Erreichung seiner Bitten zu machen. Die Nachricht: daß Adelheid nicht mehr sein, sondern der Kirche gehörte; verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und dem Auge Ludwigs entrann die zweyte Zähre, welche Adelheid sahe.

Ruhig lebte Adelheid in ihrem Kloster, dessen Aebtißin wenig Monden nach Adelheidens Eintritte starb. Die Klosterfrauen glaubten ih-

re Stifterin nicht besser ehren zu können, als wenn sie sie an die Stelle der Verstorbenen zu ihrer Oberin wählten. Einstimmung war die Wahl und Bestätigung folgte ihr, doch genoß Adelheid dieser geistlichen Ehre nicht lange, da sie schon neun Tage vor Weihnachten starb.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Bund wider Heinrich den Fünften.

Schmerzhaft war dem Grafen von Thüringen allerdings die Trennung von seiner Gemahlin gewesen, doch gelang es ihm nach und nach, sich von ihrer unvermeidlichen Nothwendigkeit zu überzeugen und, als Folge dieser Ueberzeugung, sich zu fassen. Zugleich fand er auch, daß ihm mit Adelheiden nicht die Empfänglichkeit für alle Freuden dieses Lebens geraubt worden wäre, wie er während der Dauer des ersten lebhaftesten Schmerzes befürchtet hatte. Er freuete sich seiner Kinder und des Wohls seines Volks; und die Bemühungen der erstern: den Abend seiner Tage zu erheitern; waren es ohne Zweifel, die ihn über den Verlust seiner geliebten Gemahlin trösteten.

Besonders trug die Gräfin Adelheid zu Weimar viel hierzu bey. Sie lebte mit ihrem Gemahle beynahe mehr bey ihrem Vater, als in Weimar, und machte es sich zum angenehmen Geschäfte, die Freuden seines Lebens nach allen ihren Kräften zu vermehren. Gestört wurden sie aber durch die Nachricht von einem Unfalle, welcher dem Schwiegersohne Adelheidens, dem Pfalzgrafen am Rheine, Siegfried von Orlamünde, begegnet war.

Siegfried hatte kaum seine Neuvermählte heimgeführt, als er von dem Herzoge von Lothringen beschuldigt wurde, daß er dem Kaiser nach Kron und Leben getrachtet hat. Heinrich der Fünfte verurtheilte ihn deshalb, auf einem Reichstage zu Frankfurt, zur Gefangenschaft, und gab ihm dem Bischoffe zu Würzburg zur sichern Verwahrung. Heinrich that nachher seinen Römerzug, und Siegfried schmachtete indessen im Kerker, beklagt von seiner jungen Gemahlin und von Adelheiden und ihrem Vater, der bey der Erinnerung dessen, was er auf dem Giebichenstein gelitten hatte, die Leiden des Pfalzgrafen am lebhaftesten mitempfinden konnte.

Erst zwey Jahre nachher freueten sich Siegfried und die Seinigen der Wiedererlangung seiner Freyheit, doch wurde Adelheiden diese

Freude bald durch den Schmerz geraubt, den sie über den Tod ihres Gemahls empfand. Der Tod des Grafen Ulrich zu Weimar gab bald, ausser seiner hinterlassnen Wittwe, noch vielen andern Menschen Veranlassung zur Betrübniß, da er Thüringen in ähnliche Verwirrungen stürzte, als jene unter Heinrich dem Vierten, deren zurückgelaßne Wunden noch jetzt nicht ganz geheilt waren.

Heinrich der Fünfte suchte der kaiserlichen Würde den Glanz wieder zu erwerben, den sie unter seinem unglücklichen Vater verloren hatte. Er bemühte sich daher, nicht nur mehr Macht im allgemeinen, sondern auch vorzüglich mehrere Länder zu erhalten, als die wenigen, welche jetzt die kaiserlichen Besitzungen ausmachten. Sein Vater hatte schon während der Ruhe, die in den letzteren Jahren seiner Regierung in Thüringen herrschte, einige der zerstörten Schlösser wieder hergestellt, und Heinrich der Fünfte setzte nun diese Bemühungen seines Verwesers fort. Jetzt glaubte er auch eine Gelegenheit gefunden zu haben, die kaiserlichen Besitzungen in Sachsen zu vergrössern, indem er die Verlassenschaft des Grafen zu Weimar als ein heimgefallnes Lehn einzuziehen gedachte.

Seit die Macht der Kaiser gesunken war, halten die Stände sich gewöhnt, auch ihre Lehngüter als forterbendes Eigenthum anzusehen. Die sächsischen und Thüringischen Grossen murreten dennoch über Heinrichs Eingriffe in ihre angemaßten Rechte, und ihre Unzufriedenheit erreichte bald einen höhern Grad. Pfalzgraf Siegfried glaubte, auf die Verlassenschaft seines Schwiegervaters die gerechtesten Ansprüche zu haben, und war um so mehr geneigt, sie mit den Waffen durch zu setzen, da ihn noch heftiger Groll wider den Kaiser erfüllte. Er eilte demnach zuerst zu dem Grafen von Thüringen, von welchem er das Versprechen: ihm beyzustehen; ohne viele Mühe erhielt. Von ihm gieng er zu mehreren thüringischen und sächsischen Fürsten, die er um so eher geneigt fand, sich mit ihm und dem mächtigen Grafen von Thüringen zu verbinden, da sie über die Schritte des Kaisers: was sein Vater in ihrem Vaterlande nicht erreicht hatte, durch zu setzen; mit jedem Tage unzufriedner wurden.

Diese Unzufriedenheit und die Bemühungen des Pfalzgrafen Siegfried, waren die Veranlassungen zu einem so furchtbarem Bunde gegen den Kaiser, als jemals einer wider seinen Vater errichtet worden war. Lothar von Supplingenburg, den unsere Leser schon in seinem

vierzehnten Jahre Beweise seines Muthes haben geben sehen, jetzt Herzog zu Sachsen, war der mächtigste Fürst dieses Bundes, welchem auch Ludwigs Schwager, der Markgraf Rudolph von Soltwedel, Pfalzgraf Friedrich, Stephans Nachfolger, der Bischoff Reinhard zu Halberstadt, der ältere Graf Wiprecht von Gröitzsch und Frau Gertrut beytraten.

Frau Gertrut glaubte ihrem nachgebornen Sohne, der jetzt das sechste Jahr erreicht hatte, Meissen und die übrigen Länder seines Vaters am sichersten erhalten zu können, wenn sie sich an diesen mächtigen Bund schlösse, da Graf Konrad zu Wettin, ein Begünstigter des Kaisers, sich nach dem Besitze dieser Markgrafschaft sehnte, mit der sein Vater schon von Heinrich dem Vierten belehnt worden war, ohne sie jedoch besessen zu haben; auch verleitete Frau Gertruten vielleicht Rache gegen den Kaiser dazu, aufgeregt durch die Beeinträchtigungen, die sie einst von ihm in dem Besitze ihrer Erbgrafschaft Braunschweig erfahren hatte. Sehr erwünscht kam daher der besorgten Gertrut dieser Bund, um sich den möglichen Unternehmungen Konrads kräftiger widersetzen zu können.

Kaiser Heinrich glaubte den Bund der Sachsen und Thüringer am ersten zerreissen zu

können, wenn er, ehe er noch ganz befestigt wäre, die Genossen desselben einzeln angriffe. Den Grafen Wiprecht traf seine Rache zuerst. Er belagerte seine Feste Gröitzsch, wurde aber durch Wiprechts und Ludwigs vereinigte Tapferkeit zum Abzuge genöthigt, woraus ihm der Nachtheil erwuchs, daß sein Heer einen tapfern Mann und eine Schaar wackerer Krieger verlor.

Graf Wiprecht der Jüngere war dieser Mann, den der Kaiser durch Versprechungen auf seine Seite gezogen hatte, da aber diese Versprechungen nur dann hätten erfüllt werden können, wenn Heinrich wider die Verbundnen glücklich gewesen wäre, verließ Wiprecht seine Parthey, um zu jenen überzugehen, weil er mit hoher Wahrscheinlichkeit befürchtete, daß Heinrich, da er jetzt in seinen Unternehmungen wider Wenige nicht einmal glücklich war, es dann um so weniger seyn würde, wenn erst das jetzt noch kleine Heer der Verbundnen durch die Ankunft ihrer mächtigsten Genossen, vielleicht noch mehr, als verdoppelt worden wäre.

Zwey und dreißigstes Kapitel.

Ein Opfer väterlicher Liebe.

Heinrich war gegen keinen der verbundnen Fürsten so sehr erbittert, als wider den Grafen Ludwig, weil ein zweyter Versuch Waltrams: ihn von den Verbundnen abzuziehen; so wenig gelungen war, als der erste. Ihn beschloß er daher vor allen andern zu züchtigen und hoffte, daß ihm das jetzt noch nicht schwer werden würde, da seine Macht das Heer der Verbundnen an Stärke weit übertraf.

Ludwig war zwar jetzt ein noch mächtigerer Fürst, als zur Zeit, wo er mit Heinrich dem Vierten kriegte, indem sein Land nicht nur an innerer Stärke gewonnen hatte, sondern auch durch die Herrschaft Sangerhausen, die der sparsame Ludwig seinem Neffen Konrad abkaufte, vergrössert worden war, doch war er immer noch zu schwach, um mit den wenigen der Verbundnen, welche sich schon mit ihm vereinigt hatten, der ganzen Macht des Kaisers widerstehn zu können. Siegfried, Lothar und Rudolph wurden noch mit ihren Schaaren erwartet, auch waren die Völker der Markgräfin von Meissen noch zurück, weil sie zu dem Hee-

re

re des Herzogs Lothar, Gretrutens Schwiegersohn *) stossen sollten, und auf den Bischoff Reinhard war wenig zu rechnen, da er, seit einem Einfalle des Kaisers in sein Bisthum, der für ihn von unglücklichen Folgen gewesen war, unthätig blieb und es kaum noch wagte, sich des Kaisers Freund zu nennen.

Eilend führte deshalb Heinrich einen Theil seines Heeres nach der Feste Duderstadt, von der er wußte, daß sie nur schwach besetzt war, um durch ihre Eroberung festen Fuß in Ludwigs Lande zu gewinnen. Ludwigs Kundschafter hatten ihm Nachricht von dem Vorhaben des Kaisers gebracht, wodurch er veranlaßt wurde, die Besatzung zu Duderstadt ohne Säumen durch eine Schaar zu verstärken, die seine Söhne Ludwig und Herrmann und Pfalzgraf Friedrich anführten. Er selbst blieb mit dem größten Theile seines Heeres dem kaiserlichen gegen über stehen, das von dem Grafen Hoyer zu Manns-

*) Gertrut war die Schwester des Markgrafen Ekbert des Zweyten, dessen Tod sie in den Besitz der Grafschaft Braunschweig setzte. Sie vermählte sich zuerst mit Heinrich dem Feisten, Grafen zu Nordheim und gebahr ihm eine Tochter, die den Namen Richenza erhielt und Lothars Gemahlin wurde. Durch ihre Hand bekam dieser nicht nur die Nordheimischen Güter, sondern auch die Grafschaft Braunschweig.

feld befehligt wurde und dem verbundnen Heere bey weitem überlegen war, ob gleich Ludwig und die beyden Wiprechte alle ihre Macht aufgeboten hatten.

Stolz auf seine Uebermacht, that Graf Hoyer öftere Ausfoderungen an seine Gegner, die den jungen Wiprecht und Ludwigs jüngsten Sohn, Heinrich, nicht wenig erbitterten. Mehrmals baten sie ihre Väter den Hohn des Ausfoderens rächen zu dürfen; doch bey diesen alten Kriegern hielt Klugheit dem Muthe die Wage. Sie hatten eine Stellung gewählt, in welcher Hoyer, bey aller seiner Uebermacht, sie nicht ohne Gefahr eines unglücklichen Erfolgs angreifen konnte, vermieden aber dabey weislich, durch seine Ausfoderung aus ihrem vortheilhaften Lager sich locken zu lassen. Ihre nöthige Kälte besiegte auch die Hitze ihrer Söhne, deren einziger Wunsch es war: den Feinden ihren Hohn mit schwerer Hand zu vergelten; welches auch des ältern Wiprechts und Ludwigs ernster Wille beschloß, so bald Lothar oder Siegfried sich mit ihnen vereinigt haben würde.

Endlich kam die längst gewünschte Nachricht, daß Lothar und Rudolph mit einem mächtigen Heere zu ihrer Hülfe heran zögen, und sich schon nahe bey Meissen befänden, wo Frau Gertrudens Krieger sich mit ihnen verbinden

würden. Die Freude über diese fröhliche Botschaft wurde aber, unmittelbar nach ihrer Entstehung, durch eine Hiobspost unterbrochen. Ludwig sendete seinem Vater einen Eilboten, dem es gelungen war, sich aus der Feste Duderstadt zu stehlen, um schleunigen Entsatz zu verlangen, ohne welchen die Feste unausbleiblich verloren gehen würde.

Bey aller Liebe Ludwigs zu seinen Söhnen, war es ihm unmöglich, dies Verlangen so schnell zu erfüllen, als er wünschte und die Noth befahl. Durch den Grafen von Mannsfeld verhindert der geängstigten Feste selbst zu Hülfe zu eilen, sendete er den flüchtigsten Reuter seines Heeres nach Meissen, um seinen Schwager Rudolph zu bitten: daß er ohne Verzug seinen bedrängten Neffen beystehen mögte. Der Eilbote traf den Markgrafen von Soltwedel, mit dem Herzoge von Sachsen schon auf dem Wege an, sich mit dem Heere der Grafen Wiprecht und Ludwig zu vereinigen, und seine Botschaft bewog den Markgrafen, den Herzog Lothar ungesäumt zu verlassen, um Duderstadt zu entsetzen.

Er kam zu spät und erhielt, noch einige Stunden von dem Ziele seines Weges entfernt, die Nachricht: daß die Feste mit Sturm ero-

dert, und Herrmann schwer verwundet worden wäre. Tapfer hätten zwar Graf Ludwigs Söhne und Pfalzgraf Friedrich sich gehalten, doch hätte dies die Feste so wenig vor der Einnahme, als sie selbst vor der Gefangenschaft schüzzen können. Markgraf Rudolph beschloß einen Versuch zu machen, ob er seine Neffen ihrer Haft wieder entledigen könnte, kam aber auch hierzu zu spät. Die Gefangenen beklagten den Verlust ihrer Freyheit schon in dem Schlosse Hammerstein, daher Rudolph weiter nichts thun, konnte, als dem Kaiser die eroberte Feste wieder abnehmen.

Rudolph eilte nun, sich mit den übrigen Bundsgenossen zu vereinigen, gieng aber, weil er durch den Grafen von Mannsfeld hieran verhindert wurde, nach Barnstädt, wo Pfalzgraf Siegfried sich gelagert hatte. Er sendete nun einen Boten an seinen Schwager, um sich mit ihm über ihre künftige Unternehmungen zu bereden. Graf Hoyer hatte sich indessen zurück gezogen, um dem Kaiser hierdurch Gelegenheit zu geben, sich mit seinem Heere an das seinige zu schliessen, weil Hoyer ohne diese Verstärkung sich nicht getrauete, etwas wider die Verbundnen zu unternehmen.

Rudolphs Abgeschickter fand die verbundnen Fürsten unschlüßig, ob sie dem Grafen von

Mannsfeld nachfolgen sollten oder nicht, bevor Siegfried und Rudolph mit den Ihrigen zu ihnen gestossen wären. Ludwig schlug vor, die Sicherheit, welche ihnen Hoyers Abzug gegeben hatte, zu benutzen und selbst nach Barnstädt zu eilen, um gemeinschaftlich mit Rudolph und Siegfried über ihre künftigen Unternehmungen Raths zu pflegen. Sein Vorschlag fand Beyfall. Graf Wiprecht der Aeltere gieng mit ihm nach Barnstädt, und beyde übertrugen dem Herzoge von Sachsen indessen die Aufsicht über ihre Krieger, nachdem er ihnen zuvor das Versprechen gegeben hatte: dem Beschlusse, den sie zu Barnstädt machen würden; beyzustimmen.

Graf Hoyer erhielt von der Zusammenkunft Nachricht, und zögerte daher nicht, mit einem grossen Theile seines Heeres die Versammelten zu überfallen. Er führte diesen Entschluß so schnell aus, als er ihn gefaßt hatte, und kam beynahe ganz unbemerkt nach Barnstädt, wo die rathschlagenden Fürsten sich nur mit geringer Bedeckung fanden. Der Wahn: daß sie vor jedem Angriffe sicher seyn könnten, da die Feinde fern von ihnen wären; hatte sie verleitet, ihre Krieger in einiger Entfernung zurück zu lassen. Zu spät erkannten sie die Falschheit ihres Wahns, nun da Hoyers Feldgeschrey ertönte. Die Versammelten ergrif-

sen die Flucht, doch entkamen nun Ludwig und Rudolph mit Mühe, da hingegen Pfalzgraf Siegfried durch Hoyers Hand fiel und Graf Wiprecht gefangen wurde. Graf Hoyer hatte seinen Entzweck erreicht, und nahm daher seinen Rückweg von Barnstädt mit nicht weniger Eil, als er dahin gekommen war.

Ludwig glaubte sich nicht eher sicher, bis er sich bey seinem Heere befinden würde. Das Alter schien seinen Muth geschwächt zu haben, denn ihm, den sonst der Muth nicht verließ, entsank er jetzt ganz. Vergebens bemühten sich Lothar, Heinrich und der jüngere Wiprecht, dem zagenden Grafen Trost und Muth einzusprechen. Ludwig wurde immer verzagter, und theilte bald denen seine Furcht mit, die ihn zuvor hatten trösten wollen. Aufs Aeusserste wurde er gebracht, als er neben dem Verluste seiner Feste Neuenburg erfuhr: daß der Kaiser ihn in die Acht erklärt hätte. Er beschloß sich ihm zu unterwerfen, und brachte in seinem Schwager und dem Herzoge von Sachsen gleichen Vorsatz hervor. Ohne Mühe erhielten diese die Vergebung des Kaisers, so wie er auch dem Bischoffe zu Halberstadt leicht verzieh; äusserst schwer wurde es aber dem Grafen von Thüringen, Vergebung zu erhalten.

Heinrich verlangte, daß er ihm seine noch verhafteten Söhne zu Geisseln überlassen sollte; und kein Bitten, keine Vorschläge des Grafen konnten die Härte des Kaisers mildern. Lange gieng Ludwig mit sich zu Rathe, was er nun thun sollte, denn seine väterliche Liebe setzte sich eben so sehr dagegen: seine Söhne länger im Kerker schmachten zu lassen; als sich die Liebe zu seinem Volke dawider empörte: sein Land der Uebermacht des Kaisers Preis zu geben. Endlich fiel es ihm ein, daß der Kaiser vielleicht seine Söhne frey geben würde, wenn er sich ihm statt ihrer zur Haft überlieferte und sich als Bürgen ihrer Treue gegen den Kaiser stellte.

Ludwigs väterliche Liebe ließ ihn nicht eher rasten, bis er dem Kaiser jenes Erbieten wirklich gemacht hatte, und Heinrich war nicht nur hart genug, es anzunehmen, sondern dachte so wenig kaiserlich, daß er sein Wort, welches er jetzt dem Grafen gab, nicht hielt. Nicht Ludwigs Söhne sondern nur Pfalzgraf Friedrich wurde nun seiner Haft entlassen, und umsonst berief sich Ludwig auf die Unverbrüchlichkeit des kaiserlichen Wortes. Man sagte ihm: daß für einen Aufrührer, wie er, für einen Frevler, der es gewagt hätte, Heinrich den Vierten schändlich zu verunglimpfen, und der

wahrscheinlich von dem Kaiser nicht glimpflicher dächte und spräche, als er von seinem Vater einst gegen Waltram gesprochen hätte, Gefängniß noch zu milde Strafe wäre, und schlechtere Behandlung in seinem Kerker war die Folge von Ludwigs Klage.

Drey und dreißigstes Kapitel.

Heinrich giebt einen zweyten Beweis seiner Wortbrüchigkeit.

Graf Ludwig hatte kurz zuvor, ehe seine zärtliche Vaterliebe ihn zu dem Entschlusse bewog: an seiner Söhne statt in den Kerker zu gehen; den noch freyen Heinrich mit einer Schaar nach der Wartburg gesandt, weniger um dieser Feste einen tapfern Vertheidiger zu geben, als um den übrig gebliebenen seiner Söhne wo möglich vor dem traurigen Schicksale zu sichern, das seine ältere Brüder betroffen hatte. Heinrich erfuhr daher von der That seines Vaters nicht eher etwas, bis dieser schon zur Einkerkerung abgeführt worden war. Gram und Mitleid, durch den Gedanken an seinen Vater aufgeregt, und der gerechteste Unwille über des Kaisers unedles Bezeigen drohten Heinrichs Busen zu

zersprengen, da seine Erfindungskraft über dies kein Mittel erklügeln konnte, den unglücklichen Vater zu retten.

Eins fiel ihm bey, doch zweifelte er Anfangs selbst gar sehr an dem glücklichen Erfolge desselben. Er wollte sich zu Heinrichs Füssen stürzen und ihn beschwören: seinen alten Vater frey zu lassen und dafür ihn einzukerkern. Die Erinnerung: daß Heinrich seine ältern Brüder nicht für gültige Bürgen der Treue seines Vaters gehalten hatte: erregte in ihm mächtige Zweifel wider die Erfüllung seines Wunsches, die aber doch durch die immer stärker werdende Hoffnung: daß sein kindliches Flehen um die Freyheit seines Vaters Heinrichs hartes Herz erweichen würde; nach und nach verdrängt wurde. Ohne sein Vorhaben zu entdecken, um nicht durch seine Krieger an der Ausführung desselben verhindert zu werden, verließ Heinrich die Wartburg, und würde ohne Zweifel die Freyheit verloren haben, ohne sie deshalb seinem Vater wieder zu verschaffen, wenn nicht ein günstiges Geschick gewollt hätte, daß Pfalzgraf Friedrich ihm auf dem Wege begegnet wäre.

Wohin so schnell, mein Bruder — rief Friedrich dem Eilenden zu.

Heinrich. Vergieb Bruder, daß ich dich, einzig mit dem Gedanken an meinen unglücklichen Vater beschäftigt, beynahe nicht bemerkt hätte. Ich will ihn befreyen, diesen zärtlichen Vater, der sich willig für seine Söhne hingab.

Friedrich. Folgt dir ein Heer, das viele tausend Krieger zählt, dann kannst du dir kühnlich mit dieser Hoffnung schmeicheln; ist aber dein Knappe dein ganzes Gefolge, so dann bitte ich dich, gieb sie auf, kehre mit mir wieder heim und danke Gott, daß du noch frey bist!

Heinrich. Nein, zu dem Kaiser will ich fliehen und mich zu seinen Füssen winden, bis er meinem Vater die Freyheit schenkt und dagegen mich verstrickt. Aber wo sind Ludwig und Herrmann?

Friedrich. Im Kerker zu Hammerstein. Nicht sie frey zu lassen war des Kaisers Wille, ob er es gleich unserm Vater versprach, nein, der Tyrann lockte den Arglosen nur mit dieser Hoffnung in die Fesseln, die nun ihn sammt seinen Söhnen drücken. Auch dir stellt man nach, damit Graf Ludwig mit all den Seinen der Gewalt des mächtigern Tyrannen erliegen möge. Wende dein Roß, Bruder! Verbirg dich in dem festesten Schlosse, weiche nicht aus seinen Mauern und sey auch innerhalb derselben auf deiner Hut, wenn du nicht Gefahr laufen willst,

durch Verrätherey dem Kaiser überliefert zu werden.

Heinrich. O Bruder, mein Vater, mein Bruder in Ketten — und ich soll nichts thun, sie zu lösen!

Friedrich. Das kannst, das sollst du thun, so wie es auch mein einziges Bestreben seyn wird, ihnen die Freyheit wieder zu verschaffen, aber zu den Füssen des fühllosen, unedeln Heinrichs dich werfen, um dich von ihm zertreten zu lassen, wahrlich nein, das sollst du nicht! Kehre zurück mit mir; und wenn Mitleid und Gefühl für Gerechtigkeit nicht ganz aus den Busen unserer Nachbarn gewichen sind; so werden sie ihre Macht mit der unsrigen verbinden, um unsern Vater und unsere Brüder der Fesseln zu entledigen, in die der harte gewissenslose Heinrich sie wortbrüchig schlug.

Mehr von Friedrichen fortgezogen als aus eigner Wahl, kehrte Heinrich wieder um. Gemeinschaftlich bemühten sich nun beyde, den zerrissenen Bund wieder herzustellen, doch trat ihm für jetzt nur Rudolph und der jüngere Wiprecht bey. Lothar und durch ihn geleitet, Frau Gertrut, so wie Bischoff Reinhard wurden von der Furcht zurück gehalten, mit welcher sie das unglückliche Ende ihrer vorigen Unternehmung wider den Kaiser erfüllt hatten. Die Ver-

bundnen waren daher zu schwach, die Fehde wider den Kaiser zu erneuern und Heinrich und Friedrich ausser Stande, die Freylassung der Ihrigen mit dem Schwerde in der Hand zu begehren. Sie bemühten sich daher, sie durch ihre und ihres Vaters Freunde am kaiserlichen Hofe zu bewirken.

Viele Fürsten verwendeten sich, so wohl für den Grafen Ludwig und seine Söhne, als für den ältern Wiprecht; und ihre Bemühungen waren nicht ganz ohne Erfolg, diesem erhielten sie das Leben, das Heinrichs Grimm ihm zu rauben beschlossen hatte, jenen verschafften sie die Freyheit wieder, doch beydes nicht ohne grosse Opfer. Ludwig mußte seine Freyheit durch die Abtretung der Feste Wartburg erkaufen, und für die Freyheit Wiprechts erhielt der Kaiser von den Söhnen desselben, ausser Gröitzsch, einen grossen Theil seiner Besitzungen zum Lösegelde.

Beyde Festen befanden sich schon in Heinrichs Gewalt, da Graf Ludwig frey wurde. Man hatte ihm während seiner Verhaftung den Trost verweigert, mit seinen Söhnen in einem Kerker zu leben, so wie man auch jetzt seine Bitte: die Ankunft seiner Söhne an dem kaiserlichen Hofe erwarten oder nach Hammerstein gehen zu dürfen, um mit ihnen gemeinschaftlich

heim nach Thüringen zu kehren; unerfüllt ließ. Heinrich gab dem freygelassnen Grafen Befehl: sich unverzüglich in sein Land zu begeben und hinfort, durch aufrührisches Beginnen, des Kaisers gerechten Zorn nicht wieder zu reizen.

Allgemeines Jauchzen tönte in Ludwigs Lande, als seine Bewohner ihren geliebten Vater wiedersahen; seine eigne Freude über die erlangte Freyheit wurde aber durch den Schmerz über den Verlust der, ihm so theuren, Wartburg verbittert. Heinrich, Friedrich und der jüngere Wiprecht waren dem Grafen von Thüringen entgegen gezogen, jene, sich seiner Rückkehr eher freuen zu können, dieser, weil er hoffte, daß sein Vater ihn vielleicht begleiten würde. Wiprecht sahe sich in seiner Hoffnung getäuscht, doch versicherte ihn der Graf von Thüringen, daß sein Vater bald nachfolgen würde. Vielleicht — setzte er hinzu — gesellen sich meine Söhne auf ihrem Heimwege zu diesem Leidensgefährten.

Der zweyte Tag, nach seiner Rückkehr nach Schaumburg, gab dem Grafen Ludwig seinen ältesten Sohn wieder. Seine Freude und die Freude Heinrichs und Friedrichs: den geliebten Ludwig zu umarmen; verhinderte einige Augenblicke lang den Gedanken an den, allen nicht weniger theuren, Herrmann.

Warum, mein Ludwig — sprach endlich der Graf von Thüringen — warum kömmt dein Bruder nicht mit dir? Fürchtetet ihr vielleicht, daß Freude mich, der die Schwäche des Alters zu fühlen beginnt, zu heftig erschüttern würde, wenn ich, vor kurzer Zeit noch selbst im Kerker schmachtend, jetzt in Freyheit zwey frey gewordne Söhne mit einem mahle umarmte?

O nein, mein Vater — erwiederte Ludwig mit bitterm Schmerz und unterdrückter Wuth — Kaiser Heinrich hat schon dafür gesorgt, daß Freude euch nicht zu heftig erschüttere. Nicht wahr, ihr hättet nicht gedacht, daß ein Tyrann so menschenfreundlich seyn könnte?

O, ich beschwöre dich, mein Sohn — fuhr der Graf fort — zögere nicht, mich aus der qualvollen Ungewißheit zu reissen, in die du mich gestürzt hast. Sage, wo ist mein Herrmann?

Im Schlosse Hammerstein — gab Ludwig zur Antwort.

Also hätte Heinrich sein Wort zum zweyten mahle gebrochen — seufzte der Graf — O harter Mann, hast du mich unglücklichen Greis noch nicht genug gebeugt, die wenigen Tage, die meinem Leben noch übrig sind, noch nicht genug verkürzt, daß du durch diese verrätherische Grausamkeit mich ganz niederdrücken,

mein, dir verhaßtes, Leben noch schneller enden willst!

Stumm und traurend sassen Alle einige Augenblicke, bis der mitleidswürdige Greis das schmerzliche Stillschweigen brach.

Welches Vorwandes bedient sich aber Heinrich — fragte er — Herrmanns Befreyung, die mir sein Wort versprach, nun zu verweigern? Welches Vorwandes, diese, den Namen eines Fürsten entehrende, Grausamkeit zu rechtfertigen? Oder denkt er vielleicht, er sey groß und mächtig genug, um nach Gefallen Barbar zu seyn und, ohne Furcht vor der Rechtfertigung, Greuelthaten vollbringen zu dürfen! O wahrlich, dann irrt er, und unsere Fürsten verdienten den Namen deutscher Fürsten nicht, wenn sie den frevelnden Heinrich nicht bald mit schwerer Hand fühlen liessen, daß sie ihn nicht deshalb auf den Kaiserthron hoben, um sie und ihre Söhne nach Willkühr mishandeln zu können.

Heinrich sucht sich wirklich zu rechtfertigen — nahm Ludwig das Wort — Mein unglücklicher Bruder beklagte sich, daß er mit seinen gefährlichen schmerzhaften Wunden nicht nur in einem schauderhaften Kerker, in dem der Gesundeste hätte erkranken mögen, geworfen, sondern ihm auch kaum vergönnt wurde, seine Wunden verbinden und heilen zu lassen.

Seine Klagen wurden lauter, so wie sein Schmerz und seine Leiden vermehrt wurden, doch waren sie bey aller Gerechtigkeit bescheiden, und nur in einem Fieberanfalle, eine Folge seiner Wunden, entfuhren ihm die Worte: Tyrann, Unmenschlichkeit und Heinrich etliche mahl. Diese macht ihm jetzt der Kaiser zum Verbrechen, für das er zwey Jahre im Kerker büssen soll, ob gleich Herrmann nach der Wiederherstellung von jenem Fieber in seinen Klagen so bescheiden war, als zuvor, und diese ganz schwiegen, seit er von seinen Wunden wieder geheilt ist.

O mein Herrmann — rief der Graf aus — wie gern wollt ich für dich dulden! Heil dir Adelheid, daß der Tod dich dem Jammer entrückt hat, der meinem Alter aufgehoben war!

Daß der Kaiser — fuhr Ludwig fort — was ich euch sagte, nur zur Entschuldigung seiner Wortbrüchigkeit braucht — hiervon seyd ihr alle wohl so vollkommen überzeugt als ich. Der Besitz der Wartburg genügt ihm noch nicht, als Bürge eurer Treue, mein Vater. Nur durch die Zurückhaltung eures Sohnes glaubte er sich derselben ganz versichern zu können, nun da ihm eure zärtliche Vaterliebe bekannt ist.

Wißt

Wißt ihr mir von meinem Vater nichts zu sagen — konnte Wiprecht eine Frage nicht länger zurück drängen, die schon oft auf seinen Lippen geschwebt hatte.

Nichts — antwortete Ludwig — als ähnlich traurige Dinge, wie ich sie von meinem Bruder erzählte. Euer Vater ist zur dreyjährigen Haft im Schlosse Dreifels verurtheilt, ihr selbst zum zweyten mahle geächtet worden.

Zehnmal mögte Heinrich mich ächten — erwiederte Wiprecht — zehnmal der Pabst mich in den Bann thun, wenn nur mein Vater frey wäre. Männer, fließt in euren Adern deutsches Blut, seyd ihr nicht Abarten dieses biedern Volkes, das Gerechtigkeit und Freyheit ehrt und die Beleidiger, die Unterdrücker derselben verfolgt, so schwört mit mir dem Unterdrücker der freyen Deutschen, schwört dem tyrannischen Heinrich blutige, fürchterliche Rache! Mag er uns ächten, so viel ihm beliebt! Die Vermehrung seiner Ungerechtigkeiten soll nur unsere Rache vermehren.

Wir schwören mit euch — riefen Alle — was gewiß Jeder unter uns schon längst im geheim schwur.

Ja fürchterlich wollen wir uns rächen — setzte der Graf von Thüringen hinzu — aber

ich bitte euch alle, eilt nicht zu sehr mit eurer Rache. Laßt uns klüglich handeln und mit ihr so lange zögern, bis wir stark genug sind, sie unserm Verfolger schwer und schrecklich fühlen zu lassen. Wir wollen den Bund zu erneuern trachten, den ein Unfall zerriß und mir ist es Pflicht, in dem mächtigsten Genossen desselben, den Muth wieder zu beleben, der ihn schon im Jünglingsalter beseelte und den ich, Gott verzeih mir diese Sünde! vor einigen Wochen schwächte, ohne zu wissen was ich that.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Ludwig bittet den Kaiser um einen fröhlichen Tag.

Seinem Entschlusse gemäß, reiste Graf Ludwig nach Braunschweig, zu dem Herzoge Lothar, den er zur Erneuerung des Bundes wider den Kaiser bereit und willig fand, nur glaubte der Herzog, daß sie sich durch die Verbindung mit noch mehreren Fürsten stärken müßten, bevor sie etwas wider den Kaiser zu unternehmen wagen dürften; und gleicher Meynung fand Graf Ludwig auch seinen Schwager Rudolph, daher sein Wunsch: seinen Herrmann mit gewaffne-

ter Hand von dem Kaiser fodern zu können; nicht so schnell erfüllt werden konnte, als sein Sehnen flehte.

Er versuchte, ob er Herrmanns Freyheit vielleicht durch andere Mittel würde bewirken können, beschwor alle Freunde, die er an Heinrichs Hofe hatte: sich für den unglücklichen Jüngling zu verwenden, und er beschwor sie nicht vergebens. Bald würde Herrmann frey worden seyn, wenn Heinrich die Bitten um seine Freyheit erfüllt hätte. Daß er zur Erfüllung derselben bisweilen Hoffnung machte, war alles, was Ludwigs und Herrmanns Freunde erhalten konnten, immer aber zeigte es sich, daß diese Hoffnung leer gewesen war.

Herrmann seufzte noch in seinem Kerker, als Heinrich im Jahr 1114 seine Vermählung mit Mathilden, der Tochter des Königs Heinrich von England, zu Maynz feierte. Diese Feierlichkeit zog viele Fürsten nach Maynz, dem Kaiser ihre Ehrerbietung zu bezeigen, aus andern Absichten aber fanden Lothar, Rudolph, Friedrich und Ludwig sich ein. Zwar gaben sie vor, aus gleicher Ursache nach Maynz gekommen zu seyn, doch hatte sie der Wunsch dahin geführt, ihren Bund durch einige der anwesen=

den Fürsten zu verstärken und Ludwigs Absicht war daneben: seinem Sohne von dem Kaiser die Freyheit zu erflehen. An einem Tage, den der Kaiser zu allgemeiner Freude bestimmt hatte, hoffte Ludwig, würde er seine Bitte nicht verweigern.

Ludwig und seine Bundesfreunde wußten die wahre Absicht ihrer Gegenwart in Maynz mit dem Schleyer der Ehrerbietung für den Kaiser geschickt zu verhüllen, doch konnten sie dadurch nicht verhindern, daß ihnen Heinrich kaltsinniger begegnete als allen Andern. Am stärksten äusserte er diesen Kaltsinn gegen den Grafen von Thüringen, der sich jedoch deshalb nicht abhalten ließ, sich dem Kaiser mit der Bitte für seinen Sohn zu nahen, so wenig ihm auch seine Freunde einen glücklichen Erfolg weissagten. Sie glaubten nicht einmal, daß Heinrich ihm verstatten würde, vor ihn zu kommen, allein dies erlaubte er dem Bittenden.

Der Kaiser will mich hören — verkündigte Ludwig jauchzend seinen Freunden — Sehet, er ist nicht ganz so schlimm, als ihr ahndetet!

Daß er nur auch eure Bitte erhören mögte — wünschten jene.

Voll Zuversicht, daß er dies thun würde, gieng Ludwig zu ihm, aber in des Kaisers

zornigen Blicken fand er für seine Hoffnung keine Nahrung, und sie sank ganz dahin, als er seine Bitte heraus gestammelt hatte.

Wißt ihr nicht, Graf — fragte ihn Heinrich zornig — daß der heutige Tag unter denen, welche wir hier zu verleben gedenken, einer der fröhlichsten seyn soll? Warum behelligt ihr uns daher eben heut mit euren Klagen?

Damit die Milde eurer kaiserlichen Majestät — antwortete Ludwig — den Tag, an welchem Alle um mich her sich freuen! auch mir zu einem fröhlichen machen möge.

Dankt es unserer Milde — erwiederte Heinrich — daß wir euren Sohn, einen Majestätsverbrecher wie sein Vater, nicht nach Verdienst, sondern gnädig bestraften.

Ich flehe euch, gnädigster Herr — bat Ludwig — rechnet meinem Sohne nicht zu, was Schmerz und Fieberhitze aus ihm preßte.

Und wir befehlen euch — entgegnete Heinrich — versucht es nicht, den Lauf unserer Gerechtigkeit zu hemmen!

Nein, ihn zu befördern wollte ich wagen — fuhr Ludwig fort — Der Arzt und der Wärter meines Sohnes können es eurer Majestät bezeugen, daß er in der Fieberhitze sprach, was ihm nachher zum Vorwurfe gereichte und

— Eure Majestät wird einem gebeugten Vater seine Kühnheit verzeihen — und Abwesenheit des Verstandes straft Gerechtigkeit nicht.

Hinweg mit dem Frevler — rief Heinrich seinen Dienern zu — hinweg mit ihm, daß er gleich seinem Sohne für seinen Frevel büsse!

Er sprachs und Ludwig wurde verhaftet. Aufgefodert durch die mit ihm verbundne Fürsten, baten viele der Größten des Reichs für den verhafteten Greis. Sie baten vergebens. Voll unerbittlicher Härte, ließ ihn Heinrich von Maynz hinweg zur sichern Verwahrung abführen. Diese Härte empörte die Bittenden und schadete dem Kaiser mehr, als dem Grafen von Thüringen, indem eine grosse Anzahl, der in Maynz gegenwärtigen Fürsten, dem Bunde wider ihn beytrat.

Die mehresten dieser Fürsten entschuldigten Ludwigs Betragen. Einige nannten es gerecht, Andere verzeiblich und nur Wenige erklärten es für ein Verbrechen, weil sie gewohnt waren, alles so zu nennen, wie der Kaiser es genannt wissen wollte. Den tiefsten Eindruck machte Ludwigs Unfall auf die mit ihm verbundnen Fürsten, weil sie nun für ihre eigne Sicherheit ebenfalls zitterten. Ihr neuer Bund war zwar dem Kaiser noch nicht verrathen, doch versprach

dies den furchtvollen Fürsten nicht mehr Sicherheit, da Ludwig nicht aus dieser Ursache verhaftet worden war.

Wie alle Andere hatte er von dem Kaiser Vergebung erhalten, und dieser konnte an seiner Treue weniger zweifeln, als an der Treue jedes Andern, weil nicht nur die wichtigste Feste seines Landes, sondern auch sein Sohn in des Kaisers Gewalt war. Eifrig betrieben daher die erbitterten Fürsten die Verstärkung ihres Bundes, dem auch Viele beytraten, ohne dazu aufgefodert zu werden. Heinrichs Härte gegen den beklagten Grafen von Thüringen, wendete ihre Herzen von ihm, und die Furcht: daß er vielleicht späterhin gegen sie nicht minder hart und ungerecht seyn mögte; zeigte in ihnen den Entschluß: sich durch Verbindungen unter sich in den Stand zu setzen, den Aufwallungen der Ungerechtigkeit des Kaisers Gewalt entgegen stellen zu können; als Befehl der Nothwendigkeit.

Die ältern Bundesverwandten Ludwigs freueten sich des glücklichen Erfolgs ihrer Bemühungen: neue zu werben; nöthige Sorgfalt für ihre Sicherheit hielt sie aber ab, diese Werbungen so lange fortzusetzen, als der Aufenthalt des Kaisers und der Fürsten zu Maynz ihnen Gelegenheit verschaft haben würde, zumal da

an ihrem Bund sich schon so viele Fürsten angeschlossen hatten, als die Thüringer und Sachsen vorher noch nie unter ihren Bundesverwandten zählten. Wir übergehen hier die Namen derselben, weil wir unsern Lesern nicht gern blos ein trocknes Namenverzeichniß liefern wollen; und sie mit allen diesen Männern etwas genauer bekannt zu machen verhindert uns das nahe Ende unserer Geschichte.

Ludwigs Freunde beschlossen also Maynz zu verlassen und schneller noch, als es Anfangs ihr Wille gewesen war, führten sie diesen Entschluß aus, da Lothar geheime Nachricht erhielt, daß er seines Herzogthums entsetzt und Graf Hoyer zum Lohne der treuen Dienste, die er kaiserlicher Majestät geleistet hätte, damit belehnt werden sollte.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft bey den Ihrigen fingen die ältern Verbundnen an sich mit aller Macht zu rüsten, munterten durch geheime Boten die neuen Glieder ihres Bundes, zu gleich schnellen und eifrigen Rüstungen auf und erhielten von allen die Zusage, daß sie mit ihnen in ihren Rüstungen in Schnelle und Stärke wetteifern würden.

Jeder Augenzeuge bewunderte die Eil, mit welcher die Anstalten zum Kriege allgemein gemacht worden, nur den Söhnen Ludwigs

giengen sie zu langsam von statten, da sie sie beschleunigt wünschten, um ihren Vater in Freyheit setzen zu können; keiner aber unter ihnen wünschte ihre Beendigung sehnlicher als Heinrich, bis seine feurige Kindesliebe endlich einen Versuch beschloß, ob es nicht möglich wäre, den geliebten Vater ohne Hülfe eines mächtigen Heeres in Freyheit zu setzen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Graf Heinrich vergißt über eine schöne Dirne seines Vaters.

Heinrich war unter Ludwigs Söhnen der einzige, der für Gesang und Saitenspiel gleich starke Neigung hatte, wie er und, gleich ihm in beyden so geübt war, daß er ein Meister seiner Kunst genannt werden konnte. Was ihm bisher blos Vergnügen gewährt hatte, würde ihm jetzt — hoffte er — grössern Nutzen verschaffen können. Wie ein Spielmann gekleidet und mit einer beträchtlichen Summe Geldes versehen, machte er sich gen Würzburg auf, wo sein Vater im Kerker schmachtete. Durch jenes schmeichelte er sich bey dem Kerkermei-

ster Eintritt erhalten, durch diese ihn bestechen zu können.

Er langte in Würzburg an, wo gleich am ersten Tage ein glücklicher Zufall sein Vorhaben begünstigte. Sich einige Bekanntschaft zu erwerben, spielte er in einem Gasthause, wo sein kunstvolles Spiel bald viele Zuhörer versammelte. Auch die Töchter des Wirthes hörten ihm zu und eine Gespielin, die sie eben heimsuchte und unter Allen Heinrichs Spiel die mehreste Aufmerksamkeit schenkte. Um sich daran noch mehr zu ergötzen, trat sie nahe vor Heinrichen, der aber zu einzig mit dem Gedanken an seinen Vater beschäftigt war, um die schöne Dirne zu bemerken.

Jutta — so hieß die Dirne — war nicht die Einzige, die durch Heinrichs Spiel gereizt wurde, sich ihm mehr zu nähern. Bald drängte sich eine grosse Menge hin zu ihm. Jeder wollte der Nächste seyn, und so kam Jutta, durch das Gedränge hinter ihr, Heinrichen so nahe, daß ihr Gewand ihn berührte. Ein unbescheidner Neugieriger wollte jetzt den Zirkel durchbrechen, in den Heinrich geschlossen worden war. Er stieß an Juttas Nachbarin, diese an Jutta, durch die nun Heinrich einen unsanften Stoß erhielt, der ihn aus seiner

Abwesenheit des Geistes weckte. Er blickte auf und sahe Jutta, ein Mädchen, so schön, wie er noch wenig gesehen hatte.

Vergieb künstlicher Harfner — entschuldigte sich Jutta erröthend — daß ich die lieblichen Töne unterbrach, die du aus deinem Saitenspiele locktest.

Die Röthe, welche ihre Wangen überflog, machte die schöne Jutta noch schöner und Schönheit, wie euch, liebe Leser, nicht unbekannt seyn wird, zaubert abwesende Geister zurück und fesselt sie. Heinrich bewies dieß durch sein Beyspiel, da er durch das Anschauen der schönen Dirne seines Vaters, seit langer Zeit zum ersten mahle, auf einige Augenblicke vergaß. Staunend hafteten seine Blicke an ihr, indeß Jutta ihre Entschuldigung also fortsetzte.

Der Wunsch: deines Spiels mich noch mehr freuen zu können; zog mich so nahe zu dir her, daß ich es nicht vermeiden konnte, einen Stoß, den ich erhielt, auf dich fort zu pflanzen.

Gefällt euch mein Spiel, liebliche Jungfrau? — fragte Heinrich.

Wie mir noch keins gefiel — antwortete Jutta — Es schmilzt das Herz zu unaussprechlich angenehmen Empfindungen. Aber ich

bitte dich Harfner, that dir mein Stoß nicht wehe, so laß dich in deinem Spiele nicht länger stören.

O nein, er that nicht wehe — erwiederte Heinrich — und ich wollte euch gern noch länger spielen, wenn des Gedränges hier nicht allzuviel wäre.

Komm mit in das Gemach meiner Mutter, Harfner — fieng Juttas Gespielin an — Dort drängt dich nichts und meine Mutter freuet sich auch deines Spiels, dem sie hier nicht zuhören kann, weil ein böser Fuß sie zu gehen hindert.

Heinrich folgte den Jungfrauen und spielte vor ihnen, so lange bis er sich erinnerte, daß er nicht nach Würzburg gekommen wäre, um sich schönen Dirnen gefällig zu machen.

Wie würde sich mein Vater freuen — sprach Jutta — wenn er dein liebliches Saitenspiel hörte.

Wer ist euer Vater, schöne Jungfrau? — fragte Heinrich.

Wolf, der Kerkermeister — antwortete Jutta.

Ich wollte mich nicht in Würzburg verweilen — erwiederte Heinrich — wollte heut schon wieder hinaus, aber um euretwillen mög-

te ich schier bis morgen harren, um euch und eurem Vater etwas vorzuspielen.

Und warum nicht heut schon? — fragte Jutta.

Auch das, so ihr es verlangt — gab Heinrich zur Antwort — Wenn soll ich kommen?

In einer Stunde, wenn du kannst — sprach Jutta.

Ich komme, Jungfrau — versprach Heinrich.

Jutta gieng und Heinrich folgte ihr nach, so bald die Stunde verflossen war. Wolf freuete sich seiner Ankunft und Heinrich freuete sich, daß Jutta ihn gestossen hatte. Noch lebhafter aber wurde seine Freude, als er bemerkte, daß Wolf nicht nur ein Liebhaber des Saitenspiels, sondern ein Mann war, wie wenig Kerkermeister. Statt der Härte und des Ungestüms, die dieser Art Menschen gewöhnlich sind, äusserte Wolf Menschlichkeit und Gefühl, welche in Heinrichs Busen die Hoffnung hervor brachten: daß er seine Absicht erreichen würde; doch hütete er sich weislich, sie heut schon zu verrathen, weil er seinen Mann zuvor erst näher erforschen wollte. Er verließ jetzt den Kerkermeister, säumte aber nicht des andern Morgens wieder zu ihm zu gehen.

Ich habe Verdienst in Würzburg gefunden — sprach Heinrich zu dem Kerkermeister, der ihn schon fern von sich glaubte — drum will ich noch einige Tage hier bleiben und zu dir, Wolf, komme ich wieder, weil du mir gefällst.

Wolf fürchtete Anfangs, seine Jutta gefiele dem Harfner, diese Furcht verließ ihn aber, da er sahe, daß er die eben abwesende Dirne weder mit den Augen suchte noch nach ihr fragte und, kurz nach ihrer Heimkehr, von ihm schied, nachdem er ihm vorher versichert hatte, daß er ihn, so lange er in Würzburg bliebe, täglich besuchen würde.

Bist du aus Thüringen? — fragte Wolf den jungen Grafen, als er des andern Tages wieder zu ihm kam.

Nein — antwortete Heinrich — aber ich war einmal da. Doch was bringt dich auf diese Frage?

Ich frage nicht für mich — erwiederte Wolf — sondern im Namen des Grafen von Thüringen, den der Kaiser unserm Bischoffe zur Haft gab, und dieser gab ihn mir zur sichern Bewahrung.

Hat der Graf von Thüringen mich gesehen — entgegnete Heinrich, indem er mit schwerer Mühe die Verwirrung verbarg, in die der Kerkermeister ihn gesetzt hatte.

Nein — gab Wolf zur Antwort — aber ein Lied, das du gestern spieltest, hat er gehört. Er sagte: er hätte dies Lied gemacht; und wunderte sich, daß du es wüßtest.

Ich schnappte es weg — sprach Heinrich — da ich zu Schaumburg war und es einmal den Sohn des Grafen von Thüringen singen hörte. Es war ein wackerer Herr, der Graf von Thüringen.

Still — unterbrach ihn Wolf — in Würzburg darfst du dies nicht laut sagen, hier heißt er ein Majestätsverbrecher, ein Aufrührer. Ich aber sage wie du und beklage nur, daß ich dem Grafen sonst nichts verschaffen kann, als Erleichterung seiner Haft. Wahrlich, ich habe noch keinen unter meinen Gefangenen weniger gern in meiner Gewalt gesehen, als diesen biedern Greis.

Aber bemerkt es der Graf von Thüringen nicht, daß du ihm wohl willst? — fragte Heinrich.

Wenigstens minder, als ich es ihm äussern würde, wenn ich nicht fürchtete, daß er mich dann verleiten mögte: ihm zur Flucht behülflich zu seyn — antwortete Wolf — und thäte ich dies, so wäre ich ein unglücklicher Mann, verlöre meinen Dienst, wo nicht gar mein Leben.

Dies war zu viel um nicht den jungen Grafen zweifelhaft zu machen, ob er dem Kerkermeister trauen dürfte, oder nicht vielmehr argwohnen müste, daß er ihn auszuforschen gedächte, allein der Wunsch des erstern und Wolfs redliches Ansehen verscheuchten diese Zweifel bald. Heinrich entdeckte sich ihm und versicherte, ihm und seine Tochter reichlichen Unterhalt, so lange sie lebten, wenn er seinen Vater entwischen lassen würde. Wolf ließ sich bereden und versprach, dem Grafen von Thüringen des andern Tages die Freyheit zu verschaffen.

Ich bringe euren Herrn Vater bis vor die Stadt — sprach Wolf — dann aber, gnädiger Herr, müßt ihr für unser weiteres Fortkommen sorgen.

Das ist nicht schwer — erwiederte Heinrich — wenn nur mein Vater erst glücklich ausser den Mauren der Stadt ist. Mein Knappe lebt hier mit drey Pferden verborgen, eins kauft er heut noch und erwartet uns dann mit diesen vier Rossen. Ich und deine Jutta gehen voran aus der Stadt, verkleidet folgt mein Vater mit dir uns nach; wir schwingen uns eilend auf die harrenden Pferde und jagen nach Schaumburg, wo es dir, ehrlicher Wolf, an nichts gebrechen soll. Ruhig und fröhlich kannst

zu leben und hast förderhin nicht mehr nöthig, zum Werkzeuge der Ungerechtigkeit dich brauchen zu lassen.

Wo bleibe aber ich? — fragte Jutta — Ich weiß den Weg nach Thüringen nicht.

Sey ohne Sorgen, gutes Mädchen — tröstete sie Heinrich — Ich nehme dich mit auf mein Pferd.

O nein, gnädiger Herr, das wäre zu viel Milde von euch — wendete Jutta ein — Wollt ihr mir aber vergönnen, mich mit auf das Pferd eures Knappen zu setzen, so werde ich euch freudig danken.

Nein — versicherte Heinrich — die mittelbare Retterin meines Vaters ist mir zu theuer, als daß ich nicht selbst, die ungewohnten Beschwerden einer Reise von ihr zu entfernen suchen sollte.

Der ausgedachte Plan gelang nach Wunsche, und sonder Gefährde langten unsre Reisenden in Schaumburg an, wo Ludwigs unerwartete Zurückkunft die lauteste Freude allgemein verbreitete. Ausser dem Glücke: die Seinigen wieder zu sehen; wurde Ludwig auch durch die Nachricht von dem mächtigen Bunde, der nach seiner Verhaftung wider den Kaiser errichtet worden war, zur lebhaftesten Freude aufgefodert, zumal da schon von allen Bundesverwandten Kunde eingetroffen war, daß sie nur

noch den Hoftag, den der Kaiser zu Goslar zu halten gedächte, abwarten wollten, ehe sie ihre ausgerüsteten Heere in das Feld führten.

Sind sie versammelt — sprach Ludwig zu seinen Söhnen — dann laßt es uns das Erste seyn: vor Hammerstein zu rücken, um den Kerker unseres Herrmanns zu zerbrechen.

Friedrich versprach, sich mit dem Grafen von Thüringen zu Erreichung dieses Entzwekkes zu verbinden, bald aber wurde der verabredete Zug unnöthig gemacht. Ein Abgeschickter des Befehlshabers zu Hammerstein brachte die traurige Botschaft nach Schaumburg: daß Graf Herrmann durch den Tod seiner Haft entledigt worden wäre. Gern hätten Herrmanns Brüder und sein Vater die Wahrheit dieser Nachricht bezweifelt, aber eine Schrift von Herrmann selbst, in den letzten Stunden seines Lebens, unterzeichnet, erlaubte ihnen diesen wohlthätigen Zweifel nicht. Sie wischten sich einige männliche Thränen aus den Augen, dem unglücklichen Herrmann geweihet, dann beschlossen sie, seinen Tod zu rächen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Wiprecht rächt seinen Vater.

Alle verbundne Fürsten wurden von dem Kaiser nach Goslar entboten, keiner aber erschien.

Sie hielten dagegen eine Zusammenkunft zu Kreuzburg, um ihrem Bunde noch mehrere Festigkeit zu geben und um zugleich über die besten Maaßregeln zu ihren weitern Unternehmungen gemeinschaftlich zu rathschlagen. Durch beydes brachten sie den Kaiser noch mehr wider sie auf, welcher sie dadurch bestrafte, daß er sie alle in die Acht erklärte, auch mit den Besitzungen einiger unter ihnen seine Getreuen belehnte.

Das Herzogthum Sachsen erhielt Graf Hoyer zu Mannsfeld, wie dem Innhaber dieses Lehns schon zuvor war berichtet worden, doch nützte dem Grafen Hoyer sein Herzogthum so wenig, als den verbundnen Fürsten die Acht schadete. Der Haß gegen den Kaiser und alles was ihm anhieng, war unter den Unterthanen der Geächteten zu allgemein, als daß sie die Verweigerung ihres fernern Gehorsams zu befürchten gehabt hätte.

Die Unterthanen Ludwigs erhielt nicht dieser Haß allein, sondern vorzüglich die ungeheucheltste Liebe zu ihrem gütigen Landesvater treu. Unser Vater ist in Noth, laßt uns ihm thätig helfen — rief Einer dem Andern zu — und in kurzer Zeit stand ein so starkes Heer, als Ludwig es noch nie aus seinem Lande gehoben hatte, bereit, seinem Winke zu fol-

gen. Nicht lange durften die Muthigen harren, bis der Ruf zum Kampfe ertönte.

Bey dem Wolfelsholze hatte indessen Herzog Lothar seine Krieger versammelt, mit welchen die übrigen verbundnen Fürsten die ihrigen zu vereinigen versprochen hatten, so bald ein kaiserliches Heer im Felde erscheinen würde, denn für jetzt hatte Lothar sich nicht wider den Kaiser sondern nur wider den Grafen von Mannsfeld, gerüstet, den er durch öfters wiederholte Einfälle in sein Land von einem Versuche: sich des von dem Kaiser erhaltnen Herzogthums zu bemächtigen, abzuhalten wußte. Diese Vorübungen zu wichtigern Kämpfen dauerten nicht lange, denn Kaiser Heinrich säumte nicht die Bitten seines treuen Hoyers: ihm beyzustehen; zu erfüllen. Des Kaisers Wink zog bey Walhausen ein zahlreiches Herr zusammen, ob es schon zuvor sein Wille nicht gewesen war, die Fehde im strengsten Winter zu beginnen. Gefälligkeit gegen Graf Hoyern war jedoch nicht die einzige Ursache, warum der Kaiser seinen Entschluß veränderte, ein Rückblick auf seine erste Streitigkeit mit den Thüringern und Sachsen vielleicht eine noch wirksamere, als jene.

Damals war es ihm gelungen, der Vereinigung der Verbundnen zuvor zu kommen und Vortheile über sie zu erhalten, ehe dies

durch die Versammlung ihrer ganzen Macht erschwert wurde. Eines gleich glücklichen Erfolgs schmeichelte er sich auch jetzt von dem Angriffe wider Einzelne, weshalb er beschloß, dem entsetzten Herzog Lothar die Schwere seiner Rache zuerst fühlen zu lassen, allein die kaiserlichen Völker standen kaum im Felde, als auch schon die verbundnen Fürsten zu Lothars Verstärkung hinzu eilten.

Auch Graf Ludwig ließ sich weder durch die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs im Winter, noch durch die Bitten seiner Söhne: seines Alters daheim in seinem Lande ruhig zu pflegen; abhalten, zum entscheidenden Kampfe für das Vaterland auszuziehen. Er führte seine Krieger selbst an; und will er duldeten diese der Beschwerden so mancherley, da sie ihren Anführer sich keiner entziehen sahen, und jeder Blick auf ihn befeuerte ihren Muth noch mehr, weil er sie an die Ungerechtigkeiten erinnerte, die Ludwig von dem Kaiser erlitten hatte.

So bald die verbundnen Fürsten, mit ihren muthigen Kriegern, bey dem Wolfesholze zusammen getroffen waren, sandten sie einen Abgeordneten an den Kaiser, ihm zu erklären: daß sie sich nicht zum Aufruhre, sondern zur Nothwehr gerüstet hätten und ihre Schwerder nicht aus den Scheiden ziehen würden, wenn kaiserliche Majestät geruhen wollte, ihre gerech-

ten Beschwerden anzuhören und abzustellen. Sie boten einen Vergleich an, allein dem Kaiser gefiel es kaum, ihren Abgesandten zu hören.

Mit Aufrührern friedlicher Unterhandlungen zu pflegen, ist wider die Würde unserer Majestät; sie für ihren Frevel zu züchtigen unsere Pflicht — wendete sich der Kaiser erzürnt von ihm hinweg, ehe er noch geendet hatte und gab nun seinem Heere Befehl, zum schleunigen Aufbruche. Er selbst zog zwar mit, ernannte aber Hoyern, dessen Treue und Tapferkeit er erprobt hatte, zum ersten Anführer, zu einem der obersten nach ihm den Ritter Ludolph von Hackeborn.

Des Kaisers Absicht war, die Verbundnen zu überfallen, ehe sie seinen Angriff ahnden würden; sie auszuführen wurde er aber durch ihre Wachsamkeit verhindert und durch den tiefen Schnee, in welchem die Seinigen hatten waden müssen, wodurch sie zu sehr ermattet waren, um den Kampf so gleich zu beginnen. Lothar, den einstimmige Wahl zum ersten Anführer des verbundnen Heeres ernannt hatte, und die übrigen Anführer desselben wollten absichtlich nicht den ersten Angriff machen, um ihre vortheilhafte Stellung nicht verlassen zu müssen, da sie ohnehin versichert waren, daß seine Hitze dem Grafen von Mannsfeld nicht vergönnen würde, ihre Begierde zum Kampfe lange unbefriedigt zu lassen.

So vergieng ein Tag, ohne daß beyde Heere dieser gleich grossen Begierde zum Kampfe gemäß gehandelt hätten. Diese Ruhe vor dem nahen Sturme, benutzten die Anführer, den Muth ihrer Krieger noch mehr zu entflammen. Erinnerung an den alten Ruhm der Tapferkeit, an ihre beschränkte Freyheit und an das unerträgliche Joch, mit welchem der Kaiser sie belasten würde, wenn er siegen sollte, waren die Anfachungsmittel, welcher sich die verbundnen Fürsten bedienten, indeß Graf Hoyer die Seinigen bey der Treue gegen den Kaiser und bey der Liebe zu ihm selbst beschwor: jetzt den Ruhm zu befestigen, den sie in frühern Schlachten gegründet hätten. Für ihn selbst war der Besitz des Herzogthums Sachsens Auffoderung genug zum tapfersten Kampfe, denn er vermuthete voraus, daß diese Schlacht entscheiden würde, ob er hinfort Graf oder Herzog heissen sollte.

Der folgende Tag, der erste des Hornungs, brach an, und Graf Hoyer rufte unter seinem Heere die Muthigsten hervor, um mit dem Angriffe nicht länger zu zögern. In den vorhergegangenen kleinen Gefechten mit den Kriegern des Herzogs von Sachsen hatte der Sieg selten zum Vortheile der Mannsfelder entschieden, absichtlich griff daher Hoyer zuerst die Thüringer an, die Ludwig und seine Söhne, Pfalzgraf Friedrich und der jüngere Wi-

precht befehligten. Alle waren muthvoll und sehnten sich nach dem Kampfe, doch freuete sich keiner des Angriffes mehr als Wiprecht.

Bevor ich für das Vaterland fechte, will ich meinen Vater an Graf Hoyern rächen — rief er aus, sprengte aus der Reihe hervor und foderte Graf Hoyern zum Zweykampfe. Hoyer nahm die Ausfoderung an, Ritter Ludolph von Hackeborn gesellte sich zu ihm, zu Wiprechten Heinrich von Thüringen; und beyde Heere standen den Mauren gleich, den Kampf dieser Helden anzustaunen. Kaum hatte er begonnen, als Wiprechts starker Arm seinen Spieß in Hoyers Brust warf. Hoyer sank von seinem Rosse. Jubelgeschrey lief bey dem vereinigten Heere bis zu dem letzten seiner Glieder fort, indeß Hoyers Krieger bangten. Ihr sinkender Muth erhob sich jetzt wieder, als Ritter Ludolph den Spieß aus Hoyers Brust zog und dieser Wiprechten zum Faustkampfe rief. Wiprecht übergab sein Streitroß seinem Knappen, stellte sich seinem Gegner noch voll hohern Muthes, denn vorher, entgegen und endigte den Kampf bald so ruhmvoll, als er ihn begonnen hatte, indem er den blutenden Hoyer durch neue Wunden vollends zu Boden stürzte.

Jetzt schwang er sich wieder auf sein Roß und eilte zurück zu den Seinigen, die ihm jauchzend entgegen kamen, um wo möglich glei-

chen Ruhm zu erwerben wie er. In wenig Augenblicken wurde die Schlacht allgemein. Hoyers Fall hatte die Verbundnen mit Hoffnung des Sieges, das kaiserliche Heer mit Furcht erfüllt und von beyden äusserten sich die Folgen sehr bald. Der Angriff der Verbundnen war wüthender, der Widerstand der kaiserlichen schwächer, als vielleicht ohne Hoyers Fall beyde gewesen wären. Heinrichs Krieger wichen, ohne daß sein und Ludolphs Zuruf ihren entflohenen Muth wieder zu beleben vermogte, aber vergebens war die Eil ihrer Flucht, denn je schneller sie flohen, je rastloser setzten ihnen die Siegenden nach. Schrecklicher war die Niederlage des kaiserlichen Heeres, unter den fünf und vierzig tausend Toden, die das Schlachtfeld bedeckten, befanden sich von den Verbundnen nur wenige tausend.

Die Sieger endigten die Verfolgung der Geschlagenen erst dann als sie durch die eingebrochene Nacht verhindert wurden, sie länger fortzusezzen. Nun kehrten sie wieder auf das Schlachtfeld zurück und blieben, um einen Angriff des, immer noch starken geflohenen Heeres sonder Gefährde erwarten zu können, unter den Waffen, bis sie des andern Morgens umsonst nach einem lebendigen kaiserlichen Krieger umher spähten. Jetzt erst fingen sie an das kaiserliche Lager und auf dem Schlachtfelde zu plündern, doch freueten sie sich der Beute, die sie fanden, weniger als über die

Menge ihrer getödeten Feinde, die von dem vollkommsten Siege zeugte und sie zugleich mit der zuversichtlichen Hoffnung erfüllte: daß sie fort an von dem Kaiser wenig mehr zu fürchten hätten.

Sie beobachteten nun die letzte Pflicht gegen ihre für das Vaterland gestorbenen Brüder, machten ihnen Gruben und wünschten ihnen eine so fröhliche Urständ als rühmlich ihr Tod gewesen war. Unbegraben blieben aber die Toden von des Kaisers Heere liegen, denn Bischoff Reinhard zu Halberstadt, einer der verbundnen Fürsten, belegte Jeden mit dem Banne, der es wagen würde, neben den Verfechtern der Freyheit, denn die wider sie fochten, eine Ruhestätte zu machen.

Zur Erinnerung an die gefallnen Brüder wurde nachher auf dem Platze, wo sie zur Ruhe bis an jenen Tag aufbewahrt wurden, ein Dorf erbauet, das den Namen Todendorf erhielt; und zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg, der Sachsen und Thüringen die Freyheit sicherte, eine Seule errichtet und mit einem geharnischten Manne geziert, der seinen Streitkolben zum tödlichen Streiche erhob. Viele Jahre nachher wallfahrteten die Bewohner beyder Länder noch zu dieser Seule, um hier jenen grossen Tag des Siegs, den Tag, der ihre Freyheit erhielt, zu feiern, und heut noch, Leser! erzählt dir der Landmann, bey Sandersleben und Hattstadt, vom heiligen Jodütte, in welchen späterhin der Mann mit dem Streitkolben

umgeschaffen und seinem Beystande der Sieg zugeschrieben wurde.

Sieben und dreißigstes Kapitel.
Ludwig erfüllt sein Gelübde.

Die Sieger eilten, ihren Sieg so viel als möglich zu benutzen und neue Siege folgten ihren Schritten. Graf Ludwigs erste Unternehmung, war die Wiedereroberung der Wartburg, die er durch seine Söhne aushungern ließ, um das liebste seiner Schlösser vor der Verwüstung zu sichern, die mit einer Eroberung durch Sturm unvermeidlich verknüpft gewesen seyn würde. Er selbst erstieg indessen den Kifhäuser, wo er das Schloß zerstörte, das Heinrich auf seiner Spitze erbauet hatte.

Wir wollen euch, theure Leser, nicht jetzt noch am Ende des Buchs mit all den Greuelscenen schrecken, deren Schauplatz das unglückliche Thüringen sechs Jahre lang war, da wir euch ohnehin schon so oft in Krieg und Schlachtgetümmel führen mußten und glauben, von euch keinen Vorwurf befürchten zu müssen, daß wir über diese Jahre des Schreckens hinweg eilen. Graf Ludwig gab in ihrem Laufe öftere Beweise, daß sein Alter die Tapferkeit noch nicht vermindert hatte, durch die er sich in frühern Jahren den Ruhm eines Helden erwarb und Ludwig und Heinrich zeigten, daß sie des Namens seiner Söhne würdig wären.

Wenig litt zwar Thüringen an diesem Zeitraume von den Völkern des Kaisers, da sich seine Macht von dem Verluste nicht wieder erholen konnte, den sie in der Schlacht beym Wolfesholze erlitten hatten, doch fühlte das Land die Drangsale des Kriegs deshalb nicht minder, weil wilde Schaaren es durchschwärmten, die sich Krieger nannten, ob sie gleich neue Räuber waren. Damals war es, wo der Adel anfieng sich vom Raube zu nähren, ein Uebel, dem erst einige Jahrhunderte nachher ganz abgeholfen werden konnte, und der Landmann und Bürger litt, mit dem nicht raubenden Adel, durch diese Räubereyen gleich stark. Allgemein wurde daher der Wunsch, daß ein Friede sie beendigen und Ruhe und Sicherheit wieder bringen mögte. Er wurde erfüllt, da Kaiser Heinrich sahe, daß er seine Absichten mit Thüringen und Sachsen nie erreichen würde und er die Herstellung der Ruhe in Deutschland eifrig wünschte, um dann auch seine Streitigkeiten mit den Päbsten schlichten zu können, die ihm nicht weniger Verdruß und Unruhe machten, als ehedem seinem Vater.

Zu Würzburg war es, wo sich von jeder Parthey zwölf Fürsten versammelten, um mit vereinigten Kräften an dem Frieden zu arbeiten, der von allen gleich stark gewünscht wurde. Dieser Wunsch beförderte ihn, er kam glücklich zu stande, wenn schon die Verwirrung, die durch die lange

daurenden Unruhen entstanden war, die Arbeiten der friedestiftenden Fürsten erschwerte.

Auch Graf Ludwig befand sich unter diesen versammelten Fürsten und war einer von denen, die sich am thätigsten für die Wiederherstellung der Ruhe verwendeten. So bald sie durch die Abschliessung des Friedens gesichert war, eilte er zurück in sein Land, wo sein Volk ihn mit lauterm Jauchzen als je empfing, da er als Friedensbote kam. Sehnlich hatten seine Unterthanen den Frieden herbeygefleht, da sie die Beschwerden des Kriegs im Anfange desselben mit ihrer ganzen Last gefühlt hatten. Nach der entscheidenden Schlacht bey dem Wolfesholze wurden zwar dieser Beschwerden weniger, doch waren ihrer immer noch zu viel, um die vorher erhaltnen Wunden heilen zu können.

Dies machte sich jetzt Ludwig zum eifrigsten Geschäft, das ihm aber schwerer wurde, als da die Ruhe, durch die Schlacht zwischen Gera und Droysig gegründet, ihm die Sorgfalt vergönnte, die Seinigen wieder so glücklich zu machen, als sie vor den Verheerungen des Krieges waren. Rastlos arbeitete Ludwig an der Erreichung seines Zweckes beynahe zwey Jahre lang, und doch war alles, was er zu thun vermogte, nur ein glücklicher Anfang zur Ausführung seines menschenfreundlichen Vorhabens. Daß ihm die Vollendung desselben unmöglich seyn würde, schloß er aus seiner zunehmenden Schwäche, die von hohem Alter her-

bey geführet wurde und ihm sein Ende nahe fürchten ließ.

Seine beyden Söhne hatten sich indessen vermählt. Ludwig mit Hedwig, der Tochter des Herzogs Lothar, und Heinrich mit der Wittwe des Grafen Giso von Gudensberg, die ebenfalls Hedwig hieß. Udo war Domherr zu Zeitz und hatte gerechte Hoffnung, den Wunsch: ein Bisthum zu erhalten; der von Kindheit an unter allen seinen Wünschen der stärkste war, bald erfüllt zu sehen.

Der Erinnerung an die Erfüllung des Gelübdes des Grafen von Thüringen stellte sich daher nichts entgegen, was ihm zu noch längerm Leben in der Welt aufgefodert hätte. Auch ließ er sich durch das allmählige Dahinschwinden seiner Kräfte nicht lange vergebens erinnern.

Es war in den ersten Monden des Jahres 1123, als Graf Ludwig seinen Söhnen den Entschluß: in das Kloster Reinhardsbrunn zu gehen; bekannt machte. Ihre Liebe ermangelte zwar nicht, ihn dringend zu bitten: daß er die Erfüllung seines Gelübdes auf noch längere Zeit hinaus setzen mochte; sie schwiegen aber, weil ihr Vater ihnen erklärte, daß sein Entschluß durch nichts erschüttert werden könne, und sie die Festigkeit kannten, die seinen Entschlüssen eigen war.

Ludwig berief hierauf die Edeln seines Landes zusammen, deren Bitten sich nutzlos mit den Bitten seiner Söhne vereinigten; stellte ihnen seinen

Ludwig als seinen Nachfolger vor; bat sie diesem so treu und ergeben zu seyn, als sie es ihm ohne Wandel gewesen wären; sagte ihnen ein herzliches Lebe wohl! und beschloß dann mit der Bitte: es nicht seinem Willen, sondern seinem Unvermögen beyzumessen, daß sie während seiner Regierung das Glück nicht ganz ungestört genossen hätten, welches ihnen geben zu können immer sein eifrigster Wunsch gewesen wäre.

Unsere späten Enkel werden noch die Zeiten rühmen, wo Graf Ludwig, der Vater seines Volkes, in den Jahren der Ruhe Glück und Wohlfahrt in seinem Lande verbreitete, und in den Jahren mörderischer und verheerender Kriege die allgemeine Noth wohlthätig linderte — sprach einer der versammelten Enkeln und wischte sich dann eine Zähre aus dem Auge, von Dankgefühl hervor gelockt.

Von mir, edle Männer — begann jetzt der jüngere Ludwig — nehmt das heiligste Versprechen: daß es unverrückt mein einziges Bestreben seyn wird, in die Fußtapfen meines Herrn und Vaters zu treten.

Die Versammelten riefen nun ihrem geliebten Vater Ludwig noch einmal Heil; schworen dann seinem Nachfolger ewige Treue und entfernten sich, voll herben Schmerzes: daß Vater Ludwig nicht länger unter ihnen leben wollte.

Ludwig trat seinem Sohne seine Länder ab, mit Ausschluß des Schlosses Schaumburg, das er für sich, so lange er noch lebte, behalten wollte und einiger andrer Schlösser, die Heinrich zu seinem Erbtheile erhielt, dann schloß er die geliebten Söhne in seine Arme; wünschte ihnen ein ruhigeres und glückliches Leben, als ihm des Schicksals Wille beschieden gehabt hätte; nahm von allen seinen Dienern und, von einem Altane des Schlosses zu Schaumburg herab, auch von seinem Volke Abschied und gieng nach Reinhardsbrunn, wohin ihn die Segenswünsche aller seiner Unterthanen begleiteten, ob schon keiner mit ihm zufrieden war, daß er sich von ihnen geschieden hatte. Traurig rief Einer dem Andern zu: Vater Ludwig ist ins Kloster gegangen; und schmerzlicher noch würde diese Traurigkeit gewesen seyn, wenn nicht jede Handlung des jüngern Ludwigs gezeigt hätte, daß er seinem Volke ein so gütiger und sorgsamer Vater wäre, als der Abgeschiedne.

Nur wenig Wochen hatte Ludwig zu Reinhardsbrunn gelebt, als der Tod ihn zu seiner Adelheid rief. Adelheidens Leichnam war von Scheiplitz nach Reinhardsbrunn gebracht worden, wo Ludwig ihr ein Grabmal errichten ließ und vor seinem Ende befahl: seine Gebeine an die Seite der Lieben zur Ruhe zu bringen, zu deren Geiste sein Geist bald eilen würde.

Der Segen des Entschlummerten wurde an seinen Söhnen erfüllt. Sie lebten ruhiger und glücklicher als er. Ludwig wurde, sieben Jahre nach dem Tode seines Vaters, von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, zum Landgrafen von Thüringen erhoben. Er war der Stammvater aller Landgrafen in Thüringen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich,

Ludwig der Springer Graf von Thüringen

Bd.: 2

Leipzig (1791)

P.o.germ. 593 sd-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110754-2
VD18 90027582